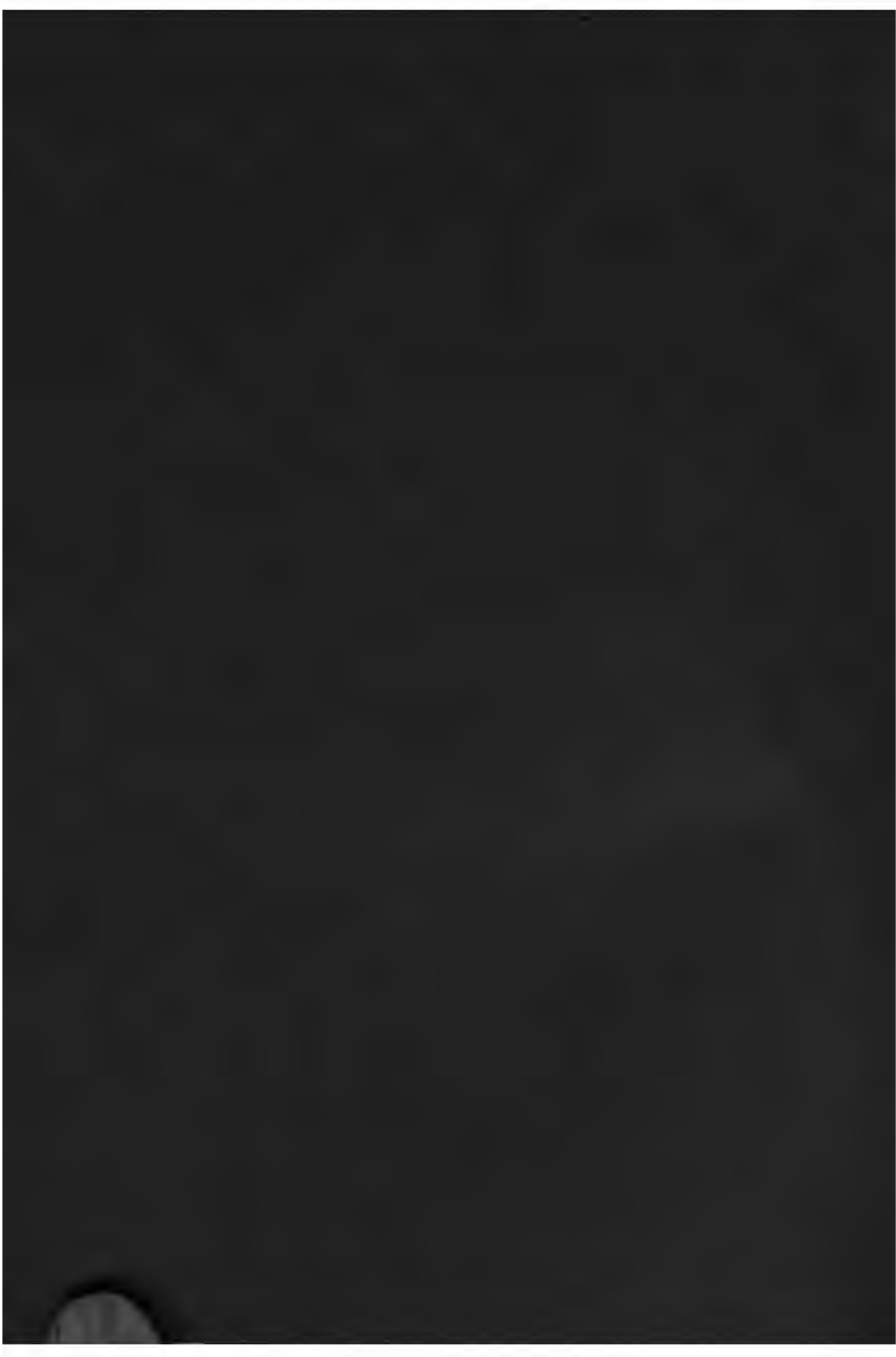








Aus sieben Jahrzehnten.

Erinnerungen

von

Christoph von Tiedemann.

Erster Band:

Schleswig-Holsteinische Erinnerungen.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1905.

Vorwort.

Wer, wie ich, im siebenzigsten Lebensjahre steht und auf eine Reihe interessanter Erlebnisse zurückblicken kann, hat, wie mir scheint, die Pflicht, über das, was er gesehen und gehört, ein Zeugnis abzulegen — in perpetuam rei memoriam, wie die Juristen sagen —, damit nicht die Bekundung von Vorgängen, über die er jetzt noch sichere Auskunft zu geben vermag, durch seinen Tod erschwert oder gar unmöglich gemacht wird.

Es ist erstaunlich, wie rasch in der Erinnerung Tatsachen verblassen, die mehrere Jahrzehnte zurückliegen und nicht ein unmittelbares persönliches Interesse gehabt haben. Vor vierzig Jahren nahm ganz Deutschland an den Geschicken meiner engeren Heimat den lebhaftesten Anteil und nichts hat die Gemüter heftiger erregt, wie die Frage des augustenburgischen Erbrechts. Nachdem aber die Jahre 1866 und 1870 mit ihrer weit größeren Wucht die Ereignisse von 1863 bis 1866 in den Hintergrund gedrängt haben, ist diese an sensationellen Wechselfällen so reiche Periode der Gärung und der Widersprüche für die meisten schon in nebelgraue Ferne gerückt.

Noch mehr gilt dies natürlich von der achtundvierziger Erhebung Schleswig-Holsteins und den Jahren, die noch weiter zurückliegen. Viele meiner engeren Landsleute kennen z. B. noch heute den Namen meines Vaters als eines der entschlossensten Vorkämpfer im deutsch-dänischen Streit, aber wenige werden eine Antwort auf die Frage geben können, was er denn eigentlich geleistet hat.

Ich habe nun versucht, unter steter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Ereignisse das Leben meines Vaters zu skizzieren und von dem Entwicklungsgange des meinigen eine möglichst getreue Schilderung zu geben. Die Irrungen, denen ich in meinem Tun und Denken unterworfen gewesen bin, habe ich dabei weder beschönigt noch verschleiert. Ich hoffe deshalb, daß man auch im übrigen mein Zeugnis als einwandfrei gelten lassen wird.

Wenn mir noch einige Lebensjahre beschieden sein sollten, werden diesem ersten Bande meiner Erinnerungen zwei weitere folgen.

Der zweite Band soll der Hauptsache nach Erinnerungen an die Zeit enthalten, in der ich als Chef der Reichskanzlei dem Fürsten Bismarck nahe stand. Für diesen interessantesten Abschnitt meines Lebens steht mir in meinen Tagebüchern und in zahlreichen Briefen maßgebender Persönlichkeiten ein umfangreiches Material zur Verfügung.

Der dritte Band wird meine parlamentarischen Denkwürdigkeiten umfassen. Da ich über dreißig Jahre den parlamentarischen Körperschaften angehört habe und nach- resp. nebeneinander Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, des Bundesrats und des deutschen Reichstags gewesen bin, so habe ich natürlich auch auf parlamentarischem Gebiete manches erlebt, was wert sein dürfte, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Berlin, im November 1905.

Christoph v. Tiedemann.

Inhaltsübersicht.

Kapitel I.

Die „meerumschlungene" Heimat.

I.

Bis zur französischen Juli-Revolution 1830 wurde mein Heimatland Schleswig-Holstein nur wenig von den Händeln der Welt berührt. Man führte, wie es in dem alten Kirchengebet heißt „ein ehrbares und geruhiges Leben" unter dem absoluten Regiment der dänischen Könige. Der Bauer im Westen: in Dithmarschen, Eiderstedt und den friesischen und Elbmarschen besorgte, aller Neuerung abhold und mißtrauisch gegen jede bureaukratische Einmischung, die öffentlichen Angelegenheiten seiner Gemeinde oder Landschaft in den hergebrachten Formen einer seit Jahrhunderten ausgebildeten Selbstverwaltung, und zwar nach alten, fast in jedem Landstrich verschiedenen Satzungen. Die Ritterschaft im Osten, intelligent und hochgebildet, verstand es auf ihren von herrlichen Buchenwaldungen umgebenen Landsitzen das Leben schön und genußreich zu gestalten und erfreute sich der besonderen Gunst des dänischen Hofes, durch die es ihr gelang, die einflußreichsten Stellen im höheren Staatsdienst und in der Diplomatie fast ausschließlich ihren jüngeren Söhnen zugänglich zu machen. In den Städten, die mit Ausnahme vielleicht von Kiel, einen ausgeprägt kleinstädtischen Charakter trugen, bewegte sich der Verkehr in primitivsten Formen; der

Handel war auf den Austausch der zum Lebensunterhalt notwendigen Gegenstände beschränkt, Industrie so gut wie gar nicht vorhanden. Der Beamtenstand endlich, zahlreicher und besser situiert als in irgend einem andern Lande, bemühte sich, so wenig wie möglich zu regieren und handhabte die obrigkeitliche Gewalt in ähnlich patriarchalischer Weise, wie der alte Amtshauptmann Wewer in Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“. Armen-, Schul- und Wegeverwaltung waren musterhaft geregelt und gaben zu Friktionen keinen Anlaß. Überall herrschte ein gediegener Wohlstand, überall ein Hängen am Alten und Hergebrachten, eine im innersten Kern konservative Gesinnung, wie sie dem bedächtigen, phlegmatischen Charakter der Bevölkerung naturgemäß entsprach.

Auch von den hochgehenden Wogen der Befreiungskriege war Schleswig-Holstein unberührt geblieben. König Friedrich VI. von Dänemark war Napoleons treuester Bundesgenosse gewesen. Die schleswig-holsteinischen Regimenter hatten gegen die Alliierten gefochten. Als kleiner Junge hörte ich mit offenem Munde zu, wenn der alte Gärtner auf dem Gute meines Vaters, Klaß Nast, von den Heldentaten berichtete, die er in der Schlacht von Sehestedt verübt hatte. In den breiten Schichten der Bevölkerung war selten oder nie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem großen deutschen Vaterlande jenseits der Elbe lebendig geworden. Nur die studierende Jugend, die mit Vorliebe Heidelberg, Erlangen, Würzburg und Jena besuchte, brachte von dort Erinnerungen und Beziehungen mit, die sie als wertvollsten Schatz bis in ihr höchstes Lebensalter bewahrten.

War auch das deutsche Nationalbewußtsein selbst in den gebildeten Kreisen nur schwach entwickelt, fühlte man sich in erster Linie hier nur als Schleswig-Holsteiner oder ab-

gekürzt Holsteiner, so konnte von einem dänischen Staatsgefühl nirgends, auch nicht einmal unter der dänisch redenden Bevölkerung Nordschleswigs die Rede sein. Schon der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den Inseldänen und den Nordschleswigern, die jütischen Stammes sind, verhinderte das. Die Inseldänen, namentlich die Kopenhagener lieben es, sich als die „Franzosen des Nordens" zu bezeichnen. Sie besitzen eine an Frivolität grenzende Leichtlebigkeit, einen prickelnden Witz, eine leicht erregbare Phantasie und eine tadellose Eleganz in der äußeren Erscheinung. Mit Hohn sahen sie auf die schwerfälligen Jüten und Nordschleswiger mit ihren gelben Haaren und Sommersprossen herab, die sich wie Tanzbären in ihren Holzschuhen bewegten und ein Patois sprachen, das die verwöhnten Ohren der feingebildeten Kopenhagener wie eine fortlaufende Dissonanz beleidigte. Umgekehrt betrachteten die Nordschleswiger die Kopenhagener Windbeutel mit einem argwöhnischen Mißtrauen, das jeder leicht empfindet, der das deprimierende Bewußtsein hat, übermütige Neckereien nicht mit gleicher Münze zurückzahlen zu können. Die Nordschleswiger fühlten sich weit mehr zu ihren friesischen und holsteinischen Landsleuten hingezogen, mit denen sie gleiche wirtschaftliche Interessen verbanden.

An der Königsau befand sich die Zollgrenze zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein. Die Absatzmärkte für die Erzeugnisse der Landwirtschaft und Viehzucht in den Herzogtümern waren Hamburg und London. Jenseits der Königsau kursierte eine andere Münze wie diesseits, dort dänisches Rigsbankgeld, hier hamburgisches und lübsches Kurant. War auch die Kirchen- und Schulsprache in den nordschleswigschen Distrikten dänisch, die Geschäfts- und Gerichtssprache war seit unvordenklichen Zeiten deutsch gewesen. Die Nord-

schleswiger schickten ihre Söhne, die studieren sollten, auf deutsche Gymnasien und deutsche Universitäten. Deutsch war auch das Kommando der schleswig-holsteinischen Regimenter, die im Gegensatz zu den dänischen nicht den Danebrog, sondern Fahnen mit dem schleswig-holsteinischen Wappen führten.

Dänen und Schleswig-Holsteiner hatten sich nie geliebt — das stand seit Jahrhunderten fest —, sie lebten aber friedlich nebeneinander, wie ein altes Ehepaar, das sich trotz der Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente allmählich aneinander gewöhnt hat.

II.

Diese Phäakenexistenz erhielt den ersten aufrüttelnden Stoß durch die Bewegung, welche Europa infolge der französischen Julirevolution durchzitterte.

Zunächst waren es die liberalen Ideen, die diesseits und jenseits der Königsau ihre Vertreter fanden. Man hatte allgemein die Empfindung, daß der Absolutismus abgewirtschaftet habe und daß die offen zutage liegenden Gebrechen der Staatsverwaltung, namentlich der Finanzwirtschaft in ihrer Heimlichkeit und Unkontrollierbarkeit nur durch Einführung moderner konstitutioneller Einrichtungen beseitigt werden könnten. Aber schon in der Art, wie diese liberale Bewegung in Szene gesetzt wurde, zeigte sich die Grundverschiedenheit der dänischen und schleswig-holsteinischen Auffassung. In Dänemark, wo die Macht des Adels schon vor einem Jahrhundert gebrochen war, wo das absolute Königtum so konsequent, wie in keinem andern Staate Europas, alle Stände nivelliert hatte, um in seiner Omnipotenz durch keine privilegierte Barriere behindert zu sein, machte sich ein politischer Radikalismus geltend, der alles Historischgewor-

dene über den Haufen werfen und ein völlig neues Staatswesen auf breitester demokratischer Basis aufbauen wollte. Hier war die norwegische Bauernverfassung das Ideal. In Schleswig-Holstein dagegen bewegte man sich auf historischem Rechtsboden. Die Ritterschaft hatte hier nie den Zusammenhang mit den übrigen Klassen der Bevölkerung verloren, sie hatte ihre Privilegien hartnäckig gegen alle Angriffe von oben und von unten verteidigt, diese Privilegien erschienen aber als eins der wesentlichsten und wichtigsten Bollwerke des alten Landesrechtes, das die unzertrennliche Zusammengehörigkeit der Herzogtümer („Up ewig ungedeelt") gewährleistete. In ihren Kämpfen gegen Vergewaltigung hatte die Ritterschaft alle Stände hinter sich und niemand in den Herzogtümern dachte daran, ihre Vorrechte antasten zu wollen. Was man hier forderte, war lediglich die Wiederherstellung des alten Rechtszustandes, der seit dem Jahre 1675, wo zum letztenmal der schleswig-holsteinische Landtag versammelt gewesen, von den dänischen Königen ignoriert worden war. Der geniale Uwe Jens Lornsen, der in seiner Begabung, dem Ungestüm seines leidenschaftlichen Patriotismus und nicht weniger in seinem tragischen Lebensschicksal an Ulrich von Hutten erinnert, setzte, obwohl erfüllt von den liberalen Gedanken der Zeit, als Motto vor seine Schrift „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins", die Worte: „Die Schleswig-Holsteiner haben nichts zu wünschen, was sie nicht auch zu fordern ein Recht haben." Mit diesem einen Satze war der Charakter der politischen Bewegung gekennzeichnet, die von seinem Auftreten datiert. Nicht auf abstrakte liberale Theorien, sondern auf sehr gründliche archivalische Aktenstudien stützte er sich, als er den Herzogtümern das Recht auf einen gemeinsamen Landtag vindizierte, ohne

dessen Bewilligung keine neuen Steuern erhoben werden dürften. Und mit dem weiteren Ergebnis seiner Forschungen, den Nachweis, daß die Herzogtümer nicht nur unzertrennlich miteinander verbundene, sondern auch selbständige, lediglich durch Personalunion mit Dänemark verbundene Staaten seien, in denen im Gegensatz zum dänischen Königsgesetz der Mannsstamm herrsche, hatte er auch den historischen Rechtsboden für die nationale Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins gefunden.

Damit war aber auch der Ausgangspunkt für die nationale Bewegung gegeben, die an Umfang und Intensität die liberale Bewegung weit überflügelte und namentlich in Dänemark die politischen Leidenschaften zur hellsten Flamme anfachte. Im Kampf gegen den Absolutismus hätten sich Dänen und Schleswig-Holsteiner vereinigen können und Versuche in dieser Richtung waren auch gemacht worden. Sobald aber das staatsrechtliche Verhältnis der einzelnen Teile der dänischen Monarchie in Frage kam, traten die Gegensätze „deutsch und dänisch", die seit dem historischen 3. März 1460, dem Tage der Wahl Königs Christian I. von Dänemark zum Herzog Schleswig-Holsteins, wenn auch latent, stets vorhanden gewesen waren, mit unvermittelter Schärfe zutage und die Geister mußten aufeinanderplatzen.

Die Führer der dänischen radikalen Partei, geistvolle junge Männer, unter denen namentlich vier: der Advokat Orla Lehmann, der Bischof Monrad, der Kapitän Tscherning und der Redakteur Ploug durch die Rücksichtslosigkeit ihres demagogischen Vorgehens und durch ihren geradezu fanatischen Haß gegen das Deutschtum hervortraten, waren nicht nur durchdrungen von der Unfehlbarkeit der demokratischen Glaubenslehren, sie waren ebenso überzeugt von der weltgeschichtlichen Mission des Dänentums im skan-

dinavischen Norden. Die Erinnerung an die große Vergangenheit ihres kleinen Vaterlandes ließ sie nicht schlafen, ihrer erregbaren Phantasie schwebte eine neue kalmarische Union als Zukunftsbild vor. Daß Dänemark in einem Bunde der skandinavischen Staaten die Führerrolle gebühre, erschien ihnen in ihrer sprichwörtlichen nationalen Eitelkeit als selbstverständlich. Aber freilich mußte dann das Schwergewicht des kleinen Staates nach Möglichkeit verstärkt werden, es mußte durch straffes Zusammenfassen aller Elemente des Dänentums und Abstoßung aller fremden Elemente an innerem Halt gewinnen. Der dänische Gesamtstaat krankte nach ihrer Auffassung daran, daß das reindeutsche Herzogtum Holstein durch seine Zugehörigkeit zum deutschen Bunde und seine staatsrechtliche Verbindung mit dem Herzogtum Schleswig ein Hindernis für eine Zentralisierung im nationaldänischen Sinne bildete. Also fort mit Holstein! Gelang es, Schleswig, das, wenn auch nur zur kleineren Hälfte von Dänen durchsetzt war, aus dieser Verbindung mit Holstein loszulösen, so hofften sie es leicht danisieren zu können. Dann konnte es, nachdem es eine rein dänische Provinz geworden, der erträumten skandinavischen Union als „Morgengabe" dargebracht werden, ein willkommener Zuwachs für die Union, noch mehr aber für Dänemark, das dadurch quantitativ und qualitativ an Macht und Einfluß gewann. Die dänischen Radikalen proklamierten daher ein „Dänemark bis zur Eider" und verlangten stürmisch die Inkorporierung Schleswigs in Dänemark.

Von ihrem Standpunkt aus hatten sie ganz recht, die Angelegenheit mit leidenschaftlichem Eifer zu betreiben, denn der dänischen Monarchie drohte eine große Gefahr. In Dänemark und Schleswig-Holstein galten, wie schon erwähnt, ver-

schiedene Staatserbfolgerechte. In Schleswig-Holstein herrschte das salische Gesetz, in Dänemark war auch die weibliche Linie zur Nachfolge berechtigt. Früher oder später mußte die Verschiedenheit des Erbrechts zu einer völligen und fortdauernden Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark führen, ähnlich wie dies im Jahre 1837 hinsichtlich Hannovers und Englands geschah. Über die Erbfolge in Dänemark konnte kein Zweifel obwalten, sie gebührte der weiblichen Nachkommenschaft König Frederiks VI., über die Erbberechtigung in Schleswig-Holstein gingen die Ansichten der Gelehrten auseinander. Der Rattenkönig von juristischen Kontroversen in dieser Frage wuchs allmählich zu einem solchen Ungetüm an, daß er dem Laien völlig unentwirrbar erschien. Die öffentliche Meinung in Schleswig-Holstein folgte der Führung bewährter Kieler Professoren, wie Dahlmann, Falk u. a., wenn sie den Herzog von Augustenburg für den meistberechtigten in der schleswig-holsteinischen Thronfolge-Ordnung hielt. Aber diese Frage interessierte doch eigentlich nur die Juristen. Sie ließ, weil noch nicht aktuell geworden, die große Menge kalt.

Anfänglich fanden die Herausforderungen der „Eiderdänen", die in verschiedenen, vorzüglich aber skrupellos redigierten Zeitungen zum Ausdruck gelangten, in den Herzogtümern nur ein schwaches Echo. Als aber der greise König Frederik VI., geängstigt durch das demagogische Treiben in seiner Hauptstadt, sich entschlossen hatte, den nationalen und liberalen Ideen Konzessionen zu machen und in der Hoffnung, mit halben Maßregeln auskommen zu können, nach dem Vorbilde Preußens Provinzialstände ins Leben rief (zwei für Dänemark: in Kopenhagen und Aarhuus, zwei für Schleswig-Holstein: in Schleswig und Itzehoe, welche regel-

mäßig jedes zweite Jahr zusammentreten sollten), da erwachte auch in Schleswig-Holstein ein größeres Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten und die Verhandlungen der Stände wurden mit Aufmerksamkeit verfolgt. In Schleswig waren es der Herzog von Augustenburg und der Ober- und Landgerichtsadvokat Gülich, in Itzehoe der Klosterpropst von Preetz, Graf Friedrich Reventlou, und der Ober- und Landgerichtsadvokat Georg Löck, die in bescheidener aber würdiger Sprache die Wünsche des Landes zum Ausdruck brachten und insbesondere unter Betonung der engen Zusammengehörigkeit der Herzogtümer die Vereinigung beider Ständeversammlungen zu einer gemeinschaftlichen schleswig-holsteinischen forderten. Die in den Herzogtümern erscheinenden Zeitungen, namentlich das vielgelesene „Itzehoer Wochenblatt“ und das von Theodor Ohlshausen meisterhaft geleitete „Kieler Korrespondenzblatt“ nahmen den dänischen Fehdehandschuh auf und verfochten die Sache des Landes mit Geist und Geschick. Immerhin aber blieb die Teilnahme an der Bewegung auf den Kreis der Gebildeten beschränkt. Die bisherigen politischen Führer besaßen zu wenig Fühlung mit den breiten Schichten des Volkes und diese konnten sich für die ihrem Gesichtskreise fernliegenden staats- und erbrechtlichen Kontroversen, die damals noch allein im Vordergrunde standen, nur schwer erwärmen. Einen allgemeinen, alles mit sich fortreißenden Aufschwung gewann die Bewegung erst, als ein Mann die politische Bühne betrat, der an Kühnheit, Unternehmungsgeist und patriotischer Leidenschaft von keinem seiner landsmännischen Zeitgenossen übertroffen wurde und der es, wie wenige vor und nach ihm, verstand, auf den Instinkt der Massen einzuwirken und sie idealen Zwecken dienstbar zu machen. Dieser Mann war mein Vater.

Kapitel II.

Der Landinspektor Tiedemann von Johannisberg.

I.

Mein Vater (geb. am 23. Oktober 1800) stand in seinem einundvierzigsten Lebensjahr, als er in die schleswigsche Ständeversammlung gewählt wurde. Schon damals gehörte er zu den bekanntesten und volkstümlichsten Persönlichkeiten Schleswig-Holsteins. Seine amtliche Tätigkeit als Königlicher oder wie er sich zu nennen pflegte Königlich Herzoglicher Landinspektor*) der beiden Herzogtümer hatte ihn mit allen Be-

*) Das Amt eines Landinspektors paßt in den Rahmen der preußischen Beamtenhierarchie absolut nicht hinein. Ich bin daher auch nicht in der Lage, es genau zu umschreiben. Im allgemeinen gehörten zum Wirkungskreis des Landkommissars und des Landinspektors, die in den meisten Fällen gemeinsam tätig waren, eine Reihe von Geschäften, welche in Preußen von den Generalkommissionen bearbeitet werden, z. B. alle Angelegenheiten, die sich auf Dismembrationen, Verkoppelungen, Regulierung bäuerlicher Verhältnisse und ähnliches bezogen. Daneben lag dem Landinspektor die Neuregulierung und Revision der Grundsteuer ob. Außerdem war er Mitglied der Examinationskommission für Landmesser. Das Amt gewährte eine höchst interessante Tätigkeit, war aber bei den primitiven Verhältnissen, die zu jener Zeit namentlich noch in Schleswig-Holstein vorherrschten, keineswegs so umfangreich, daß es die volle Kraft eines geschäftsgewandten Mannes in Anspruch nahm.

völkerungsklassen in Verbindung gebracht und ihm eine ausgedehnte Orts- und Personenkenntnis verschafft. Durch die schwierige Regulierung des Mieltales, die ihm in sehr jugendlichem Alter vom holsteinischen Obergericht übertragen worden war und die er unter Beiseiteschiebung bureaukratischer Formalitäten lediglich auf Grund freier Vereinbarungen der Beteiligten in überraschend schneller Weise erledigt hatte (Hunderte von langjährigen Prozessen waren damit aus der Welt geschafft), hatte er sich den Ruf eines geborenen Schiedsrichters für Streitigkeiten der Landwirte über Mein und Dein erworben. Von allen Seiten wurde er angerufen, verwickelte und scheinbar unlösbare Differenzen zu schlichten. Es gelang ihm dies fast immer und das Vertrauen in seine Sachkenntnis und die Objektivität seines Urteils wurde allmählich so groß, daß auch die widerstrebendsten Parteien, an deren Hartnäckigkeit alle gerichtlichen Vergleichsversuche gescheitert waren, sich willig seinem Schiedsspruch unterwarfen.

Seine Popularität in landwirtschaftlichen, namentlich bäuerlichen Kreisen war noch dadurch gesteigert worden, daß er in einer 1832 veröffentlichten Denkschrift mit schonungslosem Freimut die Ungerechtigkeiten aufgedeckt hatte, die bei der Veranlagung der Grundsteuer im Jahre 1802 begangen worden waren. Diese Ungerechtigkeiten wurden um so drückender empfunden, als infolge der unerhört schlechten und leichtsinnigen dänischen Finanzwirtschaft, die bekanntlich 1813 zum förmlichen Staatsbankerott geführt hatte, die Grundsteuer nach und nach bis auf das Dreifache des ursprünglichen Betrags hatte erhöht werden müssen. Die vernichtende Kritik, die mein Vater an dem bisherigen Veranlagungssystem übte, fand bei allen Beteiligten lebhaften Wiederhall und die kleine Schrift, die ursprünglich nur für die Rentekammer (das

dänische Finanzministerium) bestimmt gewesen war, hier aber keine Beachtung gefunden hatte, war nach ihrer Veröffentlichung in vielen tausend Exemplaren verbreitet worden.

Auch die Privatunternehmungen meines Vaters hatten viel von sich reden gemacht. Geradezu für einen Spottpreis hatte er den Meggerkoog mit dem dazu gehörigen Haupthof Johannisberg gekauft, eine große, wertvolle Besitzung, die aber durch irrationelle Wirtschaft, namentlich durch Vernachlässigung der Entwässerungsanlagen im Laufe der Jahre in einen Sumpf verwandelt worden war, der nicht den geringsten Ertrag lieferte. Der Meggerkoog, in der Mitte zwischen den Städten Rendsburg und Friedrichstadt unweit der Eider belegen, war ursprünglich ein großer, im landesherrlichen Domänialbesitz befindlicher Landsee (Meggersee genannt) gewesen. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war er von dem dänischen König Friedrich III. einigen reichen Holländern, die als Remonstranten ihr Vaterland hatten verlassen müssen, zur Trockenlegung überlassen worden. Mit einem großen Kostenaufwand (man schätzt ihn auf anderthalb Millionen Mark nach heutigem Gelde) hatten die Holländer den See mit Deichen umgeben, hatten zur künstlichen Entwässerung fünf große holländische Windmühlen mit Schaufelrädern erbaut und das gewonnene fruchtbare Land mit verschiedenen großen Kanälen (Schlooten) und vielen größeren und kleineren Gräben (Grübbeln) zur Hinleitung des Wassers nach den Mühlen durchzogen. Sieben Höfe wurden angelegt, deren Besitzer eine Art von kleiner Republik bildeten. Der Gesamtheit wurden von der Landesherrschaft durch eine sogenannte Oktroi die Privilegien der adligen Güter verliehen, so namentlich der höhere Gerichtsstand der Besitzer und eigne Justiz und Administration.

Durch wiederholte Sturmfluten, die auch die Eiderdeiche durchbrachen, wurden die Eindämmungen des Meggerkoogs zerstört. Was aus den Holländern geworden, läßt sich nicht feststellen. Vielleicht haben sie den Kampf mit den feindlichen Elementen aufgegeben und sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Jedenfalls fiel der Koog im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an die Landesherrschaft zurück und wurde von dieser dem Grafen Rantzau zu Knoop und dem Baron Königstein zu Noer von neuem als Dotation verliehen. Unter beispiellos schlechter Verwaltung ging dann der Besitz von einer Hand in die andere. Die Windmühlen und Deiche zerfielen, nichts geschah zu ihrer Reparatur. Die Weiden-, Wiesen- und Rethländereien verwandelten sich wieder in Sümpfe und weit und breit war der Meggerkoog als „Dreckloch" und „Poggenpohl" verrufen. Im Jahre 1829 geriet der Besitzer der einen Hälfte, ein ehemaliger Kaufmann Deede, in Konkurs, die andere Hälfte, dem Grafen Scheel-Plessen auf Sirhagen gehörig, brachte nicht so viel, daß die Grundsteuer damit bezahlt werden konnte. Mein Vater kaufte beide Teile im Jahre 1835 teils in der Subhastation, teils freihändig von dem Grafen Scheel-Plessen für die lächerlich klingende Summe von zusammen 4800 Taler (etwa 2 Taler pro Morgen). Und, um den Humor dieses seltsamen Handels voll zu machen, mußte Graf Scheel-Plessen ihm nicht nur die Kaufsumme seinerseits unkündbar stunden, sondern ihm auch noch ein erhebliches Darlehn zur Bestreitung der ersten Betriebsunkosten gewähren.

Mein Vater, der inzwischen in Holland die dortigen Entwässerungsanlagen eingehend studiert hatte, deichte den Koog von neuem ein, erneute die alten Kanäle und Schlooten und erbaute eine große, mit Dampf betriebene Wassermühle. Hierdurch wurde er in den Stand gesetzt, den gesamten Wirt-

schaftsbetrieb nach Belieben zu regulieren. Der Koog ist etwa zur Hälfte mit Reth (Rohr) bestanden, das im Winter unter Wasser stehen muß, um mit dem im Regenwasser befindlichen Dungstoff versehen zu werden, im Frühjahr aber der Inundation als Schutzmittel für die junge, zarte Rethpflanze gegen Nachtfröste bedarf. Die andere Hälfte besteht aus Wiesen und Weiden. Diesen schadet die Überschwemmung (stagnierendes Wasser), sobald die Sommerwärme die Pflanzen belebt. Die Inundation darf deshalb nicht zu spät ins Frühjahr hinein fortdauern. Da die Reth- und Grasländereien sich nicht voneinander trennen lassen, so bleibt kein anderes Mittel übrig, um das Wachstum beider Arten von Pflanzen nebeneinander zu pflegen, als während der Kälte das Wasser stehen zu lassen, es aber mit dem Beginn der warmen Jahreszeit so rasch wie möglich fortzuschaffen. Dieses Problem wurde durch die Dampfmaschine gelöst. Der Koog glich im Winter einem großen See. Im Frühjahr wurde er in kaum vierzehn Tagen derartig trockengelegt, daß man dieselben Stellen, die man im Winter mit einem Kahn befuhr, im Sommer mit Pferd und Wagen passieren konnte. Die Bewirtschaftung gestaltete sich nun in sehr einfacher Weise. In den Monaten Dezember bis Februar wurde das Reth geerntet, im Sommer waren die Wiesen- und Weideländereien verpachtet. Da damals noch das Reth die allgemein übliche Bedachung bildete (selbst herrschaftliche und Pfarrhäuser waren häufig mit Reth gedeckt), so erzielte die von meinem Vater eingeführte rationelle Rethgewinnung sehr erhebliche Einnahmen. Ebenso groß war die Nachfrage nach den mit üppigem Graswuchs bestandenen Wiesen und Weiden, deren Pachtertrag mit jedem Jahre wuchs. Den finanziellen Effekt der Administration meines Vaters illustrieren am besten fol-

gende Zahlen, die ich einer von ihm im Jahre 1845 aufgestellten Übersicht entnehme. Die „Landheuer“ (Pacht) für Wiesen und Weiden hatte im Jahre 1830 nach den Verpachtungsprotokollen 1842 Tlr.,*) im Jahre 1835 2117 Tlr. betragen. Sie stieg unter der Verwaltung meines Vaters von 4078 Tlr. im Jahre 1836 auf 12690 Tlr. im Jahre 1844. Rechnet man dazu den Rethertrag mit durchschnittlich 10575 Tlr. im Jahre, so ergibt sich für das Jahr 1844 eine Einnahme von 23265 Tlr., von der nur die verhältnismäßig geringen Arbeitskosten für das Schneiden des Reths und für die Räumung der Abzugsgräben (etwa 3000 Tlr.) in Abzug zu bringen sind. Der Nettoertrag des Meggerkoogs belief sich demnach im Jahre 1844 auf rund 20000 Tlr.!

Aber meinem Vater genügte dieser wirtschaftliche Erfolg nicht. Er sah mit Verdruß, daß die zur Entwässerung verwendete Dampfmaschine während des weitaus größten Teiles des Jahres stille stand. Um sie auch für diese Zeit nutzbar zu machen, baute er eine große Kornmühle mit Dampfbetrieb und mit Anschluß hieran einen mächtigen vierstöckigen Kornspeicher, der Jahrzehnte hindurch das weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend bildete. Und wie der Appetit beim Essen kommt, so erweiterte er diese Unternehmungen kurze Zeit darauf durch den Bau einer Dampfbäckerei mit acht Backöfen. Dann gründete er noch eine große Brauerei (bayrisch Bier und Porter) und endlich eine Stärkefabrik. An dem Ort, wo früher die fünf alten holländischen Windmühlen ihre Flügel gedreht hatten (daher der Name „Fünfmühlen“), erhob sich nun ein Komplex moderner industrieller Etablissements,

*) Die hier angeführten Summen sind des besseren Verständnisses wegen in preußisches Kurant umgerechnet.

die um so größeres Aufsehen erregten, als die Großindustrie in Schleswig-Holstein damals noch so gut wie unbekannt war.

Seinen Grundbesitz vermehrte mein Vater im Jahre 1840 noch durch den Ankauf des Börmerkoogs (etwa 1600 Morgen). Auf dem Gutshof Johannisberg hatte er gleich nach der Übernahme des Meggerkoogs ein neues Herrenhaus und weitläufige Wirtschaftsgebäude erbaut.

Es war nicht verwunderlich, daß die wirtschaftlichen Unternehmungen meines Vaters und ihre ungeahnten Erfolge die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gezogen hatten. Dem schwerfälligen bedächtigen Wesen seiner Landsleute wollte es schier unbegreiflich erscheinen, daß man mit so geringen Mitteln (denn mein Vater besaß von Haus aus kein Vermögen) so Großes leisten könne. Man sah in ihm einen Neuerer, einen Himmelsstürmer, der die von altersher gebahnten Wege verließ, um mit befremdender Kühnheit die unerhörtesten Dinge zu wagen. Aber wenn man auch aller Orten die Köpfe schüttelte, imponieren ließ man sich doch.

Noch etwas kam hinzu, das ob seiner Neuheit Staunen erregte. Fast unmittelbar nach der Besitzergreifung des Meggerkoogs hatte er die Koogseinwohner, etwa 400 an der Zahl, mit der willkommenen Anzeige überrascht, daß die auf ihnen lastende Kopfsteuer von nun an von ihm bezahlt werden solle. Diese Steuer, die Jung und Alt, Arm und Reich gleichmäßig traf, war von den Tagelöhnern in beiden Herzogtümern stets als die drückendste und unbilligste Last mit tausend Flüchen verwünscht worden. Mein Vater, von dem philantropischen Streben beseelt, der besitzlosen, arbeitenden Klasse wo und wie er nur konnte zu helfen, hatte seine Stimme wiederholt gegen diese ungerechteste aller Steuern erhoben; schon in seiner oben erwähnten Denkschrift und in

zahlreichen Zeitungsartikeln hatte er ihre Abschaffung als eine der dringendsten Forderungen bei Revision des überhaupt veralteten dänischen Steuersystems hingestellt. Jetzt, wo er Großgrundbesitzer geworden, betrachtete er es als ein nobile officium, mit ihrer tatsächlichen Beseitigung den Anfang zu machen. Dies aber erregte vielseitiges Befremden. Denn es war noch nicht dagewesen, daß jemand aus freien Stücken sich bereit erklärt hatte, die Steuern anderer zu übernehmen.

II.

Um dieselbe Zeit, wo mein Vater den Meggerkoog erwarb, vermählte er sich mit Karoline Amalie Jessen, Tochter des Ober- und Landgerichtsadvokaten Willers Jessen und der Amalie geb. Nielsen in Pinneberg und gewann damit eine Lebensgefährtin, die das feinste Verständnis für seine Eigenart besaß und ihm auf allen seinen Lebenswegen mit selbstloser Hingebung und weitem, vorurteilslosen Blick in guten und bösen Tagen eine ebenso treue wie kluge Beraterin war.

Bis zur Fertigstellung des Johannisberger neuen Herrenhauses mußte das junge Paar in der Stadt Schleswig Wohnung nehmen. Hier bin ich am 24. September 1836 geboren.

Während der nächsten Jahre lebte mein Vater nur den Seinen, seinem Amt und seinen landwirtschaftlichen und industriellen Unternehmungen. Im Jahre 1840 unternahm er eine längere Reise durch Deutschland, Belgien, die Niederlande und England. Mehr und mehr hatte sich sein Interesse der eigentlichen Politik zugewandt. Durch das Auftreten von Uwe Jens Lornsen war er angeregt worden, die schleswig-holsteinischen Verfassungsfragen mit der ihm eignen Gründ-

lichkeit zu studieren; er verfolgte aber auch die politischen Vorgänge im großen Deutschland, so namentlich die Gründung des deutschen Zollvereins und die parlamentarischen Verhandlungen in den mittel- und süddeutschen Landtagen mit wachsender Aufmerksamkeit. Mehr als ein anderer hatte er Gelegenheit gehabt, die traurigen Wirkungen der dänischen Mißregierung in Schleswig-Holstein zu erkennen und früher, wie die meisten, die sich mit öffentlichen Fragen beschäftigten, war er zu der Überzeugung gelangt, daß der unvermeidlich gewordene nationale Kampf gegen Dänemark zunächst auf parlamentarischem Gebiet aufgenommen werden müsse. Er jubelte auf, als 1831 das „allgemeine Gesetz für Schleswig-Holstein wegen Anordnung von Provinzialständen“ erschien und erwartete mit Ungeduld dessen Ausführung, die nach langen Verzögerungen 1835 erfolgte. Damals war er noch nicht in der Lage, sich wählen zu lassen. Jetzt aber (1840), nachdem er sich und seiner Familie eine gesicherte Existenz erworben, fühlte er die Verpflichtung, seine Person und seine reichen nationalökonomischen und finanzwissenschaftlichen Kenntnisse in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Um völlig gerüstet zu sein, wollte er vorher die staatlichen und parlamentarischen Einrichtungen anderer Länder aus eigner Anschauung kennen lernen.

Auf seiner Reise machte er die Bekanntschaft der damaligen politischen Koryphäen Mittel- und Süddeutschlands. Er verkehrte mit Heinrich v. Gagern, Gervinus, Welcker, Itzstein, Mittermaier u. a. Namentlich im Mittermaierschen Hause in Heidelberg fand er die liebenswürdigste Aufnahme; von den dort verlebten Abenden sprach er noch lange. England, das ihn von jeher besonders interessiert hatte, durchstreifte er nach allen Richtungen und dehnte seine Fahrten

bis Edinburg und Glasgow aus. In London wohnte er den Verhandlungen des Unterhauses bei, hörte Lord John Russel, Palmerston, Peel, O'Connel. Dem großen irischen Agitator, dessen gewaltige Beredsamkeit ihm sehr imponiert hatte, machte er persönlich einen Besuch. In Holkham Hall bei Wells in Norfolk, einer Besitzung des Earls of Leicester, den er in London kennen gelernt und dessen Einladung er gefolgt war, fand er Gelegenheit, das Leben und Treiben der englischen Aristokratie auf ihren Landsitzen kennen zu lernen.

An Kenntnissen bereichert und durch die gewonnenen Eindrücke auf das lebhafteste angeregt, kehrte er in die Heimat zurück und erlebte hier bald darauf die Genugtuung, von den Wählern des 14. Wahldistrikts fast einstimmig zum Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung gewählt zu werden. Die Zeit zwischen der Wahl und der Einberufung der Stände (fast ein Jahr) benutzte er, um noch einmal alles zu rekapitulieren, was er sich auf dem Gebiet der Finanz- und Steuerverwaltung in der Theorie und Praxis zu eigen gemacht. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ordnete und sichtete er das Aktenmaterial, das er im Laufe der Jahre zusammengetragen, stellte die minutiösesten Berechnungen an und arbeitete bis ins kleinste Detail einen Finanz- und Steuerreformplan für Dänemark und die Herzogtümer aus.

So gerüstet und von dem feurigen Willen beseelt, von jetzt ab seine ganze Kraft den parlamentarischen Kämpfen für die Selbständigkeit seines engeren Vaterlandes zu widmen, trat er am 17. Oktober 1842 in die Versammlung der schleswigschen Stände und schon am 24. s. M. stellte und begründete er den Antrag:

„Die Ständeversammlung wolle eine Petition an Seine Majestät den König beschließen, dahin lautend: daß unser

erhabener Landesherr die Trennung der herzoglich schleswig-holsteinischen Finanzen von den königlich dänischen Finanzen, sowie die Feststellung eines neuen Beitragsverhältnisses beider Staatsteile zu den Staatskosten anzuordnen und der nächsten Ständeversammlung einen desfälligen Auseinandersetzungsplan vorlegen zu lassen allergnädigst geruhen möge".

Bei Begründung dieses Antrags gab mein Vater eine lichtvolle Darlegung der staatsrechtlichen und finanziellen Beziehungen zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein. Er ging auf die Unionsverträge von 1460 und 1533 zurück und wies aus ihnen nach, daß das 1460 staatsrechtlich auf immer vereinigte Schleswig-Holstein in keine Real-, sondern nur Personalunion mit dem Königreich Dänemark getreten sei, daß also beide Länder zurzeit nichts weiter miteinander gemeinsam haben sollten und wollten als den gemeinsamen Landesherrn, daß ferner durch die sogenannte „ewige Union" von 1533 das Beitragsverhältnis der beiden Länder zur gemeinsamen Landesverteidigung auf 1 : 2 festgestellt sei. An der Hand seines statistischen Materials führte er dann aus, daß Dänemark jene Verträge fortgesetzt verletzt habe und daß die Herzogtümer in dem Steuer-, Finanz- und Bankwesen im Verhältnis zum Königreich Dänemark im Verlaufe der Zeit auf das empfindlichste geschädigt und benachteiligt wären. Es würde hier zu weit führen, auf die ausführlichen Prägravationsberechnungen meines Vaters einzugehen, das Wesentliche aber, was er als Resultat seiner gewissenhaften und eingehenden Forschungen vortrug, war folgendes:*)

*) Den geneigten Leser, den diese Details nicht interessieren, bitte ich die folgenden Seiten zu überschlagen.

Bei Veranlagung der Grundsteuer von 1802 ist in Dänemark und Schleswig-Holstein völlig ungleich verfahren worden.

In Schleswig-Holstein ist der Landbesitz
  taxiert worden zu . . . . 200 Mill. Rtlr.
In Dänemark ohne Zehnten zu . . . 213 „ „

Es ist anzunehmen:

a) das Gesamtareal Schleswig-Holsteins zu 320 □Meilen
  „ „ Dänemarks zu . . . $683\frac{3}{5}$ „

b) das damals urbar gewesene Land
  in Schleswig-Holstein zu . 1 670 000 Steuertonnen
das damals urbar gewesene Land
  in Dänemark zu . . . . 3 500 000 „

c) die Pflugzahl in Schleswig-Holstein zu 19 000 Pflügen
  „ „ „ Dänemark zu . . . 38 000 „

Danach fallen:

a) auf eine Quadratmeile in Schleswig-
  Holstein . . . . 625 000 Rtlr.
auf eine Quadratmeile in Dänemark . 311 586 „

b) auf eine Steuertonne in Schleswig-Hol-
  stein beinahe . . . . 120 „
auf eine Steuertonne in Dänemark bei-
  nahe . . . . 61 „

c) auf einen Pflug in Schleswig-Holstein 10 526 „
  „ „ „ „ Dänemark . . . 5 317 „

also nach jeder Berechnungsweise ungefähr doppelt so viel auf Schleswig-Holstein als auf Dänemark.

Nach dieser für Schleswig-Holstein ohne Zweifel doppelt zu hoch ausgefallenen Taxation ist auch die sogenannte Bank-

haft*) im Jahre 1813 nach Verordnung vom 5. Januar auferlegt worden, und zwar:

auf den Landbesitz in Schleswig-Holstein	14 035 000	Rtlr.
„ „ „ „ Dänemark . . .	18 983 000	„
	33 018 000	Rtlr.

Aber schon nach 6 Monaten durch Verordnung vom 9. Juli 1813 wurden Land und Zehnten in Dänemark von 5/6 des ihnen auferlegten Beitrags zur Reichsbank befreit, und dieser Teil, zum Belaufe von 12½ Millionen wurde von der gemeinsamen Staatskasse übernommen, so daß seitdem nicht allein die Bankzinsen in Dänemark nur von 6½ Millionen entrichtet wurden, während Schleswig-Holstein nach wie vor mit einer Bankhaft von 14 Millionen belastet blieb, sondern die Herzogtümer auch durch den Beitrag zur gemeinsamen Staatskasse einen großen Teil der Bankhaft für Dänemark mittragen mußten. Demnach sind gefallen:

a) auf eine Quadratmeile in Schleswig-Holstein	37 141	Rtlr.
auf eine Quadratmeile in Dänemark .	3 657	„
b) auf eine Tonne urbares Land in Schleswig-Holstein	7	„
auf eine Tonne urbares Land in Dänemark	5/7	„
c) auf einen Pflug in Schleswig-Holstein	626	„
„ „ „ „ Dänemark . . .	66	„

also in Schleswig-Holstein ca. zehnmal so viel als in Dänemark.

*) Bei Gründung der dänischen Reichsbank wurden ihr 6 Proz. von dem Wert alles Grundeigentums in Dänemark, Norwegen und Schleswig-Holstein zugesprochen mit einem allen übrigen Hypothekenforderungen unbedingt vorgehenden Pfandrecht. Diese Bankhaft mußte, wenn sie nicht vom Eigentümer durch Zahlung des Kapitals abgelöst wurde, mit 6½ Proz. p. a. verzinst werden.

d) auf den Kopf in Schleswig-Holstein . . . 18 Rktlr.
„ „ „ „ Dänemark . . . . $2^1/_3$ „
also im Verhältnis wie $7^5/_7$ zu 1.

Die neuen Grundabgaben, nämlich die Grund- und Benutzungssteuer von 1802/03 und die Reichsbankzinsen von 1813 hatten die Herzogtümer im Verhältnis zum Königreich wie zirka 4 zu 5 zu tragen gehabt, soweit sie auf den Landbesitz gefallen. Den dänischen liegenden Gründen und Zehnten ist eine Erleichterung von $12^1/_2$ Millionen Reichsbankhaft oder die jährlichen Zinsen davon im Betrag von 720000 Rktlr. zuteil geworden. Hätte man, wie billig, die Herzogtümer gleichmäßig behandeln wollen, so hätte nach dem angeführten Verhältnis eine Herabsetzung in den neuen Steuern für sie im Betrag von 656000 Rktlr. jährlich erfolgen müssen. Zwar ist in den Jahren 1817 und 1823 eine Ermäßigung der Landsteuer von zusammen 50 Proz. oder jährlich 400000 Rktlr. eingetreten, indes ist eine solche auch in Dänemark in den Jahren 1818 und 1822, berechnet zu 510000 Rktlr. aufs Jahr, erfolgt, mithin sind die Herzogtümer um jene 656000 Rktlr. noch immer im Nachteil geblieben, welches auf 30 Jahre berechnet, die beträchtliche Summe von 19680000 Rktlr. ausmacht, die mit Zurechnung von Zinsen auf etwa 37 Mill. Rktlr. in Anschlag zu bringen sind.

Beiläufig erwähnte mein Vater noch, daß fast der ganze Belauf aller Beiträge Dänemarks zu den Staatsintraden von rund 7 Mill. Rktlr. dem dortigen inländischen Verkehr zugute kommen und in die eigene, innere Geldzirkulation zurückfließe, während in den Herzogtümern nicht einmal die Hälfte ihrer jährlichen Gesamtbeiträge von ca. 5 Mill. Rktlr. Verwendung finde.

Der Antrag meines Vaters, namentlich aber seine Begründung wirkten wie ein Alarmsignal auf die öffentliche

Stimmung diesseits und jenseits der Königsau. Das Dunkel, welches das dänische Ausbeutungssystem den Herzogtümern gegenüber bisher umgeben hatte, war plötzlich gelichtet. Die dänische radikale Presse tobte; sie hat von diesem Augenblick an von allen Führern der schleswig-holsteinischen Bewegung meinen Vater am besten und intensivsten gehaßt und ihn, da er nicht zu widerlegen war, mit Spott und Hohn überschüttet. Es war nicht nur das erdrückende Zahlenmaterial meines Vaters, was die dänischen Politiker so sehr in Harnisch brachte, es war vor allem die Tatsache, daß mein Vater den Mut gehabt hatte, die staatsrechtliche Gleichberechtigung und Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins Dänemark gegenüber als etwas ganz Selbstverständliches und Unantastbares hinzustellen, während sie selber leidenschaftlich bestrebt waren, durch die künstlichsten Rechtsdeduktionen und Interpretationen das Herzogtum Schleswig als eine tributpflichtige Provinz, als „Dansk Eiendom“ (dänisches Eigentum) zu stempeln.

Aber auch in Schleswig-Holstein entstand eine Bewegung, die jeden, der die Schwerfälligkeit des Volkscharakters kannte, überraschen mußte. Aus allen Teilen des Landes gingen meinem Vater Zustimmungserklärungen und Dankadressen zu. Der greise Georg Löck (Ober- und Landgerichtsadvokat in Itzehoe), damals schon seit vielen Jahren neben dem Grafen Fritz Reventlou-Preetz der begabteste, tätigste und unerschrockenste Vorkämpfer der schleswig-holsteinischen Sache in der holsteinischen Ständeversammlung schrieb ihm: „Sie haben den Stier bei den Hörnern gefaßt und sind der Bahnbrecher unseres Siegs. Hätten wir doch auch unter uns (in der holsteinischen Ständeversammlung) einen Mann von Ihrer Kühnheit und Genialität!“

Begreiflicherweise wollten die Wähler meines Vaters nicht hinter den übrigen Kundgebungen im Lande zurückbleiben. Sie beschlossen, meinem Vater in feierlicher Weise eine Dankadresse zu überreichen und damit eine Ovation für Löck zu verbinden, dem nach einem schon lange gehegten Plan eine silberne Bürgerkrone zugedacht war. Dies ist die Veranlassung des berühmten Haddebyer Festes und des darauf folgenden Hochverratsprozesses gegen meinen Vater.

Löck, durch sein hohes Alter verhindert, an dem Feste persönlich teilzunehmen, schrieb später, nachdem ihm die Bürgerkrone durch eine Deputation überbracht worden war, an meinen Vater einen Brief, der für das Verhältnis beider so charakteristisch und für meinen Vater so ehrenvoll ist, daß ich mir nicht versagen kann, ihn hier auszugsweise mitzuteilen:

Itzehoe, den 7. Juni 1843.

„Am 2. ds. sind dann Tamms und Schwensen hier gewesen und haben mir das prachtvolle Geschenk überreicht mit samt der ehrenvollen Zuschrift. Von wie lebhaften Gefühlen ich dabei bewegt war, werde ich Ihnen, wertester Freund und Genosse, um so weniger schildern dürfen, als Sie Teilnehmer gewesen sind an dem Ausdruck der Anerkennung unserer Landsleute. Nur die Verteilung hätte eine andere sein müssen: Ihnen die Krone, mir die Adresse, so wäre es richtiger gewesen. Meine Tätigkeit rechtfertigt eine solche Auszeichnung nicht. Dazu kommt noch ein Punkt, der noch gar nicht oder nicht nach seiner Erheblichkeit gewürdigt worden. Ich bin alt und abgängig, habe mit dem Leben und seinen Wünschen abgeschlossen, kann nichts mehr werden noch erlangen, gesetzt, daß ich es wollte; ich opfere daher nichts, resigniere auf nichts. Wie ganz entgegengesetzt ist Ihre Lage!

Sie sind königlicher Beamter, im besten Mannesalter, Rang, Titel, Orden, Beförderung, Gehalt, Pension, Gratiale, alles, was Menschengelüst reizen und bewegen mag, lag in Ihrer Aussicht. Sie haben das sämtlich unberücksichtigt gelassen, um der inneren Stimme zu genügen. Wie viele werden Ihnen das nachtun? .... Dies scheinen unsere Landsleute noch nicht gehörig erwogen zu haben, sonst hätten sie anders repartiert. Dazu die Leistungen an und für sich! ... Arbeiten, wie Sie in der Ständeversammlung und sonsten geliefert haben, bin ich zu liefern nimmer imstande. Ich habe mit dem größten Vergnügen Ihre treffliche Verteidigung der Landesbank gelesen. Dergleichen aber zu liefern, geht über meine Kräfte weit, weit hinaus. Mir fehlt die Sachkunde, die Übersicht, die literarischen Hilfsmittel, die Belesenheit, die sich darin überall manifestiert. .... Gegen das Ihrige ist mein Wissen Stückwerk und Krüppelkram!" ....

Doch zurück zum Haddebyer Fest. Die Adresse, welche meinem Vater überreicht wurde, lautete folgendermaßen:

Hochgeehrter Herr!

„Die Art und Weise, wie bis jetzt nur noch dem Volk die Kunde von der Wirksamkeit seiner Repräsentanten vermittelt wird,*) ist die Ursache, daß wir Ihnen, dem von uns gewählten Abgeordneten, unseren Dank für Ihre rastlose Tätigkeit zum Besten des Volkes dieser Lande erst so spät darbringen. Sie wollen einen geordneten Rechtszustand, wollen, daß die Herzogtümer erhalten und behalten, was ihnen zukommt. Sie wollen Freiheit

*) Nämlich nur durch Veröffentlichung der amtlichen Sitzungsprotokolle. An den Sitzungen der Ständeversammlung durften Zuhörer nicht teilnehmen.

der Rede und Schrift über die öffentlichen Angelegenheiten und Sie üben sie selber auf die unerschrockenste Weise.

Sie wollen keine Abhängigkeit der Bewohner dieser Lande von einem fremden Volke, und verlangen entschlossen die Entfernung jedes derartigen Zeichens.*) Das alles ist in unserem Sinne gedacht und gehandelt, und sind wir Ihnen dafür herzlich dankbar; wir sind stolz auf die Wahl eines Mannes, der bei seinem ersten Auftreten als Volksrepräsentant schon so Ausgezeichnetes geleistet hat und von dem wir zu unserem wie des ganzen Volkes Heil noch Ausgezeichnetes erwarten dürfen. Seien Sie aber versichert, daß wir nicht den geringsten Zweifel hegen, es werde sonst nicht geschehen, wenn wir mit diesem unserem Danke die Bitte aussprechen, daß Sie in gleichem Geiste und mit gleicher Entschiedenheit fortfahren wollen, für die Interessen der mit Dänemark unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehenden Herzogtümer wirksam zu sein; denn nur unsere Übereinstimmung mit Ihnen wollen wir damit an den Tag legen gegen alle, welche etwa künftig daran zweifeln sollten.

Unser königlicher Herzog aber möge gewähren, was Sie und andere verehrliche Volksvertreter anraten und erbitten und der Allgütige es gedeihen lassen! Dies sprechen wir im Namen und im Auftrage der übrigen Eingesessenen Ihres Wahldistrikts."

Haddebye, am 23. Mai 1843.

(Folgen die Unterschriften.)

---

*) Bezieht sich auf die in Schriften und Reden meines Vaters erhobene Forderung, daß aus den schleswig-holsteinischen Schiffen der Einbrand „Dansk Eiendom" entfernt werden müsse.

An den feierlichen Akt der Überreichung dieser Adresse schloß sich ein Festmahl, an welchem etwa 300 Personen teilnahmen, unter ihnen verschiedene Abgeordnete. Nachdem „Sr. Majestät, dem König Christian VIII., unserm Herzog", ein Hoch gebracht war, feierte ein Redner meinen Vater, worauf dieser mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland antwortete. Dann ergriff mein Vater noch einmal das Wort, um einen Rechenschaftsbericht über seine Wirksamkeit in der Ständeversammlung zu erstatten. Er entwickelte im wesentlichen den Inhalt seines in der Ständeversammlung gestellten, vorhin skizzierten Antrags und betonte nachdrücklich, daß die Trennung der dänischen und schleswig-holsteinischen Finanzen sowie die Gründung einer selbständigen schleswig-holsteinischen Landesbank sowohl vom Standpunkt des Staatsrechts und der Moral als aus steuer- und finanztechnischen Gründen notwendig seien. Im Laufe seiner Ausführungen sagte er u. a.: „Bisher habe man nur die schönen schleswigschen Kühe gemolken, jetzt sei man mit der Milch nicht mehr zufrieden, sondern man wolle die Kühe selbst haben", und weiter: „Die dänische Finanzwirtschaft habe die Folge gehabt, daß die Herzogtümer um 38 Millionen Reichstaler prägraviert, d. h. auf gut deutsch „betrogen" seien."

Diese Äußerungen, die in der Festversammlung stürmischen Beifall fanden, wurden von den dänischen Machthabern zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht. Sie hatten instinktiv die Empfindung, daß hier eine Saite angeschlagen sei, die noch lange nachtönen und ihnen mißliebig in die Ohren gellen werde. Die bisherigen staatsrechtlichen Erörterungen in den Ständeversammlungen waren ihnen als ungefährlich erschienen, weil sie, nicht ganz mit Unrecht, glauben konnten, sie würden im Volke keinen Widerhall finden. Hatte

doch der Bruder des Herzogs von Augustenburg, der Prinz von Noer, damals Statthalter der Herzogtümer und zu jener Zeit noch ganz im dänischen Lager stehend, unterm 6. Dezember 1842 seinem Schwager, dem König Christian VIII., geschrieben: „Du machst es der Ständeversammlung zum Vorwurf, daß einzelne Individuen gegen die Flagge, gegen die Bezeichnung „Dansk Eiendom“, von dem deutschen Bunde usw. gesprochen haben; aber wer hat denn hierüber gesprochen, außer Gülich, Tiedemann und Beseler, und sie haben es ja nur aus Kaprice getan, ohne im entferntesten den Glauben zu hegen, solches durchsetzen zu können. Im Gegenteil, alle lachen über solches Zeug.“ *)

Nun aber hatte die Bewegung unter der Führung meines Vaters eine Wendung genommen, die die breitesten Schichten der Bevölkerung mit Interesse erfüllen mußte. Für die Fragen des Mein und Dein hatte auch der einfachste Bauer Verständnis. Kam diese Bewegung weiter in Fluß, so war kein Halten abzusehen. Hier galt es also, ihr einen Damm entgegenzusetzen und den gefährlichsten „Volksverführer“ womöglich unschädlich zu machen.

Der Amtmann von Gottorf und Hütten, Kammerherr von Scheel, ein Mann von glänzender Begabung und brennendem Ehrgeiz, der in seinem Strebertum vor keiner Intrigue zurückschreckte (hat er es doch später mit Hilfe der Gräfin Danner zum ersten Minister Dänemarks gebracht), ergriff mit Eifer die Gelegenheit, sich hier die ersten politischen Sporen zu verdienen. Bereits am zweiten Tage nach dem Feste (30. Mai 1843) beantragte er bei dem schleswigschen Obergericht einen Befehl an meinen Vater (der als

*) Wegener, Über das wahre Verhältnis des Herzogs von Augustenburg zum holsteinischen Aufruhr. S. 44. Kopenhagen 1849.

Besitzer eines adeligen Gutes seinen Gerichtsstand unmittelbar unter dem Obergericht hatte), daß er sich am 2. Juni im Amthause behufs einer Kriminaluntersuchung persönlich zu stellen habe. Das Obergericht eröffnete aber dem Amtmann sogleich, daß auf den Antrag, so wie er vorliege, nicht einzutreten stehe."*) Der Amtmann wiederholte an demselben Tage seinen Antrag, indem er eventualiter in Kenntnis gesetzt zu werden wünschte, warum seinem Antrage nicht Folge gegeben werden könne und führte am Schlusse eine Drohung wegen Beschwerdeführung beim König hinzu. Darauf restribierte das Obergericht: „daß abgesehen davon, daß von einem dem Landinspektor Tiedemann zur Last fallenden Kriminalverbrechen zurzeit gar nichts konstiere, das Amthaus zur Führung einer Untersuchung wider denselben in Gemäßheit des § 3 der Verordnung vom 6. Juli 1750 ohne spezielle höhere Autorisation überall nicht kompetent sei, auf seinen Antrag nicht einzutreten stehe."

Nun wendete sich der Kammerherr v. Scheel direkt an den König. In einem Immediatbericht, datiert vom 3. Juni 1843 schilderte er mit stark aufgetragenen Farben, bei denen Wahres und Falsches bunt durcheinander gemischt war, die im Lande entstandene Bewegung. „In den letzten Monaten", so schrieb er wörtlich, „sind in verschiedenen Distrikten öffentliche Versammlungen abgehalten worden; diese Versammlungen sind von einigen Individuen bereist worden, welche überall auf gleiche Weise Reden gehalten, deren offenbare

*) Akten in Anklagesachen des schleswigschen Obersachwalters wider den Landinspektor und Koogsbesitzer Tiedemann von Johannisberg wegen Majestätsverbrechens. Herausgegeben von dem Ober- und Landgerichtsadvokaten Beseler, Verteidiger des Angeklagten. Schleswig 1844.

Tendenz die Aufregung der Gemüter zum Zweck hatte. Gleiche Erscheinungen sind bereits früher vorgekommen, nur die Wahl der Mittel zur Aufregung ist verschieden, je nachdem für dieses oder jenes von der augenblicklichen Natur allgemein verbreiteter Stimmung eine größere Empfänglichkeit zu hoffen war. In neuester Zeit ist die beklagenswerte und unheilbringende Verstimmung der gegenseitigen Beziehungen Dänemarks und der Herzogtümer vorzugsweise von den Agitatoren benutzt worden und auf eine schamlose Weise hat man durch Entstellung wahrer oder Erdichtung falscher Angaben jene Verstimmung auf eine Höhe zu bringen gewußt, welche auch dem besonnenen Beobachter die Überzeugung von der Notwendigkeit des „bis hierher und nicht weiter“ hat aufdrängen müssen.“ In dem Berichte wurde dann weiter das Haddebyer Fest beschrieben, die Rede meines Vaters skizziert, und dabei namentlich dessen Beamtenqualität hervorgehoben, die bei Beurteilung der „aufregenden Tendenz“ seiner Rede besonders erschwerend ins Gewicht falle. Zum Schluß richtete Herr v. Scheel einen direkten Angriff gegen das Obergericht, das die Einleitung einer vorläufigen Untersuchung gegen meinen Vater abgelehnt habe, obwohl dessen inkriminierte Äußerung „notorisch“ sei; das Obergericht habe dies wissen können und müssen, da ein Mitglied desselben bei dem Festmahl selbst zugegen gewesen. Er glaube daher gerechte Ursache zu haben, sich über den Mangel an gutem Willen des Obergerichts zu beschweren. Für den Fall, daß eine Kriminaluntersuchung befohlen werden sollte, erlaube er sich nur noch die Bemerkung, daß nach beschaffter Voruntersuchung eine Fiskalisierung den Erfolg haben würde, diese Sache in letzter Instanz an das Oberappellationsgericht bringen zu können.

Seine Majestät beauftragten hierauf die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei „das Obergericht zu veranlassen, sofort eine Kommission zu ernennen, um zu untersuchen, ob das denunzierte Ereignis sich für eine Kriminaluntersuchung qualifiziere.“ Von dieser Kommission wurden denn auch sofort eine Reihe von Zeugen vorgeladen, auch mein Vater wurde persönlich vernommen und dann ein Bericht dahin erstattet, „daß keine hinreichende Veranlassung zu einer Kriminaluntersuchung vorliege.“ Nichtsdestoweniger erhielt der Obersachwalter Justizrat Hancke in Schleswig aus Kopenhagen den gemessenen Befehl, gegen meinen Vater „fiskalische Anklage“ zu erheben. Gleichzeitig suspendierte die Rentekammer (Finanzministerium) meinen Vater von seinem Amte als Landinspektor unter Einbeziehung seines vollen Gehalts.

Der Obersachwalter stellt nunmehr in einer ausführlichen Anklageschrift folgenden Strafantrag:

„daß der Angeklagte wegen des ihm namentlich durch Lästerung der bestehenden Gesetze und der Handhabung derselben zur Last fallenden Vergehens der Majestätsbeleidigung seines Amtes als Landinspektor zu entsetzen, eventualiter aber, unter Anrechnung der wider ihn verfügten Suspension von diesem seinem Amte mit einer sechsmonatlichen Festungsstrafe ersten Grades oder mindestens mit einer binnen Ordnungsfrist zu erlegenden königl. Brüche von 500 Rtlr. schlesw.-holst. Kurant oder 800 Rktlr. S.-M. zu belegen sei, und sowohl in dem einen wie in dem andern Falle sämtlich durch die Untersuchung und den fiskalischen Prozeß erwachsenen Kosten, einschließlich der nachzulegenden Stempelpapier-, Gerichts- und Insinuationsgebühren s. d. et m. binnen Ordnungsfrist zu erstatten habe.“

Dieses Kriminalverfahren gegen meinen Vater erregte ein ungeheures Aufsehen nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch im übrigen Deutschland.*) Man darf wohl sagen, daß es, namentlich in Süddeutschland, der Anlaß wurde die Sympathien aller Bevölkerungskreise der schleswig-holsteinischen Sache zuzuwenden. Es war der zweite politische Prozeß, der seit dem Erwachen des öffentlichen Lebens in den Herzogtümern geführt wurde. Uwe Jens Lornsen war durch richterlichen Spruch seiner Freiheit beraubt worden; er hatte in der vollen Überzeugung von seiner Unschuld auf den Anklageprozeß verzichtet; man verurteilte ihn im geheimen und schriftlichen Verfahren, nach damaliger Weise ohne Angabe von Entscheidungsgründen, aber auch ohne Angabe eines bestimmten von ihm begangenen Verbrechens. Er verbannte sich später selbst und suchte am Felsenufer des Genfer Sees freiwillig den Tod. Jetzt wurde zum zweitenmal der Versuch gemacht, einen Mann, der für die Landesrechte in die Schranken getreten und die Schäden der dänischen Verwaltung freimütig aufgedeckt hatte, durch richterlichen Spruch zum Schweigen zu bringen. Man verfolgte den weiteren Verlauf des Prozesses mit um so größerer Spannung, als es bei Erhebung der Anklage offenbar darauf abgesehen war, meinen Vater von den Verhandlungen der im Jahre 1844 wieder zusammentretenden Ständeversammlung auszuschließen. Ein unter fiskalischer Anklage stehender Abgeordneter durfte den Ständesaal nicht betreten. Dies war im vorliegenden Falle von weittragender Bedeutung, weil mein Vater inzwischen eine ebenso energische wie rührige Agitation zugunsten der Gründung einer selbständigen schleswig-holsteinischen

*) Akten in Anklagesachen gegen Tiedemann. S. 89.

Landesbank ins Leben gerufen hatte und vorauszusehen war, daß diese Frage in der nächsten Session der Stände den Hauptgegenstand der Beratungen bilden würde.

Wilhelm Beseler*) übernahm die Verteidigung meines Vaters. Seine Defensionsschrift liest sich wie eine Anklageschrift. Er drehte den Spieß um, indem er das Vorgehen der Regierung einer vernichtenden Kritik unterzog, die Äußerungen meines Vaters als vollberechtigt hinstellte und mit Nachdruck dagegen polemisierte, daß sie als Majestätsbeleidigung aufgefaßt werden könnten.

Am 2. Mai 1844 fand die mündliche und öffentliche Schlußverhandlung vor dem Obergerichte statt. Der Zudrang war ein so gewaltiger, daß der Sitzungssaal die versammelte Menge, die aus allen Teilen des Landes herbeigeströmt war, auch nicht annähernd zu fassen vermochte und viele Hunderte umkehren mußten.**) Und als dann, nach scharfem Wortgefecht zwischen Obersachwalter und Verteidiger der Vorsitzende des Gerichts die Freisprechung meines Vaters verkündete, da machte sich ein Beifall Luft, wie er in diesen ehrwürdigen Hallen noch nie gehört worden war.***)

---

*) Wilhelm Beseler, geb. 3. März 1806, einer der hervorragendsten Staatsmänner Schleswig-Holsteins, damals Advokat in Schleswig, wurde 1844 in die schleswigsche Ständeversammlung gewählt, als deren Präsident er 1846 fungierte. 1848 war er Präsident der provisorischen Regierung, 1849 und 1850 zusammen mit dem Grafen Reventlou Statthalter der Herzogtümer. Später trat er in preußische Dienste und wurde Kurator der Universität Bonn.

**) Schleswig-Holstein im Kampfe gegen die dänische Nationalbank. Hamburg 1845. S. 157.

***) Die Entscheidungsgründe des freisprechenden Erkenntnisses sind auch heute noch von aktuellem Interesse, weil sie den juristischen

Obwohl nun von allen besonnenen Männern in der Verwaltung des Landes, namentlich von dem ehrwürdigen Regierungspräsidenten Spieß in Schleswig der Wunsch ausgesprochen wurde, es möge jetzt der Prozeß fallen gelassen werden, beharrte man in Kopenhagen hartnäckig auf seine

---

Begriff der Majestätsbeleidigung scharf präzisieren. Ich glaube daher, sie hier wörtlich mitteilen zu dürfen. Sie lauteten:

„Daß der Angeklagte die fraglichen Worte (wir sind betrogen!) gesprochen, ist von ihm selber eingeräumt und durch die vernommenen Zeugen bestätigt worden, und es steht demnach jetzt zur Frage, ob der Angeklagte sich durch diese Äußerung des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht habe.

Das Verbrechen der beleidigten Majestät ist eine Handlung, durch welche die Würde des regierenden Landesherrn, die Majestät desselben, absichtlich beleidigt wird.

Der Tatbestand des Verbrechens setzt demnach, wo, wie in dem vorliegenden Falle, nur mündliche Äußerungen des Angeklagten als strafbar bezeichnet sind, voraus, daß durch die gesprochenen Worte die dem Landesherrn gebührende Ehrerbietung verletzt und das Recht des Landesherrn auf die höchste Ehre gekränkt sei.

Die von dem Angeklagten geschehene Äußerung, daß die Herzogtümer um eine namhafte Summe betrogen worden, enthält jedoch schon ihrem Wortlaut nach keine Ehrenkränkung des jetzt regierenden Landesherrn; denn der Angeklagte hat nicht gesagt und nicht einmal angedeutet, daß er dem König oder der Regierung in Ansehung der Art, wie die von dem Angeklagten erwähnten Finanz- und Bankverhältnisse sich gestaltet, irgend eine Schuld, noch weniger eine bösliche Absicht beimesse.

Das Wort „betrügen“ würde ferner in der allein eine Ehrenkränkung enthaltenden Bedeutung genommen, daß eine absichtliche Täuschung der Herzogtümer in den selbigen zustehenden Gerechtsamen stattgefunden, auf die Finanz-, Steuer- und Bankverhältnisse angewandt, ohne allen vernünftigen Sinn sein, da über diese Gegenstände Verhandlungen, in denen eine gegenseitige Täuschung möglich war, zwischen der Regierung und dem Königreich Dänemark an einem und den Herzogtümern am andern Teil nicht stattgefunden haben und den Umständen nach nicht haben stattfinden können.

weitere Verfolgung. Der Obersachwalter erhielt den Befehl, an das Oberappellationsgericht in Kiel, den höchsten Gerichtshof Schleswig-Holsteins zu appellieren. Es war klar: man wollte um jeden Preis die Teilnahme meines Vaters an den bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen verhindern.

Die Behauptung des Angeklagten, daß er durch das Wort „betrügen" nur eine Erklärung des früher von ihm gebrauchten Ausdrucks „prägraviert" habe geben wollen, verdient daher schon deshalb Glauben, da das fragliche Wort, wenn man es im Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt der Rede aufstellt, nur auf diese Weise verstanden werden und nur in dieser Bedeutung irgend einen Sinn haben kann, auch wird diese Auslegung durch die übrigen, durch die Untersuchung ermittelten Elemente mehrfach unterstützt. Der Angeklagte richtete seine Rede nämlich hauptsächlich an die seinem Wahldistrikt angehörigen Landleute, bei denen er die Kunde fremder Worte nicht voraussetzen konnte und eine Übersetzung des von ihm sonst gebrauchten Ausdrucks „prägraviert" für zum Verständnis erforderlich halten mochte. Daß er demnach den seiner Ansicht nach entsprechenden Ausdruck aus der Volkssprache hat anwenden wollen, erscheint um so erklärlicher, da es dem Angeklagten seiner Aussage nach erinnerlich war, daß gerade dieser Ausdruck von den Bauern auf das fragliche Verhältnis angewandt worden. Auch bestätigen die Zeugenaussagen, daß im Plattdeutschen der Ausdruck „betrügen" mit „benachteiligen" häufig synonym gebraucht wird und daß mehrere Landleute im vorliegenden Falle die Worte des Angeklagten in diesem Sinne aufgefaßt haben.

Da solchem nach in den von dem Angeklagten gebrauchten Worten überall keine Ehrenkränkung enthalten ist, so bedarf es keiner weiteren Ausführung, daß selbst dann, wenn man in dem Ausdruck „betrogen" einen unangemessenen Tadel der Verwaltung finden wollte, es dennoch an der wesentlichen Voraussetzung des Verbrechens der beleidigten Majestät fehlen würde, da einesteils die fraglichen Einrichtungen nicht unter der Regierung Sr. Majestät des jetzt regierenden Landesherrn getroffen sind, und über Verhältnisse, die sich unter einer früheren Regierung gebildet, ein mißbilligendes Urteil ausgesprochen werden kann, ohne daß dadurch die Ehrerbietung gegen den Thronfolger, unter dessen Regierung sie annoch fort-

Als am 9. Juli die schleswigschen Stände eröffnet wurden und mein Vater als Abgeordneter seinen Sitz im Ständesaal einnahm, erhob denn auch sofort der königl. Kommissarius hiergegen Protest, indem er erklärte, „der Abgeordnete stände annoch fortwährend in Kriminaluntersuchung." Allein die Versammlung entschied sich unter Berufung auf das freisprechende Erkenntnis des Obergerichts für die Zulassung meines Vaters, worauf dieser ungesäumt den Antrag stellte:

„Die schleswigsche Ständeversammlung wolle den Beschluß fassen, in einer an Seine Majestät unsern Landesherrn zu richtenden Petition die angeschlossenen Statuten der projektierten schleswig-holsteinischen Bank*) der Allerhöchsten Genehmigung zu empfehlen."

Ein Antrag, der, nachdem mein Vater ihn begründet hatte, einstimmig einem Komitee überwiesen wurde.

Auch die weiteren Hoffnungen der dänischen Machthaber schlugen fehl. Das Oberappellationsgericht verwarf die Appellation des Obersachwalters, schloß sich den Entscheidungs-

---

bestehen, verletzt wird, anderenteils der Angeklagte jegliche böse Absicht von sich abgelehnt hat und keine Momente ermittelt oder auch nur angedeutet sind, durch welche der Angeklagte eines Dolus in dieser Beziehung überführt erachtet werden könnte.

Es fehlt demnach der Anklage an jedem rechtlichen Grund, und da die dem Ankläger mitgeteilten Untersuchungsakten hierüber keinen Zweifel zulassen, so mußte der Angeklagte nicht nur freigesprochen, sondern ihm auch die Erstattung der ihm durch das fiskalische Verfahren verursachten Kosten zuerkannt werden, wogegen auf die Wiedereinsetzung des Angeklagten in sein Amt als Landinspektor deshalb nicht hat erkannt werden können, weil seine Suspension nicht durch richterliche Verfügung, sondern auf administrativem Wege stattgefunden hat."

*) Über das Nähere weiter unten.

gründen des Obergerichts vollständig an und bestätigte die Freisprechung meines Vaters.

Hiernach blieb der königl. Rentekammer nichts anderes übrig, als die über meinem Vater verhängte Suspension aufzuheben und ihn in sein Amt wieder einzusetzen. Die Niederlage der Regierung war vollständig und der Eindruck, den sie hüben und drüben hervorrief, wurde nicht dadurch gemildert, daß mein Vater jetzt, wo er rehabilitiert war, sein Amt unter Verzichtleistung auf jeden Pensionsanspruch freiwillig niederlegte, um sich, jeder amtlichen Fessel entledigt, ganz dem Kampfe gegen dänische Übergriffe widmen zu können. Die Regierung hatte ihren gefährlichsten Gegner unschädlich machen wollen; statt dessen hatte ihr Vorgehen seine Popularität ins Ungemessene gesteigert und ihn aktionsfähiger denn je gemacht. Bezeichnend für die Kampfesstimmung meines Vaters ist ein Vers, den er damals niederschrieb und der später vielfach zitiert wurde.

„Geht, meldet Eurem König,
Ich sei ein freier Mann,
Den man in Ketten schlagen
Und auf den Tod anklagen,
Doch nie zum Dänen stempeln kann!

III.

Schon bei der Begründung seines in der Session der Stände von 1842 gestellten Antrags auf Trennung der schleswig-holsteinischen von den dänischen Finanzen*) hatte mein Vater auf die Notwendigkeit hingewiesen, eine besondere schleswig-holsteinische Landesbank wieder ins Leben zu rufen.

*) Siehe oben Seite 19 ff.

Eine solche hatte unter dem Namen „Schleswig-Holsteinische Speziesbank" bis zum Jahre 1813 in Altona bestanden.*) Im Gegensatz zu Dänemark, wo die Kopenhagener Bank schon seit Jahren zu einer übermäßigen Ausgabe von Papiergeld benutzt worden war, und wo die dänischen Bankzettel das regelmäßige Zahlungsmittel bildeten, herrschte damals in den Herzogtümern die Silberwährung. Die hier in Umlauf befindlichen, auf Speziestaler oder schleswig-holsteinisch Kurant lautenden Arten von Papiergeld behielten nicht nur in dem Lande selbst ihren vollen Wert, sondern fanden auch in Hamburg und Lübeck willige Abnahme, da sie bei der Bank in Altona und der schleswig-holsteinischen Hauptkasse in Rendsburg zu jeder Zeit gegen Silber umgetauscht werden konnten. Als aber im August 1812 die Regierung plötzlich den baren Münzvorrat der Altonaer Bank nach Rendsburg wegführen ließ und die Bank ihr Geschäft einstellen mußte, sank auch das schleswig-holsteinische Papiergeld rapid. Dann wurde in förmlichster Weise der Staatsbankrott erklärt. Die gesamte 242 Millionen Taler betragende Staatsschuld wurde durch Herabsetzung des Wertes der in Umlauf befindlichen Zettel gewaltsam bis auf 110 Millionen vermindert. Durch die Reichsbankverordnungen vom 5. Januar 1813 wurde das Geldwesen Schleswig-Holsteins und Dänemarks wild durcheinander geworfen, in Kopenhagen eine neue Zettelbank, die „Reichsbank" eingerichtet und den Herzogtümern, welche ihre eigenen wohlfundierten Bankeinrichtungen verloren, damit die Silberwährung entzogen. Auf die sogenannte Bankhaft, die zur Fundierung der neuen Reichsbank auferlegt und dem-

*) J. Bremer, Geschichte Schleswig-Holsteins bis zum Jahre 1848, Seite 385 ff. Kiel 1864.

nächst zur Übervorteilung der Herzogtümer ausgenutzt wurde, beziehen sich die Prägravationsberechnungen meines Vaters, von denen oben (Seite 20 ff.) die Rede gewesen ist.

Allerdings wurde schon ein halbes Jahr später (durch Verordnung vom 30. Juli 1813) die Silberwährung in Schleswig-Holstein wieder eingeführt. Es geschah das, um überhaupt nur wieder Silbergeld in die königlichen Kassen zu bekommen. Dabei wurde aber den durch den Krieg und den Staatsbankrott völlig erschöpften Herzogtümern die Aufbringung einer Zwangsanleihe von 2½ Millionen Reichsbanktalern auferlegt!

Jetzt drohte ein neuer Eingriff in die alten Privilegien des Landes (keine andere Münze zu haben, als wie sie in Hamburg und Lübeck galt).

Die Reichsbank, ursprünglich als reine Staatsbank gedacht, 1818 aber in eine Privatbank unter dem Namen „dänische Nationalbank“ umgewandelt und mit den weitgehendsten Privilegien ausgestattet, verfolgte das Ziel, durch Errichtung einer Filialbank in Flensburg festen Fuß in den Herzogtümern zu fassen, um auch hier ihren Banknoten und kupfernen Scheidemünzen Eingang zu verschaffen. Die Regierung unterstützte diesen Plan, indem sie den Ständeversammlungen 1842 den Entwurf einer Wechselordnung für die Herzogtümer vorlegte, die bis dahin in ihrem glücklichen Phäakenzustande ein Wechselrecht nicht gekannt hatten. Ohne ein solches konnten aber die Operationen der Filialbank kaum nutzbringend werden. Obwohl man nun den Vorteil des Wechselrechts für den öffentlichen Verkehr im Prinzip keineswegs unterschätzte, durchschaute man in den Ständeversammlungen doch die hier obwaltende Absicht. Mein Vater sprach bei der Schlußberatung der Vorlage es unumwunden

aus,*) „daß der Entwurf der Wechselordnung nur auf Anlaß der Nationalbank hervorgerufen sei. Es sei bedenklich, den Gesetzentwurf anzuraten, weil dadurch der Nationalbank die Tür in das neugebaute Haus in Flensburg zum Eingang würde eröffnet werden, und dies sei es eben, was der größte Teil des Volks nicht wolle und wollen könne. Er sei daher zu der Ansicht gelangt, daß die Erlassung einer Wechselordnung abzuraten sei." In ähnlicher Weise sprach sich Beseler aus. Die Ständeversammlung folgte diesen Anregungen. Sie ging aber noch einen Schritt weiter, indem sie in Übereinstimmung mit einem gleichlautenden Beschluß der holsteinischen Ständeversammlung an den König die Bitte richtete, „daß in den Herzogtümern Schleswig und Holstein kein neues Bankinstitut, auch nicht die von der Kopenhagener Nationalbank beabsichtigte und unterm 11. Juli 1840 Allerhöchst genehmigte Filialbank in Flensburg ins Leben treten möge, bevor über deren Einrichtung und Verwaltung das Gutachten der Stände eingezogen sei."

Die Verhandlungen der schleswigschen Ständeversammlung erregten im Lande das lebhafteste Interesse. Zahlreiche Petitionen liefen ein, die sich gegen die „fein durchgekartete Einschmuggelung der dänischen Filialbank" erklärten.**)

„Doch nicht beim Reden allein konnte und durfte man stehen bleiben; Zeit und Umstände erheischten gebieterisch ein

*) Schleswigsche Ständezeitung 1842, S. 1190.

**) Die folgende Schilderung der Bewegung zugunsten der schleswig-holsteinischen Landesbank entnehme ich im wesentlichen der Schrift: „Schleswig-Holstein im Kampfe gegen die dänische Nationalbank." Hamburg 1845 bei Nestler & Melle. Ich tue das, weil sonst leicht der Verdacht entstehen könnte, ich hätte die Tätigkeit meines Vaters in zu leuchtenden Farben geschildert. Wo ich wörtlich zitiere, setze ich Anführungszeichen.

tatkräftiges Handeln, zumal da die Regierung nach dem Schluß der Ständeversammlungen durch geschärfte Zensurinstruktionen die Presse beschränkte und andere Maßregeln unbestimmte Befürchtungen aller Art hervorriefen. Der entscheidende Moment war gekommen, da es sich zeigen mußte, ob Schleswig-Holstein in seiner Mitte patriotisch gesinnte Männer hegte, die entschlossen waren, für die Rechte ihres Landes mutig und mit politisch richtigem Takt in die Schranken zu treten; mit Spannung sah man der nächsten Zukunft entgegen und — Gott sei Dank! Das Vaterland sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht!

„Schon bei Veranlassung der Bankdebatten in der schleswigschen Ständeversammlung hatte der Landinspektor Tiedemann von Johannisberg (Abgeordneter für den 14. ländlichen Wahldistrikt) auf die Errichtung einer selbständigen schleswig-holsteinischen Landesbank hingewiesen und den dänisch gesinnten Abgeordneten der Stadt Flensburg, welche die Realisierung einer solchen nicht ohne Spott und Bitterkeit in Zweifel zogen, erklärt, er werde alle seine Kraft aufbieten, eine schleswig-holsteinische Bank ins Leben zu rufen, mittels welcher die dänische Filialbank, falls sie wirklich die Grenzen dieser Lande überschreiten sollte, in ihrer für die Herzogtümer verderblichen Tätigkeit gelähmt werden werde. Dieser kühne Mann veranlaßte nunmehr während der Kieler Neujahrsmesse (des sogenannten Kieler Umschlags) das Zusammentreten eines Vereins für die Errichtung einer schleswig-holsteinischen Landesbank, welchem eine Reihe angesehener Männer beitraten, die sofort einen Plan für die Realisierung dieses Projekts entwarfen und aus ihrer Mitte ein Komitee für den Verfolg dieser Angelegenheit wählten, an dessen Spitze sich der Präses der schleswig-holsteinischen Ritter-

schaft, Graf Reventlou, Propst des adligen Klosters Preetz, stellte.

„Selbstverständlich trat Tiedemann dem Verein für die Errichtung der Landesbank bei, war aber hinsichtlich der Aufbringung der erforderlichen Geldmittel mit den übrigen Vereinsmitgliedern nicht einerlei Meinung, weswegen der Beschluß gefaßt wurde, daß bei der Sammlung des erforderlichen, vorläufig auf 1250000 Rktlr. Kurant (1½ Mill. Tlr. preuß.) veranschlagten Fonds zwei verschiedene Wege eingeschlagen werden sollten. Die beiderseitigen Pläne wurden bald darauf durch die nachfolgenden Proklamationen zur allgemeinen Kunde gebracht."

In der ersten Proklamation wurde zur Gründung einer Aktiengesellschaft unter dem Namen „Landesbank für die Herzogtümer Schleswig und Holstein" aufgefordert, deren Bankgeschäfte unter die Kontrolle der Stände zu stellen und deren jährlicher Überschuß nach Abzug einer Dividende von 5 Proz. unter Leitung der Stände zum Besten der Herzogtümer zu verwenden wäre. Diese Proklamation trug folgende Unterschriften:

F. Reventlou. Arnemann. Jensen. v. Bülow. Th. Reventlow. M. Moltke. Henningsen. W. Schwerdtfeger. Ravit. Beseler. Falck. H. Tiedemann. Storm. L. C. H. Bargum. C. Reventlow. C. A. Rumohr. J. Schweffel.

Die zweite Proklamation war von meinem Vater allein unterzeichnet. Sie ging von dem Gedanken aus, daß der Fonds zur Begründung der Landesbank durch verhältnismäßige Beiträge aller Steuerpflichtigen aufzubringen sei, und zwar unter Beteiligung der Gemeindeverbände als Bankinteressentenschaften. Die Repartition müsse nach Maßgabe

derjenigen Steuern (Land- und Haussteuer) geschehen, mit welchen die Landesausgaben, wie Chaussierungskosten, Ständekosten usw. bestritten wurden. „Es ist“, so heißt es wörtlich, „mein innigster Wunsch, daß das fragliche Institut, welches den wohlklingenden Namen Landesbank führen soll, nicht nur in Ansehung des indirekten, sondern auch des direkten Gewinns, nämlich der Dividende, auch dem ganzen Lande zu Nutzen kommen möge, und zwar nach demjenigen Verhältnis, wonach die obengenannten neueren öffentlichen Lasten getragen werden. Und dies ist nur dadurch vollständig möglich, daß jede Stadt, jeder Flecken, jedes Gut, jedes Dorf usw. auf die vorbezeichnete Weise bei der Fundierung der projektierten Landesbank sich beteiligt.“ Und zum Schluß, nachdem die Organisation die Aufgaben und die Kontrollen der Bank, sowie ihre politische Bedeutung im einzelnen dargelegt worden: „Jedermann wird dann ein eignes Interesse daran haben, die Landesbank gedeihen und ihren Kredit befestigt zu sehen. Die stärkste Triebfeder des menschlichen Herzens: der Eigennutz und die edelste des Staatsbürgers: die Vaterlandsliebe können so zu gemeinschaftlichen Zwecken sich vereinigen und Hand in Hand miteinander auf diesem Wege gehen.“

In der oben erwähnten Schrift*) heißt es nun wörtlich weiter:

„Daß die Presse sich sofort des Gegenstandes bemächtigte, brauchen wir sicher nicht besonders hervorzuheben, aber schon war Sorge dafür getragen, daß sie sich nicht allzufrei bewegen konnte. Die strengsten Instruktionen wurden erlassen und dem damals freisinnigsten Blatte, dem Oldesloer Wochenblatt, die Entziehung der Konzession angedroht, wo-

---

*) Schleswig-Holstein im Kampf gegen die dänische Nationalbank. S. 61 ff.

fern es überhaupt politischen Artikeln wiederum seine Spalten öffnen würde.

„Hatte man nun freilich die Presse fürs erste unterdrückt, so doch keineswegs die öffentliche Stimmung, die sich gar bald in zahlreichen und großen Volksversammlungen manifestierte, die man sich doch nicht zu hindern getraute. So folgten z. B. die großen Volksversammlungen in Süderbrarup (21. April), Haddebye (28. Mai), Jevenstedt (12. Juni) und Apenrade (12. Juli) bald genug aufeinander, um der Regierung mindestens insoweit die Augen zu öffnen, daß sie die allgemeine Meinung nicht länger verkennen konnte.

„Mittlerweile fand die Aktienzeichnung zur Landesbank guten Fortgang, wenn die Zeichner gleich hier und dort sich dadurch behindert sahen, daß servil oder dänisch gesinnte Beamte allerlei Schwierigkeiten machten. Der Amtmann zu Gottorf, Kammerherr von Scheel, erdreistete sich, seinen Bauernvögten die zirkulierenden Aktienbogen wegzunehmen. Auch die Zeichnung nach dem Tiedemannschen Bankplan war mit der Zeichnung der Kommune Meggerdorf als eröffnet zu betrachten, wenngleich dessen Plan an sich manchen Widerspruch insonderheit bei allen denen hervorrief, welche die Ausführung desselben mit Beziehung auf die Dringlichkeit der Umstände und im Verhältnis zum Aktienplan als zu langsam und schwerfällig bezeichneten. Doch das Glück begünstigte den für die Realisierung seines Bankplans unverdrossen tätigen Landinspektors und Abgeordneten auf eine ganz eigentümliche Weise. Auf dem Volksfest zu Haddebye am 28. Mai 1843 . . .“ (Es folgt nun eine Schilderung des oben S. 26 ff. beschriebenen Festes, der Rede meines Vaters und der wider ihn unter Amtssuspension eingeleiteten Kriminaluntersuchung.) Dann wird weiter fortgefahren:

„Diese Begebenheit, welche Tiedemann im Licht eines politischen Märtyrers erscheinen ließ, sowie sein unerschrockenes Auftreten und seine populären Ansprachen an das schleswig-holsteinische Volk*) vergrößerten mit jedem Tag seinen persönlichen Anhang und verschafften seinem Bankplan alsbald materielle Bedeutung.

„Von seiten der dänisch gesinnten Partei war man indessen ebenfalls nicht untätig gewesen. Schon am 7. Mai war eine Deputation der den Flensburger Handelsstand be-

*) Diese Ansprachen waren von einem Pathos patriotischer Leidenschaft durchweht, das die Massen mit sich fortriß. So schrieb er gleichsam als Entgegnung auf die von der Regierung gegen ihn verfügte Kriminalanklage und Suspension:

„Da ich bekanntlich jetzt aller Amtsgeschäfte überhoben bin, folglich mehr Zeit und Muße gewonnen habe und also freier und ungenierter mich bewegen kann: so habe ich mir vorgenommen, den Angelegenheiten der projektierten Landesbank eine desto größere ungestörtere Tätigkeit zuzuwenden. Denn ist es mir augenblicklich versagt, der Regierung zu dienen, so soll es mein Bestreben sein, dem Volk desto mehr zu dienen. Meinem Vaterlande Schleswig-Holstein will ich denn auch ganz mich hingeben mit festem Willen und festem Mut, in Wahrheit und mit Treue, von ganzer Seele und mit aller Kraft. Dies — mein Volk — gelob ich Dir!

„Alles für das Volk und alles durch das Volk! ist in neuerer Zeit auch hierzulande ein bedeutungsvolles und vielsagendes Wort geworden. Die Landesbank soll — nach meinem Plan wenigstens — in ihrem ganzen Umfang gerade ein Institut in diesem Sinne werden: für das Volk und durch das Volk! Eben daher sollte denn auch das ganze schleswig-holsteinische Volk an dieser Landessache ernsten und tätigen Anteil nehmen und zu zeigen suchen, daß es zum selbständigen, tatkräftigen Handeln reif und mündig ist.

„Nun denn Ihr Mündigen! laßt das Gesagte Euch nicht umsonst gesagt sein. Männer müssen handeln, müssen Werke vollführen, das Träumen können wir den Schlafmützen überlassen.

„Und nun noch einmal die Mahnung: Seid rührig, wacker, mutig und unverzagt und — steht mir bei!“

herrschenden dänisch gesinnten Kaufleute nach Kopenhagen gegangen, um dort vom König Filialbank und Wechselrecht alleruntertänigst zu erbitten."

Als König Christian VIII. bald darauf eine Reise in die Herzogtümer antrat, fanden sich auf die Kunde von seiner Ankunft in Flensburg Deputationen von zehn Städten dort ein, welche den Auftrag hatten, bei dem Landesherrn persönlich gegen die drohenden, das gesammte Geldwesen der Herzogtümer gefährdenden Maßregeln vorstellig zu werden. Der König empfing sie und erklärte nach einigen Verhandlungen kurz und bündig: „Die Filialbank in Flensburg müsse zugelassen werden, die Sache sei im Staatsrat wohl erwogen und das Königliche Wort könne nicht zurückgenommen werden; die Stände hätten freilich gegen die Filialbank Bedenken geäußert, auch gewissermaßen gegen die Wechselordnung, jedoch könne ihnen nicht Folge gegeben werden."

Der Eindruck,*) den der Bescheid des Königs auf die Bevölkerung der Herzogtümer hervorbrachte, ist schwer zu beschreiben. Die dänische Presse, sowie die dänisch gesinnte Flensburger Handelsaristokratie triumphierten und manche Stimmen verlauteten, daß das ganze Gebäude der Landesbank nunmehr in sich zusammensinken werde. Darin hatte man sich jedoch getäuscht, denn gerade diese auf das äußerste getriebene ungünstige Lage weckte aller Orten das etwa noch in manchen Bedenklichkeiten befangene Vaterlandsgefühl."

Das oben erwähnte Bankkomitee erließ unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Resultats der Zehn=Städte=Deputation eine Veröffentlichung, in der noch einmal die Gründe für eine Landesbank und gegen die Filialbank zusammengefaßt wurden.

*) a. a. O. S. 71.

Sodann erschien ein „Bedenken über die Flensburger Filialbank vom Standpunkt des Rechts“, gleichsam als Protestation gegen die königlichen Äußerungen. In dieser Schrift hieß es u. a.: „Die Flensburger Filialbank ist der allgemeinste Gegenstand des Tagesgesprächs in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, ja, was mehr sagen will, sie ist der allgemeinste Stein des Anstoßes, der allgemeinste Gegenstand der Sorge und Bekümmernis in Palast und Hütte.“ *)

„Endlich säumte auch der Landinspektor Tiedemann nicht, sein Bankpanier kräftig zu erheben. Er erließ eine öffentliche Aufforderung an die Herren Abgeordneten zur schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlung, die schleswig-holsteinische Landesbank betreffend, in der er zunächst mitteilte, daß er, um die Ansichten und Wünsche seiner Wähler kennen zu lernen, eine Versammlung nach dem Kirchdorfe Kropp einberufen habe und daß in dieser Versammlung die Vertreter fast aller Gemeinden einstimmig die Versicherung abgegeben hätten, im Interesse des Zustandekommens der Landesbank für die Sammlung von Geldbeiträgen in ihren Dörfern tätig sein zu wollen. „Obgleich“, so heißt es weiter, „auch die Zeichnung von Aktien nach dem Komiteeplan zur Sprache kam, so erklärten doch alle Anwesenden ohne Ausnahme, ihre Beiträge nach dem vierjährigen Landsteuerbelaufe zeichnen zu wollen. Einige

*) Daß dies keine Übertreibung war, ergibt die Tatsache, daß sich selbst die Drehorgel der Frage bemächtigt hatte. Aller Orten wurde damals ein plattdeutscher Gassenhauer gesungen, der die dänische Filiale als „smeerigen“ (schmierigen) „Fili-Aal“ behandelte. Ein Vers darin lautete:

De Landinspektor Tiedemann
De hett em all bien Steert;
Lüt! helpt em fix und faat mit an
De Fang, de is dat wert!

Dörfer ließen mir durch ihre Deputierten sagen, daß ihre Zeichnungen von den Dorfkommunen bereits beschlossen wären und die diesfälligen Verzeichnisse nächstens bei mir eingehen würden; andere äußerten, daß ihre Dorfzeichnungen bereits im Werke und dem Abschluß sehr nahe seien; noch andere gaben zu erkennen, daß sie bereit ständen, falls einige im Dorfe die Beitragsleistung ablehnen sollten, für solche die Zeichnung zu übernehmen und endlich erklärten einige, für ganze Dörfer die Zeichnung und Zahlung des verhältnismäßigen Anteils beschaffen zu wollen, insofern ein solcher Mangel an Teilnahme im Distrikt sich zeigen sollte. — Auch ward, beiläufig gesagt, von einigen Bauern eine Petition an Se. Majestät wegen Nichteinführung der dänischen Filialbank beantragt und die Einreichung einer solchen von den Anwesenden einstimmig beschlossen. — Nach dem Resultat dieser Verhandlung hatte ich mich überzeugt, daß mein Wahldistrikt für die Errichtung einer Landesbank sich interessiert und daß ich der Zustimmung meiner Kommittenten in der Verfolgung meines Bankplans auch künftig gewiß sein darf, welches, wenn auch nicht absolut notwendig, doch sehr angenehm für mich ist." Er forderte nun seine Herren Kollegen auf, jeder für sich in seinem Wahldistrikt in ähnlicher Weise vorzugehen und schloß mit den Worten: „Laßt uns nicht beim Reden und Schreiben stehen bleiben, laßt uns zum Handeln übergehen und laßt uns dem Volk zeigen, daß seine Interessen uns sowohl außerhalb als innerhalb des Ständesaals am Herzen liegen."

„Unmittelbar nach dieser Aufforderung begann der mutvolle Bankagitator Reisen nach allen den Orten hin zu unternehmen, wo man mündliche Aufklärungen über die Bankangelegenheit überhaupt und seinen Plan insbesondere wünschte

und wurde überall durch den glänzendsten Erfolg seiner Bestrebungen belohnt. Sowie man allerorten aufs bereitwilligste zur Landesbank zeichnete, so wurden auch von fast allen Städten und Landdistrikten Schleswig-Holsteins Petitionen gegen die Filialbank eingesandt. Seit dem Tiedemannschen Bankvertrag in Rendsburg (siehe weiter unten) und dem damit verbundenen Bankfest verwandelten sich die Reisen des Landinspektors in wahre Triumphzüge; man holte ihn zu Roß und zu Wagen ein, empfing und begleitete ihn mit Musik und Kanonendonner, stellte ihm zu Ehren große Festgelage an usw.*)

„Mit dem Beginn des neuen Jahres (1844) begann der Bankagitator die Resultate seiner Bestrebungen von Woche zu Woche in tabellarischen Übersichten zu veröffentlichen und man muß in der Tat erstaunen, wenn man die weiter unten namhaft gemachten Resultate erwägt, mit welchem Vertrauen ihm die Bevölkerung beider Herzogtümer, Hohe und Niedere, Reiche und Minderbegüterte, entgegenkam."

„In der Kieler Neujahrsmesse, dem sogenannten „Umschlage", trat das Bankkomitee nach Jahresfrist abermals zusammen. Nachdem festgestellt worden, daß auf den Plan des Komitees 404 200 Rtlr., auf den Tiedemannschen Plan 466 869 Rtlr. gezeichnet seien, vereinbarte Tiedemann mit dem Grafen Reventlou eine Verschmelzung der beiden Pläne, bei welcher der Tiedemannsche Plan als Grundlage der Vereinigung angenommen wurde. Das Bankkomitee, das diese

*) Im Laufe des Winters 1843/44 hielt mein Vater in mehr wie 60 Ortschaften Versammlungen ab, in denen er häufig wegen Mangel an Raum unter freiem Himmel seine Vorträge halten mußte. Hierdurch zog er sich ein Halsleiden zu, das ihn in späteren Jahren beim Reden sehr behinderte.

Fusion genehmigte, veröffentlichte einen ausführlichen Bericht über die stattgehabten Verhandlungen und berief eine Generalversammlung aller Aktionäre auf den 5. März 1844 nach Rendsburg, während Tiedemann ebendahin auf denselben Tag alle Bankinteressenten einlud.

Über diese Bankversammlung in Rendsburg brachten die Tageszeitungen ein Referat, dem ich folgendes entnehme:

„Der 5. März ist der Vergangenheit überliefert, aber nicht der Vergessenheit. Er wird in den Annalen Schleswig-Holsteins ein bedeutendes Blatt füllen und von nachhaltigen Folgen für die wachsende Geschichte unseres Vaterlandes sein. Oft und stets unwiderstehlich hat sich die Einheit und Einigkeit Schleswig-Holsteins kund getan, nie aber mehr als an diesem Tage einer allgemeinen Landes- und Volksversammlung, denn so dürfen wir sie nennen, da von allen Seiten, vom Norden und Süden, vom Osten und Westen, vom Festland und von den Inseln, die Repräsentanten des Volkes sich hier versammelt hatten ... Man kann die Zahl der hier eingetroffenen Fremden ohne Übertreibung auf 1000 bis 1200 schätzen ... Nachdem in der Wohnung des Herrn Grafen F. Reventlou, Propsten des adeligen Konvents in Preetz, eine Vorberatung stattgefunden hatte, begab sich das Zentralkomitee in Begleitung des Festkomitees nach dem Saal des Schauspielhauses, wo die Bankaktionäre bereits versammelt waren. Als ersteres unter dem Präsidium des Herrn Prälaten seinen Sitz eingenommen hatte, ertönte von der oberen Galerie des Saales ein feierlicher, von einem vollständigen Orchester ausgeführter Choral. Eine ernste und feierliche Stille herrschte in der Versammlung, als Graf Reventlou sich erhob und nach einer kurzen Einleitung den bereits vorher bekannt gemachten Plan, nach welchem die Bankaktionäre und die

Bankinteressenten zur Fundierung einer Landesbank sich vereinigen sollten, zur Sprache brachte. Nach einer kurzen Diskussion, bei der nur ein einziges Mitglied der Versammlung Widerspruch erhob und für sich und seine Kommittenten von der Liste der Aktionäre gestrichen zu werden verlangte, brachte das Präsidium die Frage der Vereinigung zur Abstimmung. Sie wurde mit Einstimmigkeit bejaht.

„Die Interessenten hatten sich unterdessen auf dem Rathaus unter dem Präsidium des Herrn Landinspektors Tiedemann gleichfalls, und zwar in so großer Menge versammelt, daß der Raum kaum alle fassen konnte. Von seiten des Zentralkomitees begab sich nun eine Deputation auf das Rathaus, um der Interessentenversammlung zu eröffnen, die Aktionäre hätten den Beschluß gefaßt, sich mit den Interessenten nach dem Tiedemannschen Plan zur Begründung einer schleswig-holsteinischen Bank zu vereinigen. Es fanden nun noch einige Erörterungen zwischen dem Herrn Landinspektor und einigen Interessenten statt, nach deren Beendigung sich die ganze Versammlung vom Rathaus nach dem Saal des Schauspielhauses begab. Bald waren die Räume desselben, oben und unten, gedrängt voll, und als Tiedemann seinen Platz in dem Zentralkomitee einnahm, erscholl ihm zu Ehren ein donnerndes, dreifaches Hoch. Darauf wurde der soeben beschlossenen Vereinigung und der aufs neue feierlichst besiegelten Einheit und Einigkeit Schleswig-Holsteins gleichfalls ein tiefgefühltes Lebehoch, mit sichtbarer Bewegung der ganzen Menge, gebracht . . . Es fand noch eine kurze Diskussion über einzelne Punkte statt, die unter der klaren und gewandten Leitung des Präsidiums sehr bald zum Abschluß gelangte . . . Dann konstituierte sich die Versammlung als Bankgesellschaft, erwählte ein neues Komitee zur Förderung

der Bankangelegenheit und beauftragte den Landinspektor Tiedemann mit der Entgegennahme, Ordnung und Notierung der Anmeldungen zu ferneren Bankinteressentschaften" ... Es folgt dann noch eine Beschreibung des Festdiners mit ungezählten patriotischen Toasten und des Festballs am Abend.

Schon an diesem Abend verbreitete sich die Nachricht, daß seitens der Regierung in der Bankfrage der entscheidende Schritt getan sei. Der nächste Tag brachte die Bestätigung. Die Zeitungen veröffentlichten ein Allerhöchstes Patent, vom 23. Februar 1844 datiert, welches die Errichtung einer dänischen Filialbank für die Herzogtümer Schleswig-Holstein in Flensburg genehmigte, und zwar mit der Maßgabe, daß sie bereits am 1. Mai zu eröffnen sei.

Damit schienen die Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner vernichtet zu sein. Denn in demselben Maße, wie die Filialbank in den Herzogtümern festen Fuß faßte und den Geldverkehr an sich zog, mußten sich die Aussichten für die projektierte Landesbank vermindern. Und das Zustandekommen dieser Landesbank lag doch noch in weiter Ferne, war von den schwierigsten Verhandlungen zwischen der Regierung und den Ständen abhängig und zahlreichen unvorhergesehenen Zufälligkeiten ausgesetzt. Aber die Regierung hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

„Der unermüdliche Tiedemann*) hatte sofort einen Plan entworfen, der verhaßten Filialbank den Vorsprung abzugewinnen, und zwar, da die projektierte Landesbank nicht sofort herstellig zu machen war, durch die Errichtung eines einstweilen die Stelle der Bank vertretenden Bankiergeschäfts in Flensburg.

*) a. a. O., S. 135.

Schon am 17. März veröffentlichte er eine Vereinbarungsakte,*) auf Grund deren er mit vier anderen Herren in Flensburg zu einer Banksozietät zusammengetreten war. Zugleich erließ er einen öffentlichen Aufruf zum Beitritt. In seiner ebenso packenden wie populären Sprache setzte er den Zweck

---

*) Diese Vereinbarungsakte ist ihrem Inhalt nach so merkwürdig, daß ich mir nicht versagen kann, wenigstens einige ihrer Paragraphen hier mitzuteilen:

§ 1. Das beabsichtigte Bankiergeschäft wird in Flensburg durch gemeinschaftliche Tätigkeit der fünf Unterzeichneten errichtet, und zwar als ein reines Privatunternehmen, jedoch zugleich zu dem Zweck, der beabsichtigten schleswig-holsteinischen Bank vorzuarbeiten.

§ 3. Die Fonds werden aufgebracht durch Beiträge aller derjenigen, welche sich bei diesem Unternehmen beteiligen wollen.

§ 5. Der Landinspektor Tiedemann unternimmt es, die erforderlichen Fonds herbeizuschaffen. Alle, welche Geldeinschüsse für das Geschäft hergeben, werden als Teilnehmer angesehen, jedoch sämtlich durch den Landinspektor Tiedemann, als ihren Bevollmächtigten, vertreten.

§ 13. Was nach Abzug der (in § 12 veranschlagten) Geschäftskosten nach abgeschlossener Jahresrechnung an Ertrag übrig bleibt, wird an alle, welche sich durch Einschüsse beteiligt haben, gleichmäßig verteilt.

§ 14. Das Geschäft wird eröffnet, sobald die nötigen Fonds aufgebracht sein werden, womöglich schon Mitte April oder Anfang Mai dieses Jahres. Dasselbe wird vorläufig auf ein Jahr vom Tage der Eröffnung an übernommen und spätestens zu Neujahr 1845 darüber beschlossen, ob und wieweit solches nach Verlauf des Jahres weiter fortzusetzen.

§ 15. Bei der Beschlußnahme darüber, ob das Geschäft nach Ablauf eines Jahres fortzusetzen oder aufzuheben, steht es dem Landinspektor Tiedemann frei, die von ihm herbeigeschafften Fonds zurückzuziehen, sowie auch jeder der Unternehmer alsdann zum Rücktritt berechtigt ist. Im Falle eines solchen Rücktritts wird die etwaige Übernahme und Fortführung des Geschäfts durch die übrigen Unternehmer einer neuen Vereinbarung anheimgestellt.

§ 16. Sowie die beabsichtigte schleswig-holsteinische Bank ins Leben treten und sich bereit erklären wird, das Geschäft zu übernehmen, geht das ganze Geschäft an die Bank über.

des neuen Bankiergeschäfts auseinander. Er erinnerte an das alte Sprichwort: „Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst“, schilderte mit lebhaften Farben die Folgen, die es haben würde, wenn die Filialbank ohne Konkurrenz ihre Geschäfte eröffnen und ungehindert erweitern könne, bis sie schließlich alle Geschäftskunden, dänische, deutsche und neutrale an sich gezogen habe. „Je mehr Geldgeschäfte,“ so fuhr er fort, „nun aber die dänische Filialbank in Flensburg machen kann, desto mehr dänische Bankozettel wird sie ausgeben und in Zirkulation setzen. Und da sitzt gerade der Knoten. Dänische Bankozettel! — so ruft das ganze schleswig-holsteinische Volk — dänische Bankozettel!! die wollen wir ja aber gar nicht haben! Gut, gut, lieben Leute, das weiß ich ja selber; ich will sie auch nicht haben. Aber welche erlaubten Mittel stehen uns zu Gebote, sie uns vom Leibe zu halten? Ich kannte früher deren drei, jetzt nur noch zwei verschiedene Mittel. Das eine habe ich schon oben angedeutet; es besteht in der Beschränkung des Geschäftskreises der dänischen Filialbank mittels Errichtung einer schleswig-holsteinischen Landesbank oder, da deren Inslebentreten noch in ziemlich ferner Aussicht steht, mittels Etablierung eines Privatbankiergeschäfts, welches möglichst viele Geschäftsfreunde sich zu erwerben suchen und solche seinerzeit beim Geschäftsbeginn der Landesbank an diese empfehlen und überweisen wird. Das zweite Mittel besteht in der Bildung von Vereinen, deren Mitglieder sich gegenseitig miteinander dahin vereinigen und verpflichten, unter keinerlei Umständen dänische Bankozettel anzunehmen.*)

*) Solche Vereine bildeten sich infolge dieses Aufrufs in der Tat fast aller Orten. Die Städte Rendsburg, Apenrade, Hadersleben, Tondern machten den Anfang. Aber man ging noch einen Schritt weiter. Man zog auch die von der Filialbank verausgabten dänischen

So können wir uns also selber helfen, wenn wir nur fest und treu zusammenhalten. Wer nur selber sich nicht verläßt, der wird auch von Gott nicht verlassen."

Unter Erläuterung der einzelnen Bestimmungen in der oben erwähnten Vereinbarungsakte forderte er dann alle Freunde des Vaterlandes und der beabsichtigten schleswig-holsteinischen Landesbank zur Teilnahme an dem Privatbankiergeschäft auf. „Daß ein Nettogewinn übrig bleibt," so fügte er hinzu, „möchte anzunehmen sein, doch will ich niemanden dazu bereden, um des Gewinnstes willen Teilnehmer zu werden. Ich sehe vielmehr die Beteiligung an diesem Unternehmen lediglich als ein rein patriotisches Streben an und werde daher in diesem Sinne jeden Teilnehmer als Vaterlandsfreund in Worten oder Gedanken begrüßen." Er schloß mit den Worten: „Daß durch vorstehende Aufforderung der Gemeinsinn meiner Mitbürger und deren Liebe zum Vaterland auf eine harte Probe gestellt wird, will ich nicht verhehlen. Ich hege aber das feste Vertrauen zu ihnen, daß sie die Probe ehrenvoll bestehen werden. Auch weiß ich, daß Schleswig-Holsteins Volk mich nicht im Stich läßt."

Der Erfolg dieses Aufrufs überstieg alle Erwartungen. „Waren *) nun schon für die Landesbank von seiten des schleswig-holsteinischen Volkes die beträchtlichsten Opfer gebracht

---

Kupfermünzen aus dem Verkehr, indem man sich verpflichtete, sie dem Bildhauer Bandel zur Herstellung seines Herrmann-Denkmals im Teutoburger Walde zu überweisen. Sie gingen dort in solchen Massen ein, daß Bandel der Statue einen Arm anschmieden konnte. cfr. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band V, S. 567. Siehe auch S. 577 und 580, wo Treitschke der Tätigkeit meines Vaters gedenkt.

*) Schleswig-Holstein im Kampf gegen die dänische Nationalbank. S. 148 ff.

worden, waren gleich schon an Aktien gegen 450000 Rtlr. und nach Tiedemanns Plan 560000 Rtlr. gezeichnet worden, so wurde doch nichtsdestoweniger des Bankagitators Aufruf zur Herstellung einer namhaften Summe zur Betreibung des der Filialbank in die Zügel fallenden Flensburger Bankiergeschäfts mit Enthusiasmus entgegengenommen und Woche für Woche lieferten die öffentlichen Blätter die Übersichten der für die Landesbank, sowie für das Bankiergeschäft eingeschossenen Beiträge, welche Ende September 1844 den Belauf von für erstere nach Tiedemanns Plan 650000 Rtlr. (mit den Aktienzeichnungen zusammen zirka 1 Million Spezies), für letzteres 216000 Rtlr. erreicht hatten.

„So wurde denn ein Werk, seiner Entstehung nach sicherlich einzig in seiner Art, ebenso bereitwillig wie kräftig ins Leben gerufen, und zu ihrer Beschämung, zu ihrem Ärger sah die dänische Nationalbank die fast errungene Beute abermals ihren habsüchtigen Händen, wenngleich noch nicht ihren gierigen Blicken entrissen.“

IV.

In kaum zwei Jahren hatte mein Vater das Ziel erreicht, das seinem Ehrgeiz offenbar vorschwebte, als er sich um ein Landtagsmandat bewarb. Er hatte seinem Land unschätzbare Dienste geleistet und galt als der mutigste und entschlossenste Vorkämpfer der Landesinteressen, als ein Mann, der mit leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, die vor keinem Wagnis, keiner Gefahr zurückschreckte, eine kühle Besonnenheit in der Durchführung seiner Pläne verband. In Stadt und Land überließ man sich daher mit blindem Vertrauen seiner Führung.

Von den zahlreichen Briefen meines Vaters an meine Mutter will ich hier einige im Auszug mitteilen, als Stimmungsbilder jener Tage:

Trittau, 8. Februar 1844.

„ . . . Noch eben vor der heutigen Bankversammlung will ich einige Worte an Dich richten. Ich habe anstrengende Tage hinter mir, auf die ich aber mit Befriedigung zurückblicken muß . . . Die Zeichnungen für die Landesbank gehen überall vortrefflich. In Krempe trat die Stadt sofort als Bankverein bei. In Uetersen erhielt ich 9200 Tlr. Und nun gar im Dithmarschen! Überall unerwartete Erfolge. Von der Stimmung im Lande kannst Du Dir einen Begriff machen, wenn Du erfährst, daß die Henstedter mich mit einer großen berittenen Garde empfingen, die dreifarbige Kokarde am Hut, der Anführer mit blank gezogenem Schwert!! Unter Kanonendonner hielt ich meinen Einzug. Dieser ließ sich auch bei den Toasten während des Festmahls vernehmen und ebenso bei meiner Abreise. Die Garde begleitete mich bis Tellingstedt und hier empfingen mich ebenfalls Berittene, die mich weiter nach Itzehoe geleiteten. Hier stand schon ein vierspänniger Wagen aus Krempe bereit. Auch in Krempe ging es hoch her. Leider mußte ich dort wieder wegen Mangels eines ausreichenden Lokals draußen auf dem Markt reden. Ich stand auf einem großen blauen Ackerwagen! Der Zufall wollte es, daß gerade an demselben Nachmittag das Glückstädter Militär einen Fußmarsch unternehmen mußte und in Krempe vorm Tor Halt machte. Dies erregte zuerst Bestürzung, dann allgemeine Heiterkeit, denn ein Schalk von Soldat hatte den Krempern aufbinden wollen, sie sollten Tiedemann abholen!! . . . Trotz der vielen Reden hält meine Stimme sich noch recht gut. Aber ich muß mich doch wohl mehr schonen."

Johannisberg, 1. Sept. 1844.

„Mit vieler Freude habe ich aus Deinem lieben Brief vom 25. v. M. ersehen, daß Ihr wahrscheinlich schon in vierzehn Tagen aus Pinneberg zurückkehren werdet . . . Sehr gern würde ich dem Eisenbahnfest beiwohnen, aber ich muß ja wohl nach Augustenburg, die Einladung des Herzogs kann ich nicht gut ablehnen; schade, daß dies zusammenfällt. Doch man kann und soll ja auch nicht alles genießen. Einen anderweitigen Festgenuß habe ich neulich (vom 25. bis 27. August) in Wesselburen gehabt, wo das diesjährige große Sängerfest stattfand. Es war alles trefflich arrangiert, nur daß der Regen (gerade wie in Wilster und Eckernförde im vorigen Jahr) während des weltlichen Gesanges in dichten Massen herabströmte, viele Menschen völlig durchnäßte, und die armen Damen nötigte, mit ihren feinen Schuhen ins blanke Wasser zu treten. Aber man ließ sich die Stimmung nicht verderben. Daß Dein werter Herr Gemahl denn auch hier, wie gewöhnlich in neuerer Zeit, der Held des Tages, der Hahn im Korbe war, mit Kanonendonner und von der Liedertafelmusik mit „Schleswig-Holstein stammverwandt“ empfangen wurde, daß er nachts zwischen 12 und 1 Uhr von den anwesenden Liedertafeln ein Ständchen erhielt, welches am hellen Tage, den 27. beim Abschied wiederholt wurde usw., versteht sich ja nachgerade von selbst. Doch wurde mir eben zuletzt vor der Abreise noch eine andere Ehre zuteil, die mich wirklich rührte und mir unendlich wohltat. In der Kirche waren die geistlichen Lieder, wie neulich in Schleswig von zwei Chören gesungen worden, den einen größeren bildeten die Sänger der Liedertafeln, den anderen kleineren eine Schar von jungen Mädchen. Letztere sangen ausgezeichnet gut, obwohl einige wirklich schwere Kompositionen auszuführen waren. Beim

Festmahl dankte ich ihnen dafür in einem Toast und brachte ihnen ein Hoch. Mag diese Aufmerksamkeit von meiner Seite etwas dazu beigetragen haben — das weiß ich nicht, — aber zu meiner großen Überraschung erschien eben vor meiner Abreise dieser kleine Chor allerliebster Mädchen in meiner Wohnung und sang ein hübsches Lied, wodurch sie den Weg zu meinem Männerherzen fanden. Nachher war fast das ganze Örtchen in Bewegung, um mir Lebewohl zuzuwinken. — Des Abends in Tönning angekommen, wurde ich sofort wieder in Anspruch genommen. Die Polizei war von meiner Ankunft unterrichtet und hatte der Liedertafel verboten, mir öffentlich ein Ständchen zu bringen. Dies wurde mir dann privatim im Hotel gebracht, wo auch die angesehensten Bürger zu meiner Begrüßung erschienen waren. Die halbe Stadt (der „Pöbel", wie die dänischen Zeitungen sagen würden) stand vor dem Fenster und rief mich fortwährend heraus; ich mußte, ich mochte wollen oder nicht, dreimal ans Fenster treten und zum Volk reden und jedesmal entstand neuer Jubel. Das ist die Antwort an die Polizei, sagten die Bürger, die bei mir auf der Stube waren, nach dem Verbot ist die Aufregung viel größer geworden. Doch ich will mit meinen Triumphbeschreibungen schließen, sonst glaubst Du am Ende, ich wäre auf das Herausrufen so eitel wie ein Schauspieler."

Während der Ständesession 1844 befand sich meine Mutter mit uns Kindern im Nordseebad Wyk auf Föhr. Dorthin sind die folgenden Briefe meines Vaters gerichtet.

Schleswig, 13. Juli 1844.

„Ich habe gleich nach Eröffnung der Ständeversammlung drei Propositionen eingebracht: 1. wegen einer an den Landesherrn zu richtenden Petition um Genehmigung der Statuten

der projektierten schleswig-holsteinischen Bank;*) sie ist nach meiner Begründung einstimmig einem Komitee überwiesen worden; 2. wegen Entschädigung der Herzogtümer dafür, daß sie den Dänen die Dir bekannten 12½ Millionen Reichsbankhaft**) haben tragen helfen und 3. meine alte Proposition wegen Trennung der Finanzen, aufs neue und noch eingehender motiviert wie früher. Über die zweite waltete ein ganz merkwürdiges Schicksal. Nach dem Geschäftsreglement muß jede Proposition durch ein Mitglied der Versammlung unterstützt werden. Ich hatte vergessen, irgend jemanden hierzu aufzufordern und jeder verließ sich auf einen andern. Es entstand nun eine ganz feierliche, lang anhaltende Stille, und dann mußte meine Proposition abgewiesen werden, zum großen Bedauern vieler, die sich sehr dafür interessiert hatten. Dagegen ging meine letzte Proposition nach genügender Unterstützung und nachdem ich sie motiviert, mit 35 gegen 2 Stimmen an ein Komitee, und zwar an dasselbe, das diese Sache schon in der vorigen Session behandelte: Moltke (Grünholz), Rumehr, Beseler, Steffens und ich. — Die Wiborger Ständeversammlung hat für ihr Wohlverhalten ein Allerhöchstes Lob bekommen. Das hat nicht wenig überrascht. Es hat hier jemand den Witz gemacht, daß ein Fehlgriff in der Expedition stattgefunden haben müsse."

Schleswig, 11. August 1844.

. . . „Was mich persönlich betrifft, so befinde ich mich körperlich sehr wohl; geistig habe ich eine bedeutende Erleichterung, wirklich einen Stein vom Herzen gewälzt erhalten, indem meine große Arbeit, die Trennung der Finanzen gestern

*) Siehe oben S. 37.

**) Siehe oben S. 23.

morgen vom Stapel gelaufen ist.*) Vorgestern abend waren dieselben Herren, die Du aus der vorigen Diät als Kollegen dabei kennst, von 9 bis 1½ Uhr bei mir und alles wurde auf einmal abgemacht. Gestern abend hatte ich die Landesbankkommission bei mir versammelt. Heute abend 8 Uhr soll ich in die Finanzersparungs-Komiteesitzung beim Grafen Moltke . . ."

Schleswig, 19. August 1844.

. . . „Daß Du mit den königlichen Herrschaften auf die Weise, wie Du mir beschrieben hast, in Berührung gekommen bist, hat mich sehr gefreut, denn daß Du sie meiden sollst, habe ich ja niemals gewünscht; ich wollte nur lieber, daß Du ihnen nicht zu sehr entgegen kommen möchtest, wozu Du ja sonst, vermöge Deines Verhältnisses zur Königin,**) Anlaß genug gehabt hättest. Ich finde es sehr nett, daß der König und die Königin so freundlich gegen Dich gewesen sind, habe es aber eigentlich, im Fall des Zusammentreffens nicht anders erwartet. Daß Dir der Statthalter***) die Cour macht, amüsiert mich ebensosehr, als ich es begreiflich finde; schadet nichts, freie Hand gegeben! Kaum hätte ich aber geglaubt,

*) Diese Arbeit, 77 enge Druckseiten, ist 1844 in Schleswig im Verlag von M. Bruhn erschienen unter dem Titel: Petition der schleswigschen Ständeversammlung an Se. Königl. Majestät betr. die Trennung der schleswig-holsteinischen Finanzen von den dänischen Finanzen. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von dem Landinspektor Tiedemann zu Johannisberg.

**) Meine Großmutter mütterlicherseits, die Tochter eines höheren Forstbeamten, war die intimste Freundin der Königin Karoline Amalie, mit der sie in Augustenburg zusammen erzogen worden war. Die beiden standen in regelmäßiger Korrespondenz miteinander bis an ihr Lebensende. Meine Mutter war ein Patenkind der Königin und hieß nach ihr Karoline Amalie.

***) Statthalter war der Prinz von Noer, der Bruder der Königin.

daß Levetzau*) zu Dir gekommen wäre. Ich denke mir, daß Du dies nur dem Umstand zuzuschreiben hast, daß ich nicht bei Dir bin. Sonst möchte es für einen solchen Hofmann doch wohl bedenklich gewesen sein. Indessen ist es ja auch möglich, daß man bei Hofe allmählich zur Besinnung kommt und die Sache mit ruhigeren Augen ansieht. Die Klageschrift wegen der Appellation nach Kiel ist hier, ich erinnere mich nicht, es Dir schon geschrieben zu haben, vor 14 Tagen schon angekommen und bereits in Bremers Hand in Flensburg ... Meine Gesundheit ist gottlob fortdauernd gut und fest und Du brauchst Dir meinetwegen auch nicht die mindeste Sorge zu machen. Ich habe zwar viel zu tun, aber ich arbeite des Abends in der Regel nur bis 1 Uhr, ein paarmal freilich bis 2 Uhr und darüber hinaus und es greift mich gar nicht an ...

Das Diner bei Fries, welches ich neulich ankündigte, war brillant, wie die Frau Wirtin selbst ... Der Königliche Kommissar war da, er fehlte aber, was mir auffiel, am andern Tage bei Beseler, wo auch eine große, sehr nette Ständegesellschaft war. Vorgestern fand ein Ständediner bei Feddersen statt, wo es sehr vergnügt herging, erst bei Tisch, und nachher beim Tee. Als die Herren aus dem Gartenhaus um 10 Uhr zum Tee hinaufkamen, tönte uns Musik entgegen; eine der Damen spielte einen Walzer. Die Folge davon war, daß Feddersen mich ergriff und mit mir um einen mitten im Zimmer stehenden Tisch tanzte. Kaum hatten dies die anderen Herren gesehen, als sie sich auf die Damen stürzten und nun drehte sich alles unter hellem Jubel im Kreise. Da die spielende Dame auch mittanzen sollte, übernahm

*) Levetzau war der Oberhofmarschall des Königs.

Hancke*) das Klavier. Der Zufall wollte, daß ich in diesem Augenblick mit meiner Dame zum Tanz antrat. Da hielten die andern Herren, Moltke, Kamphövener, Pauly, Steindorff, Claußen, Steffens ihre Damen zurück und amüsierten sich darüber, daß Hancke mir allein aufspielen mußte. Hancke war übrigens sehr unbefangen und familiär gegen mich, ganz wie in alter Weise . . ."

Schleswig, 26. August 1844.

. . . „Es scheint mir sehr bedauerlich, wenn, wie Du meinst, zwischen der Königin und dem Statthalter Differenzen entstanden wären. Die Mitteilung über Christophs Fahrt mit den jungen Damen**) hat mich köstlich amüsiert; grüße den alten Jungen vielmal von mir . . . Am Montag durchlief die Nachricht den Ständesaal, daß Du der Gegenstand zartester Aufmerksamkeit von seiten Sr. Königlichen Majestät geworden wärst und ging rasch von Mund zu Mund. Die Nachricht kam durch Storm und Rehder von Husum, die beide auf Föhr gewesen waren. In allen Gesellschaften dieser Woche wurde dieses Ereignis lebhaft besprochen. Wenn Du also vielleicht einen Allerhöchsten Liebeskummer mit Dir herum trägst, so ist es ja kein Wunder, daß Du von Tag zu Tag magerer wirst und nicht mehr essen und trinken magst. Ich will mich unter diesen Umständen dann christlich darin finden" . . .

Schleswig, 2. Sept. 1844.

„Obwohl mir heute morgen vor der Sitzung nur sehr knappe Zeit zugemessen ist, so will ich Dir doch in aller Eile ein paar Worte schreiben. Die Ständeversammlung hat mit

*) Hancke war der Obersachwalter und öffentliche Ankläger in dem Kriminalprozeß gegen meinen Vater.

**) Siehe Kapitel III, S. 143.

großer Majorität beschlossen, den König nicht um eine Fristverlängerung zu bitten und so wird diese Diät am 9. September zu Ende gehen. Ich kann es also leicht möglich machen, Dich von Föhr abzuholen, wenn Du Lust hast, über den 9. hinaus noch einige Tage dort zu verweilen. Ich überlasse Dir die Bestimmung darüber, nur möchte ich gern bis zum nächsten Sonntag Bescheid haben . . . Meine Finanzproposition ist am letzten Freitag in der Abendsitzung zur Schlußberatung gekommen und ich hatte die große Freude, daß sie einstimmig angenommen wurde. Selbst die beiden sogenannten Dänen aus Nordschleswig stimmten dafür. Nun habe ich noch die Bankproposition zu erledigen, was aber auch schon gelingen wird . . ."

Aus dem Jahre 1845 lasse ich noch nachstehende Briefe folgen:

Johannisberg, 11. Sept. 1845.

„Es macht mir herzliche Freude, stets so günstige Nachrichten aus Pinneberg über Dein und der Kleinen Befinden zu erhalten. Gewiß trägt die sorgsame Pflege, die Ruhe im elterlichen Haus, die Zuvorkommenheit und Liebe, die Dich dort von allen Seiten umgibt, nicht wenig dazu bei . . . Was die Aufnahme unseres Landesherrn in den Herzogtümern betrifft, so scheint mir, hat er im ganzen Ursache, zufrieden zu sein. In Husum haben sie ihm einen Fackelzug gebracht und eine berittene Garde zur Begleitung gestellt, jedoch offenbar nur aus Dankbarkeit für die 800 000 Rtlr. zum Hafenbau! „För watt, hört watt!" Die eine Hand muß die andere waschen. Die Leute in unserem Land, namentlich aber in Husum, Glückstadt, Altona, und Plön nicht zu vergessen, werfen gern mit einer bürgerlichen Mettwurst nach einem königlichen Schinken. Dazu treibt sie der liebe Egoismus,

die innere Herzensregung hat gewiß wenig Anteil an der versicherten Untertanenliebe, Treue, Hingebung und wie die übrigen Tugenden heißen mögen. Nun, man lasse jeden auf seine Weise seine Kartoffeln abzählen. In Friedrichstadt soll man gar keine Umstände gemacht, in Heide sollen nur einige Einwohner illuminiert haben. Daß man dort Pferde für den Vorspann verweigert habe, habe ich nicht gehört, möchte dies auch bezweifeln. — Es ist wohl möglich, daß der schlimme Eindruck, den das Fahnenreskript*) gemacht hat, etwas moderiert worden ist durch die späteren Erlasse, deren drei im ganzen schon da sind; man meint, es werde noch ein viertes erscheinen. Nach dem letzten Patent sind Fahnen mit dem Wappenschild eines Herzogtums erlaubt, ein erbaulicher Gang der Gesetzgebung, ein deutliches Zeichen von der Absicht zum Einlenken! Das erwartete vierte Reskript soll die vereinigten Wappenschilde Schleswig-Holsteins im stillen wieder zulassen wollen, so sagte man neulichst in Schleswig ..."

Augustenburg, 18. Septbr. 1845.

... „Gestern abend kam ich hier wohlbehalten an. Bis Holnis ließ ich mich durch Claus Greve fahren und in Brunsnis nahm ich Extrapost. Von Schleswig fuhr Theodor Mügge, der bekannte Berliner Schriftsteller, mit mir, der die Herzogtümer bereist, um Materialien für eine Schilderung unserer öffentlichen Zustände zu sammeln, eine sehr angenehme und interessante Bekanntschaft. Er hatte auch eine Einladung

*) Die alten schleswig-holsteinischen Bataillone hatten bis zum Jahr 1843 Fahnen mit den schleswigschen Löwen und dem holsteinischen Nesselblatt geführt, die ihnen jetzt genommen wurden, und statt deren sie den dänischen Danebrog erhielten. Zugleich wurde die blau-weiß-rote Trikolore, sowie Fahnen mit den vereinigten Wappenschilden der Herzogtümer verboten.

vom Herzog erhalten. Es sind hier viele, sehr viel Leute aus dem In- und Ausland, z. B. aus Hannover, Mecklenburg, Preußen, Württemberg, Schweden, England, auch einer aus Paris; dann viele Dänen, Ständeabgeordnete aus den Herzogtümern, viel Adel usw. Im ganzen sollen zirka 300 Personen eingeladen und davon reichlich 250 gekommen sein. Es geht hier bunt und flott und lebhaft her und wird viel gegessen und getrunken.

„Ich wurde vorgestern unterbrochen und konnte meinen Brief nicht beenden. Heute schreiben wir den 20. Die Feier der silbernen Hochzeit des herzoglichen Paares war überaus schön und glänzend. Des Morgens um 10 Uhr fand Gratulationscour statt, um 11 Uhr Gottesdienst. Germar hielt die Predigt. Nachmittags war Ringreiten von 300 Landleuten auf einer großen Koppel, ein interessanter Anblick. Die Reiter waren in vier Abteilungen formiert, sie hatten an ihren Lanzen blaue, gelbe, rote und weiße Fähnchen. Alle waren ganz egal gekleidet, dunkel, mit zurückgeschlagenem, schneeweißen Hemdkragen; es sah allerliebst aus. — Bei Tafel waren alle Beamte und die Mitglieder der Ritterschaft in Uniform; es war in der Tat eine glänzende Gesellschaft. Die Augustenburger Bürgerschaft brachte abends einen großen Fackelzug und die Augustenburger, Sonderburger und Ulkebüller Liedertafeln ein Ständchen vor dem Schloß. Der große Schloßplatz war gedrängt voll von Menschen. Nachher fanden im Schloß ein großer Ball und im Park vielerlei Volksbelustigungen statt. Das Fest, zu dessen Detailbeschreibung mir augenblicklich die Stetigkeit fehlt, ist meiner Meinung nach in jeder Richtung als gelungen und großartig zu bezeichnen. — Gestern fand das erste Rennen statt, das leider durch starke Regenschauer sehr „verwässert“ wurde, ein schlechter Spaß. Gestern

abend war wieder Ball, auf dem auch ich recht tüchtig getanzt habe, zuletzt im Kotillon mit Deiner kleinen Freundin Lina Bahrt. — Heute wird eine Pferde-Auktion abgehalten. Morgen soll eine Tour per Dampfschiff nach Gravenstein gemacht werden. Ich beschränke mich auf diese flüchtigen Mitteilungen über das hiesige Fest. Mündlich mehr! — Von dem Herzog sowohl wie von der Herzogin soll ich Dir die herzlichsten Grüße und Glückwünsche zur Geburt unserer Kleinsten sagen. Sie bedauerten sehr Dein Fernbleiben von dem Feste und sprachen beide den lebhaften Wunsch aus, daß Du mich im nächsten Jahre wieder hierher begleiten mögest."

V.

Am 10. Oktober 1844 stellte Algreen-Ussing, Bürgermeister von Kopenhagen in der Roeskilder Ständeversammlung den Antrag: „Der König wolle durch eine feierliche Erklärung zur Kunde seiner Untertanen bringen, daß die dänische Monarchie (d. h. also das Königreich Dänemark und die Herzogtümer Schleswig und Holstein samt dem Herzogtum Lauenburg) ein einiges unzertrennliches Reich bilde, welches nach den Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes vererbe." Bei der Motivierung wurde noch hinzugefügt, „die Regierung möge jede Diskussion dieser königlichen Erklärung verbieten."

Man nahm allgemein an, daß dieser Antrag bestellte Arbeit gewesen. König Christian VIII., bekanntlich ein Meister der politischen Intrigue, hatte bisher wiederholt versucht, die nationalen Bestrebungen der Dänen und Schleswig-Holsteiner, die ihm an sich ein Greuel waren, gegeneinander auszuspielen und dadurch seinen dynastischen Plänen dienstbar zu machen.

Bald hatte er den Eiderdänen geschmeichelt, indem er z. B. die dänische Gerichtssprache in Nordschleswig einführte und den schleswig-holsteinischen Bataillonen ihre alten Benennungen und Fahnen nahm, bald hatte er durch die Ernennung des Prinzen von Noer zum Statthalter der Herzogtümer und des Grafen Joseph Reventlow-Criminil zum Präsidenten der deutschen Kanzlei in Kopenhagen die Schleswig-Holsteiner zu gewinnen versucht. Unverrückbar behielt er das Ziel im Auge, das ihm seit seinem Regierungsantritt vorschwebte: Die Schaffung eines dänischen Gesamtstaates mit einheitlicher Thronerbfolge. Der Algreen-Ussingsche Antrag entsprach ganz den Absichten, die er selbst zu enthüllen viel zu vorsichtig und diplomatisch war.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in den Herzogtümern, als Algreen-Ussings Vorgehen bekannt wurde. Die schleswigsche Ständeversammlung war bereits im September geschlossen, aber die Itzehoer Ständeversammlung tagte noch. Auf den Antrag des Grafen Friedrich Reventlou, des Klosterpropstes von Preetz, wurde hier einstimmig eine Adresse an den König beschlossen, die eine energische Verwahrung des schleswig-holsteinischen Staatsrechts enthielt, namentlich der drei Fundamentalsätze: „Die Herzogtümer Schleswig-Holstein sind selbständige Staaten, sie sind unteilbar verbundene Staaten, in ihnen herrscht der Mannsstamm.“ Auch die Ritterschaft beider Herzogtümer trat unter Führung des Grafen Friedrich Reventlou zusammen und bat den Monarchen in einer würdig gehaltenen Adresse um Wahrung des Landesrechts.

Dem König war dieses entschiedene Vorgehen sehr unbequem. Er suchte von neuem zu lavieren. Dem Prinzen

von Roer schrieb er, was denn der Lärm bedeute; er denke nicht daran, Schleswig dem eigentlichen Dänemark einzuverleiben; es handle sich bei Algreen-Ussings sonst recht ungeschicktem Antrag lediglich um die Erhaltung des bestehenden Staates und diese müsse jeder Patriot ebenso lebhaft wie er, der König, wünschen. Indessen gelangte in der Roeskilder Ständeversammlung, und zwar unter ausdrücklicher Zustimmung des königlichen Kommissars der Algreen-Ussingsche Antrag mit allen gegen eine Stimme zur Annahme.

Der Stein war ins Rollen gekommen und ließ sich nicht länger aufhalten. Vor einem Staatsstreich scheute der König noch zurück. Aber er hoffte im Wege juristischer Tüfteleien, gewissermaßen hinten herum, dem schleswig-holsteinischen Staatsrecht zu Leibe gehen zu können. Eine Kommission zur Untersuchung der Erbfolge wurde eingesetzt und nachdem diese ein recht unklares und widerspruchsvolles Gutachten erstattet hatte, erließ der König den berühmten oder berüchtigten „Offenen Brief"*) vom 8. Juli 1846, von dem der entscheidende Wendepunkt in der Geschichte Schleswig-Holsteins datiert. In diesem offenen Brief erklärte er: „Daß nach den auf seinen Befehl vorgenommenen Untersuchungen für das Herzogtum Schleswig und das Herzogtum Lauenburg die Erbfolge des Königsgesetzes unzweifelhaft gelte; daß er sich wegen der hinsichtlich einiger Teile von Holstein obwaltenden Verhältnisse gehindert sehe, sich mit gleicher Bestimmtheit über die Staatserbfolge in dem Herzogtum Holstein auszusprechen, er jedoch unablässig bemüht sein werde, diese Hindernisse zu beseitigen

*) Die Bezeichnung „Offener Brief" ist noch heute in Dänemark für Allerhöchste Kundgebungen üblich, die sich an das ganze Volk wenden.

und die vollständige Anerkennung der Integrität eines dänischen Gesamtstaats zuwege zu bringen; wobei er jedoch der Selbständigkeit des Herzogtums Schleswig, soweit sie bisher von ihm anerkannt worden sei, nicht zu nahe treten, oder irgend eine Veränderung in den sonstigen Verhältnissen vornehmen wolle, durch welche Schleswig mit dem Herzogtum Holstein verbunden werde."

Mit Recht sagt Treitschke (Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 576): „Der offene Brief entsprach dem Charakter König Christians. Er war das Werk einer überfeinen Berechnung und eben deshalb eine unkluge Halbheit; er sollte die Schleswig-Holsteiner freundlich zum Vertrauen auf die landesväterlichen Absichten ihres Königs-Herzogs ermahnen, aber er vergewaltigte das Recht Schleswigs, er drohte auch das Recht Holsteins zu vergewaltigen und wirkte darum ebenso aufregend wie ein vollendeter Staatsstreich."

In der Tat, hätte der König die Wirkung seines Vorgehens vorausgesehen, er würde es klüglich unterlassen haben. Mit seltener Einmütigkeit erfolgten eine Reihe von Kundgebungen, die sämtlich den schneidensten Protest gegen den Offenen Brief enthielten. Der Prinz von Noer legte sein Amt als Statthalter und kommandierender General der Herzogtümer nieder, der Herzog von Glücksburg, als Kommandeur des lauenburgischen Jägerkorps, folgte seinem Beispiel. Fast sämtliche Mitglieder der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, die sich in dienstlichen Stellungen befanden, nahmen ihre Entlassung. So die Grafen Reventlow-Altenhof und Otto Rantzau als Gesandte in Berlin und Petersburg, so Graf Joseph Reventlow-Criminil als Präsident der deutschen Kanzlei. Auch die Ritterschaft als Korporation protestierte in einer neuen Adresse an den König

gegen die beabsichtigte Verletzung des schleswig-holsteinischen Staatsrechts. Der Herzog von Augustenburg und der Großherzog von Oldenburg legten beim Frankfurter Bundestage Rechtsverwahrungen ein.

In der Bevölkerung der Herzogtümer aber flammte eine Bewegung auf, die von tiefgehendster Aufregung und Erbitterung geschürt wurde. Schon am 20. Juli ward in einer Versammlung zu Neumünster eine Adresse an die Stände beschlossen, die in energischen Worten zur Wahrung der Landesrechte aufforderte und in wenigen Wochen viele Tausende von Unterschriften fand. In Nortorf, am 14. September, fand eine große Volksversammlung statt, gegen die sogar Militär aufgeboten wurde.

Der König, der auf seiner gewohnten Reise nach Plön in diesem Jahre aller Orten mit eisiger Kälte aufgenommen worden war, versuchte am 18. September durch eine neue, den Eindruck des Offenen Briefes abschwächende Erklärung die Gemüter zu beruhigen. Es war vergeblich, niemand glaubte ihm mehr. Und die Maßregeln, die jetzt von ihm getroffen wurden, waren auch wenig geeignet, neues Vertrauen zu erwecken. An die Spitze der deutschen Kanzlei wurde Graf Karl Moltke (Nütschau) berufen, zwar ein Mitglied der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, aber ein starrer Absolutist, ein fanatischer Vorkämpfer des dänischen Gesamtstaates, den seine Standesgenossen längst als Renegaten betrachteten und der zu jeder Gewalttat bereit war. Der Statthalterposten wurde nicht wieder besetzt, die schleswig-holsteinische Regierung auf Gottorf aber vollständig umgestaltet. Mehrere Mitglieder wurden entlassen und durch gefügige Werkzeuge ersetzt. Zum Präsidenten der Regierung ward der bisherige Amtmann, Kammerherr von Scheel er-

nannt, berüchtigt durch sein Vorgehen gegen meinen Vater in dessen Hochverratsprozeß, ein Mann, der vor keinem Mittel zurückschreckte, wenn es galt, seine ehrgeizigen Ziele zu fördern. Ihm wurde eine ausgedehnte polizeiliche Machtvollkommenheit eingeräumt, von der er sofort den ausgiebigsten Gebrauch machte. Gegen die Presse ging er in rigorosester Weise vor; er verbot z. B. dem gelesensten Blatte, dem Itzehoer Wochenblatt, politische Artikel zu bringen. Das Briefgeheimnis ward verletzt, Absetzungen, Verhaftungen durch Kabinettsbefehl waren an der Tagesordnung.*) Von Th. Olshausen wurde das Versprechen verlangt, sich jeder politischen Tätigkeit zu enthalten. Als er dieses Versprechen selbstverständlich verweigerte, ward er verhaftet und erst durch einen Beschluß des Oberappellationsgerichts wieder in Freiheit gesetzt. Gegen Beseler wurde wegen einer Rede in Neumünster, gegen meinen Vater wegen seines Verhaltens in der Nortorfer Volksversammlung ein Hochverratsprozeß eingeleitet.

In Schleswig-Holstein raffte man sich zu entschlossenem Widerstand gegen die dänischen Vergewaltigungen zusammen. Im übrigen Deutschland aber pflanzte sich die populäre Erregung, die über die Elbe drang, von Gau zu Gau fort; sie fand ihren Wiederhall in zahllosen Adressen, Denkschriften, Erklärungen der parlamentarischen Vertretungen, ja selbst in patriotischen Kundgebungen deutscher Fürsten. Der beginnende Kampf um Schleswig-Holsteins Selbständigkeit hatte das nationale Bewußtsein aus langer Lethargie zu kräftig pulsierendem Leben erweckt.

---

*) Godt, Geschichte Schleswig-Holsteins. Bremer, Geschichte Schleswig-Holsteins. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V. Sybel Die Begründung des Deutschen Reichs, Bd. III.

VI.

Über die Beteiligung meines Vaters an der jetzt in den Vordergrund tretenden Bewegung geben zahlreiche Briefe und sonstige Aufzeichnungen Auskunft, von denen ich einige hier mitteilen will.

Zunächst ein Brief Beselers an meinen Vater, datiert Schleswig, den 9. Juli 1846: „Vor einigen Tagen war ich in Kiel und erfuhr, daß Olshausen sich der Leitung der Versammlung, welche in Neumünster am 20. d. M. stattfinden wird, bemächtigen werde; wenn ich nun gleich darin keine dringende Gefahr sehe, so erfordert doch jedenfalls die Vorsicht, daß möglichst viele sprachfertige Männer daselbst erscheinen und ich fordere dazu auf, wo und wie ich kann. Namentlich ward mir gesagt, daß Olshausen seinen alten abgestandenen doktrinären Kram mit aller Energie geltend zu machen versuchen werde und daß Dr. Hansen aus Eckernförde diesem in gewissem Maße Vorschub leisten wird. Wachsamkeit ist daher gut; ich schreibe heute deshalb auch an Bremer. — Was unser Erscheinen anlangt, lieber Tiedemann, so sehe ich nicht ein, was dem entgegenstehen kann, wenn wir uns nicht in die Diskussion mischen, was nach hiesigen noch unklaren Begriffen wohl kaum mit unserer Standschaft vereinbar sein würde. Ich halte dafür, daß insbesondere Ihre Gegenwart durchaus erforderlich ist; Ihre Anwesenheit ist in Volksversammlungen gegen gewisse Tendenzen schon eine Macht. Auch ich werde mich rechtzeitig einstellen und dagegen die Reise zur Eröffnung der Stände nach Itzehoe aufgeben . . .“

Dieser Brief ist für den Kenner der schleswig-holsteinischen Geschichte insofern von besonderem Interesse, als sich aus ihm ergibt, daß damals (im Sommer 1846) die kleine Fraktion der „Neu-Holsteiner“ unter Olshausens Führung noch immer eine, wenn auch sehr bescheidene Rolle spielte. Die Neu-Holsteiner erstrebten in erster Linie den engsten Anschluß Holsteins an Deutschland; die Losreißung Holsteins von Dänemark war ihnen die Hauptsache. Um den Preis eines rein deutschen Herzogtums Holstein mit liberaler Verfassung waren sie eventuell geneigt, das Herzogtum Schleswig seinem Schicksal zu überlassen. Insofern begegneten sie sich mit den Bestrebungen der Eiderdänen, die ja auch am liebsten Holstein ganz aus der dänischen Monarchie ausgeschieden hätten, um dann um so sicherer Schleswig danisieren zu können. Die nachdrückliche Betonung des liberalen Prinzips war ebenfalls beiden gemeinsam. Daß die Neu-Holsteiner im schärfsten Gegensatz zu den „up ewig ungedeelten“ Schleswig-Holsteinern standen, wird hiernach keiner weiteren Ausführung bedürfen.

Beselers Besorgnis, daß sich in der Neumünsterschen Versammlung neu-holsteinische Tendenzen geltend machen könnten, war übrigens unbegründet. Gerade jetzt schwenkte Olshausen ein. Der „Offene Brief“ hatte ihm die Augen darüber geöffnet, daß das strikte Festhalten an den alten Landesrechten doch die wirksamste Waffe gegen dänische Übergriffe sei. Olshausen kämpfte fortan Seite an Seite mit den Führern der alt-schleswig-holsteinischen Partei. Sein Verhalten in der Neumünsterschen Versammlung lieferte hierfür den schlagendsten Beweis.

Mein Vater schrieb unterm 23. Juli 1846 an meine Mutter: „Der Offene Brief ist im ganzen genommen doch

ein einfältiges, unklares und rechtswidriges Ding, aber man kann die Absicht des Alten und seiner noblen Ratgeber vollständig daraus erkennen, d. h. der dänische Fuchs ist endlich aus dem Loche herausgekommen. Noch weit kränkender als dieses Dokument ist für die holsteinische Ständeversammlung der Landtagsabschied voll schnöder Vorwürfe und mit dem Verbot, über die königlichen Kundgebungen Petitionen und Vorstellungen einzureichen. Hierdurch ist das dem Lande und namentlich den Ständen nach der Verfassung von 1831 gewährleistete Petitionsrecht einfach beseitigt, ein Akt, der fast noch mehr sagen will, wie die Preß-Ordonnanzen Karls X. und Polignacs vor der Juli-Revolution. Aber bei uns kann so etwas ja gewagt werden. — In der Versammlung in Neumünster bekam die holsteinische Ständeversammlung eine Adresse, die nicht von Stroh war. Olshausen, Hedde, Lorenzen und ich haben sie verfaßt. Es steht unter anderem darin, daß die Räte des Königs das Vertrauen des Landes weder genießen noch verdienen Dem Präsidenten der holsteinischen Ständeversammlung, Etatsrat Wiese, den ich privatim von der Einreichung der Adresse durch ein Deputation vorher unterrichtet hatte, wurde beim Lesen etwas schwül; er nahm sie aber doch entgegen und zeigte sie der Versammlung als eingegangen an. Der königl. Kommissar hat sie gleich gelesen und ist rot und blaß dabei geworden; er hat sofort eine Abschrift nach Kopenhagen gesandt. Vorgestern abend sah ich im Konzept die Adresse der Ständeversammlung und dadurch kriegte auch die Deputation sie zu ihrer großen Freude zu sehen. Sie ist etwas lang geraten und hier und da nach meinem Geschmack zu milde, aber im ganzen doch gut und hat die Wahrheit freimütig ausgesprochen. Es kommt ein Passus darin vor, der ungefähr so lautet: Wir sollen schweigen

und gehorchen, aber wir können dem Gebot Eurer Majestät nicht gehorchen, weil das Gesetz es uns verbietet. Der Offene Brief und der Staatsrat werden fürchterlich vermöbelt."

Über die Nortorfer Volksversammlung am 14. September 1846, „die Schlacht von Nortorf", wie sie spöttisch von den Dänen genannt wurde, will ich einem Augenzeugen das Wort geben.

Otto Fock berichtet in seinen „Schleswig-holsteinischen Erinnerungen", Seite 13 ff. (Leipzig Veit & Komp.): „Am Morgen des 14. September, dem für die Versammlung bestimmten Tage, strömten von allen Seiten die Massen der Teilnehmer nach Nortorf, aus der näheren Umgegend zu Fuß, zu Roß und zu Wagen; aus weiterer Ferne brachten die Eisenbahnen lange Züge; von Norden kamen die Rendsburger und Schleswiger, von Süden der größere Teil der Holsteiner; in Neumünster, dem Kreuzungspunkt der Bahn, trafen Kontingente der Städte Kiel, Altona, Glückstadt und der anderen Ortschaften des östlichen, südlichen und westlichen Holstein zusammen; ein donnerndes Hurra! erschallte zur Begrüßung und kaum konnten zwei schwer arbeitende Lokomotiven den unabsehbaren Wagenzug gegen Norden schleppen.

„Ich machte, obwohl sonst der Politik damals noch ziemlich fremd, den Zug mit; galt es doch als eine Ehrensache, der dänischen Anmaßung gegenüber unser Recht zu wahren und durch unser Erscheinen Protest einzulegen gegen das ungerechte Verbot der Versammlung. Was geschehen werde, davon hatte freilich niemand eine klare Vorstellung; die Pläne des Komitees waren in tiefes Dunkel gehüllt. Man wußte, daß der Amtmann von Rendsburg die strengsten Befehle hatte, die Versammlung zu verhindern und daß Militär gegenwärtig sein werde, um seinen Befehlen nötigenfalls mit Ge-

walt Nachdruck zu geben. Ein jeder, welcher hinging, war sich bewußt, daß es möglicherweise zu einem blutigen Konflikt kommen könne.

„Als wir auf der Station Nortorf anlangten, wurde unser Zug von einer dichtgedrängten Masse mit endlosem Hurra! empfangen. Der Zug hielt in einem Terraineinschnitt; sobald wir die Wagen verlassen hatten, erstiegen wir die wallähnliche Böschung, welche bei der Ankunft den Überblick nach der Heideseite hinderte. Da sahen wir denn auf ein paar hundert Schritt Entfernung die lange rote Linie eines ganzen Infanteriebataillons vor uns und daneben eine Schwadron Dragoner. Ein königlicher Adjutant war eigens von Föhr gesandt, um den Oberbefehl über diese bewaffnete Macht zu führen und die Energie der Zivilbehörde anzuspornen.

„Alles war gespannt, was kommen würde. Während das Komitee sich in Verhandlung mit dem Amtmann befand, kam es bereits zu einer scharfen Reibung mit dem dänischen Rittmeister Torp, welcher die Kavallerie befehligte. Derselbe hatte offenbar die Absicht, einen Konflikt hervorzurufen; er ließ eine Abteilung gegen die Volksmasse an der Eisenbahn vorgehen und nur der Geistesgegenwart des den Eisenbahnzug führenden Oberschaffners — es war ein Pole mit Namen Niemojewski — war es wahrscheinlich zu danken, daß das dänische Vorhaben vereitelt ward. Im entscheidenden Augenblick ließ nämlich der Zugführer den langen Bahnzug vorgehen; derselbe tat sich wie eine schützende Mauer vor die wehrlose Masse und schnitt ein paar bereits diesseits befindliche Reiter ab, welche nun an einer sehr unbequemen Stelle über den Hohlweg zurück mußten und zum Teil bei der Gelegenheit stürzten. Dem Rittmeister Torp ward sein gehässiges Vorgehen in schneidenden Ausdrücken von den Umstehenden

vorgehalten und er erhielt mehrere Herausforderungen. Die allgemeine Stimmung ward durch dies Intermezzo so gereizt, daß man bereits darüber zu beratschlagen anfing, wie man sich möglicherweise im Dorfe durch Verrammlung der Zugänge gegen einen Angriff schützen könne. Da hieß es mit einem Mal: „Tiedemann will reden!“ Tiedemann, der bekannte Abgeordnete der schleswigschen Ständeversammlung, war Vorsitzender des Komitees. Er erschien auf einer improvisierten Tribüne; eine lautlose Stille gespannter Erwartung empfing ihn; der langen Rede kurzer Sinn war: da der Amtmann erklärt habe, Gewalt brauchen zu wollen, so — möge die Versammlung nur ruhig wieder nach Hause gehen! Damit war die Sache zu Ende; eine weitere öffentliche Diskussion war nicht gestattet! Alles löste sich in einzelne Gruppen auf und bald trennte sich die große Versammlung, welche sicherlich mehrere tausend Köpfe zählte, unverrichteter Sache nach den verschiedensten Seiten.“

Otto Fock knüpft an diese tatsächliche Darlegung eine Kritik des Verhaltens meines Vaters; er meint, daß ihm sehr begründete Vorwürfe zu machen gewesen wären. Indem er aber dann untersucht, welche Maßregeln hätten ergriffen werden können und die beiden Wege, die eventuell einzuschlagen gewesen: Kampf mit dem Militär oder rasche Verlegung der Versammlung nach einem andern Ort aus triftigen Gründen als nicht praktikabel verwirft, kommt er selbst zu dem Resultat, daß es, wie die Dinge nun einmal lagen, für die Versammlung das beste gewesen, ruhig auseinanderzugehen.

In der Tat muß man erstaunt fragen, was denn sonst hätte geschehen sollen. Eine Aufforderung zum Widerstande gegen die bewaffnete Macht wäre doch, da an eine offene

Revolution niemand dachte, auch nach den Anschauungen der damaligen Zeit ebenso frevelhaft wie töricht gewesen und von einer „Niederlage“, wie Otto Fock sich ausdrückt, konnte doch unmöglich die Rede sein, wo eine unbewaffnete Versammlung vor der Gewalt der Bajonette zurückwich. Die Situation wird am treffendsten durch meinen Vater selbst charakterisiert, der in einem Briefe schreibt: „Es lag in meiner Hand, die Menge zum offenen Widerstand zu bringen. Ein ungeheures Blutbad konnte entstehen; die ungleich geringere Zahl der bewaffneten Macht wäre vielleicht unterlegen, aber die Folgen?! Und wer waren die, die sich erschlagen hätten? Söhne eines Landes!*) Darum riet ich zur Ruhe und ertrage lieber die verkehrtesten Urteile mancher Zeitgenossen.“

Daß es der kaltblütigen Besonnenheit meines Vaters gelang, eine nach Tausenden zählende, aufgeregte, durch das herausfordernde Vorgehen des Rittmeisters Torp noch besonders erbitterte Menge im Zaume zu halten und dadurch ein nutzloses, in seinen Folgen unberechenbares Blutvergießen zu verhindern, liefert den glänzendsten Beweis für die Macht, die er über die Gemüter seiner Landsleute besaß. Man sollte glauben, die dänische Regierung hätte sich ihm gegenüber zum Dank verpflichtet gefühlt. Aber im Gegenteil, — sie hatte nichts Eiligeres zu tun, als einen neuen Hochverratsprozeß gegen ihn einzuleiten. Das Verfahren gelangte nicht zum Abschluß, denn dem König persönlich kam bald die Einsicht, daß es unmöglich zu einer Verurteilung führen konnte und er ordnete deshalb die gänzliche Niederschlagung des Prozesses an.

*) Die Truppen, die bei Nortorf aufgeboten waren, bestanden, wenn auch teilweise von dänischen Offizieren befehligt, ausschließlich aus geborenen Schleswig-Holsteinern.

VII.

Wie in dem Briefe meines Vaters vom 23. Juli 1846 schon hervorgehoben, war den holsteinischen Ständen eine Besprechung der Erbfolgefrage einfach verboten worden. Ihre protestierende Adresse ward nicht angenommen, worauf die Stände zur Wahrung des Landesrechts eine Beschwerdeschrift an den Bundestag richteten. Als der königl. Kommissar ihnen nunmehr alle weiteren Vorstellungen untersagen wollte, verließen sämtliche Mitglieder bis auf sechs den Ständesaal und verweigerten jede weitere Verhandlung, bis ihre verletzten Rechte wiederhergestellt seien. Eine königliche Order vom 13. August löste die Versammlung auf unter scharfem Tadel ihres „pflichtwidrigen Verfahrens“.

Aller Augen waren jetzt auf die schleswigsche Ständeversammlung gerichtet, die zum 21. Oktober zusammenberufen war. Von jeher hatte im Ständesaal zu Schleswig ein frischerer Wind geweht wie in Itzehoe. Die Verhandlungen dort waren immer in einem lebhafteren Ton geführt worden und mehr wie einmal war es schon früher zu recht scharfen Zusammenstößen zwischen den Vertretern der Regierung und den Volksvertretern gekommen. In der Hoffnung, daß auch jetzt die Rechte des Landes in Schleswig die kräftigste Vertretung finden würden, sandte man aus allen Teilen der Herzogtümer über hundert Adressen mit vielen Tausenden von Unterschriften dahin, die sämtlich einmütig gegen die Folgerungen des Offenen Briefes Verwahrung einlegten.

Man sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Schon die Wahl des Präsidenten stand unter dem Zeichen

entschlossener Opposition. Bis dahin hatte der alte Professor Nicolaus Falk den Vorsitz in der Ständeversammlung geführt. Er war ein Mann von tiefgründiger Gelehrsamkeit, ein warmherziger Patriot, von aller Welt geliebt und geachtet, aber schon seiner hochgradigen Zerstreutheit wegen zum Leiter parlamentarischer Verhandlungen wenig geeignet. Jetzt wählte die Versammlung mit überwältigender Majorität Wilhelm Beseler zum Präsidenten und stellte damit den rechten Mann an den rechten Platz. Eine imponierende Erscheinung, würdevoll, formgewandt und schlagfertig, verstand er es meisterhaft, die Rechte der Stände zu wahren und alle Eingriffe des königlichen Kommissarius (als solcher fungierte der Regierungspräsident v. Scheel) in die Geschäftsordnung des Hauses mit nachdrücklichster Entschiedenheit zurückzuweisen.

Die Führung in der Debatte übernahmen Dr. Gülich und mein Vater. Ersterer stellte den Antrag, der König möge gebeten werden, seine gegenwärtigen Ratgeber, namentlich den Grafen Carl Moltke zu entlassen. Mein Vater beantragte eine Adresse an den König, in welcher die Zurücknahme des Offenen Briefes verlangt wurde. Gegen beide Anträge erhob Scheel energischen Protest. Er forderte, daß sie von der sogenannten Propositionentafel wieder entfernt würden. Als Beseler sich dessen weigerte, verbot er ihre Veröffentlichung in der Presse.

Auch der Herzog von Augustenburg trat aus der vorsichtigen Reserve heraus, die er bisher beobachtet hatte. Er beantragte eine Adresse, welche den König um die Gewährung einer gemeinsamen schleswig-holsteinischen Verfassung bitten sollte. Daß gerade der Herzog diesen Antrag stellte, erregte einiges Aufsehen, denn er galt bis dahin als ein entschiedener Gegner liberaler Ideen. Aber er war nach den

Vorgängen der letzten Zeit zu der Überzeugung gelangt, daß mit nur beratenden Provinzialständen die Selbständigkeit der Herzogtümer und sein Erbrecht gegen willkürliche Übergriffe nicht mehr zu verteidigen seien. Obwohl seine Proposition die Nummer 17 nach der Reihenfolge der Eingänge erhalten hatte, beschloß die Versammlung mit allen gegen zwei Stimmen, ihr vor allen andern den Vorrang zu geben.

Von sonstigen Propositionen, die im Lauf der Session gestellt wurden, seien noch erwähnt: diejenige des Etatsrats Lüders wegen veränderten Geschäftsganges der Regierung auf Gottorf, ferner ein Antrag des Etatsrats Esmarch auf Trennung der Verwaltung, der Finanzen und des Militärs der Herzogtümer von Dänemark und endlich ein Antrag des Gerichtshalters Hansen zu Leck auf Aufnahme des Herzogtums Schleswig in den deutschen Bund.

Die Beratungen nahmen einen stürmischen Verlauf. Namentlich mein Vater griff das ganze System der Regierung schonungslos an. Die Leidenschaftlichkeit seiner Redeweise machte wiederholt Unterbrechungen durch den Präsidenten notwendig. Er beschuldigte unter anderm den königlichen Kommissar, daß er der Versammlung Sand in die Augen zu streuen versuche und schleuderte den dänischen Machthabern den Vorwurf ins Gesicht: „Ist es doch, als sollte das Volk aufgestachelt werden zum Widerstande, damit der Vorwand zur Fessel sich fände!“ Auch auf die Prägravationsfrage kam er zurück. Er wiederholte seine früheren Behauptungen, erklärte sich bereit, sie jederzeit von neuem zu beweisen und forderte die Regierung heraus, seine zahlenmäßigen Berechnungen zu widerlegen oder ihr Unrecht einzugestehen.

Scheel setzte dem Vorgehen der Stände hartnäckigen Widerstand entgegen. Die von meinem Vater beantragte

und von der Versammlung genehmigte Adresse wegen Zurücknahme des Offenen Briefes, wies er als ungehörig zurück. Er verlangte, daß zunächst vor allen andern Anträgen die königlichen Propositionen durchzuberaten seien. Seine Taktik war durchsichtig genug. Er wollte womöglich alle Vorlagen der Regierung unter Dach bringen und dann durch plötzliche Schließung des Landtags das verfassungsmäßige ständische Petitionsrecht unwirksam machen. Aber die Versammlung ließ sich nicht beirren. Sie setzte ihre Verhandlungen ruhig fort und nahm nach gründlicher Kommissionsberatung die Anträge auf Trennung der Verwaltung und auf Anschluß Schleswigs an den deutschen Bund und endlich den Antrag des Herzogs von Augustenburg auf Erlaß einer Verfassung mit großer Stimmenmehrheit an.*) Am 30. November wurden

*) Mein Vater schreibt über diese Vorgänge meiner Mutter am 30. November: „Die Stunde der Entscheidung naht. Heute wurde die Verfassungspetition an Se. Majestät verlesen und genehmigt. Sie soll heute abend, nebst den Petitionen über Trennung der Verwaltung und über den Anschluß Schleswigs an den deutschen Bund, sowie nebst einigen anderen Privatpetitionen an den Landtagskommissar befördert werden. Nimmt er sie an, was nach den bisherigen Erklärungen aber nicht erwartet werden kann, so werden wir ohne Zweifel fortarbeiten und die übrigen Gesetzentwürfe beraten, nimmt er sie aber nicht an, so müssen wir das Petitionsrecht als vernichtet ansehen und demzufolge unser Mandat niederlegen. Daß alle Welt hier und vielleicht auch anderwärts auf den Ausgang sehr gespannt ist, kannst Du Dir denken. Heute abend wurde erzählt, daß nachmittags eine Estafette aus Kopenhagen angekommen sei — an den Kommissar. Was sie dem wohl gebracht hat?! — Von allen Seiten erhalten wir Zustimmungserklärungen. Man ist mit unserem Tun und Lassen durchaus zufrieden. Daß Beseler sich ein großes Verdienst erworben, ist unstreitig. Wie hätte es uns armen Menschen ergehen sollen, hätten wir in so kritischen Augenblicken unseren alten, sonst so guten und braven Nicolaus auf dem Präsidentenstuhl gehabt. Wir wären vor Ärger und Verdruß halb tot gewesen oder

diese Petitionen dem Kommissar überreicht. Am 3. Dezember gelangten sie an das Präsidium mit der Erklärung zurück, daß der Kommissar ihre Entgegennahme verweigere. Rasch verständigten sich die deutschgesinnten Deputierten untereinander. Am 4. Dezember erhob sich beim Beginn der Sitzung der Herzog von Augustenburg. Er erklärte unter feierlicher Rechtsverwahrung seinen Austritt aus der Versammlung und verließ den Saal. Sämtliche Mitglieder, bis auf sechs Dänen, folgten seinem Beispiel. Das war der Schlußakt der vormärzlichen parlamentarischen Kämpfe gegen Dänemark.

VIII.

Bevor die nationalgesinnten Ständemitglieder auseinander gingen, hatten sie noch eine vertrauliche Besprechung. Alle waren von dem Ernst der Situation durchdrungen und wenn auch nur wenige, wie mein Vater, an die Möglichkeit einer bewaffneten Erhebung dachten, so waren doch alle davon überzeugt, daß man in ein neues Stadium des nationalen Kampfes getreten sei und daß es jetzt vor allem darauf ankomme, sich tatkräftige Bundesgenossen zu sichern. Die öffentliche Meinung hatte in geräuschvoller Weise für die gefährdeten Landesrechte der Nordmark Partei ergriffen. Aber die

---

schon längst auseinandergelaufen. Beselers Lob ertönt überall, und er hat es reichlich verdient." — Und am 3. Dezember: „Soeben — 2 Uhr — komme ich aus dem Ständesaal, wohin die vor zwei oder drei Tagen dem Kommissar eingereichten Petitionen zurückgelangt sind. So ist also das ständische Petitionsrecht zertreten und damit überhaupt die ständische Institution zu Grabe getragen! Eine andere Zeit wird kommen. Aber nicht mehr das Wort, sondern das Schwert wird die Entscheidung bringen müssen."

Schleswig-Holsteiner waren zu nüchterne Realpolitiker, um von Zeitungsartikeln und Vereinsresolutionen, so dankenswert sie auch waren, das eigentliche Heil zu erwarten. Sie wußten, daß es auf die Haltung der deutschen Regierungen in erster Linie ankomme und wollten daher jetzt den Versuch machen, diese für ihre Sache zu gewinnen. Der Herzog von Augustenburg übernahm es, die norddeutschen Höfe, namentlich Hannover, Braunschweig, Mecklenburg zu sondieren. Mein Vater wurde dazu ausersehen, auf die süddeutschen Regierungen einzuwirken.

Die Reise meines Vaters nach Süddeutschland verzögerte sich etwas. Zunächst begab er sich mit noch sechs anderen Ständemitgliedern (Beseler, Olshausen, Claußen, Engel, Semper und Wienberg) nach Berlin, um der Eröffnung des Vereinigten Landtags (11. April 1847) beizuwohnen und Fühlung mit den preußischen Landtagsabgeordneten zu gewinnen. Das Erscheinen der tapferen schleswig-holsteinischen Volksvertreter wurde von den preußischen Kollegen zwar freudig begrüßt; man war aber doch in Berlin zu sehr mit den alle Welt bewegenden Verfassungsfragen beschäftigt, um den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten mehr wie ein oberflächliches Interesse zu widmen.

Weit erfolgreicher waren die Bemühungen meines Vaters in Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe. Überall fand er ein verständnisvolles Entgegenkommen. Er konferierte mit Ministern, Landtagsabgeordneten und sonstigen maßgebenden Persönlichkeiten und hielt verschiedene öffentliche Vorträge, die brausenden Beifall fanden.

Sein Besuch in München gestaltete sich besonders interessant. Er fiel in die Zeit, wo Lola Montez, kurz vor ihrem Sturze, den Höhepunkt ihres Einflusses gewonnen

hatte. Das klerikale Regiment war beseitigt, ein liberales Ministerium, allerdings auf recht schwachen Füßen stehend, ans Ruder gelangt. König Ludwig I., seiner Liebschaft mit Lola wegen von allen Seiten bedrängt, ergriff jede Gelegenheit, sich im Lichte eines Vorkämpfers liberaler und nationaler Interessen zu zeigen. So war es kein Wunder, daß die Bestrebungen meines Vaters gerade in München die wärmste Aufnahme fanden. Ein Bericht an meine Mutter über seine dortigen Erlebnisse (datiert vom 10. November 1847) wirft amüsante Streiflichter auf die seltsamen, damaligen Zustände. Er lautet:

„Am vorigen Donnerstag hatte ich Audienz beim König und wurde ungemein gnädig empfangen. Als captatio benevolentiae begann ich meine Anrede mit einer lebhaften Dankbezeugung für die Teilnahme und Sympathie, die Seine Majestät bisher schon dem Lande Schleswig-Holstein bewiesen habe. Das schien dem König neu und überraschend, aber durchaus nicht unangenehm zu sein. Ich sprach dann frei von der Leber weg, schilderte ungeschminkt die Bedrückungen, denen wir ausgesetzt sind, sprach von dem Offenen Brief und der Verletzung der Landesrechte usw. Der König folgte mit großer Aufmerksamkeit meinen Ausführungen und richtete dann eine Reihe von Fragen an mich, die doch zeigten, daß er sich schon eingehend mit der schleswig-holsteinischen Frage befaßt hat. Dann sprach er unverhohlen aus, daß er das lebhafteste Interesse an unseren Kämpfen nehme, die überall das „teutsche" Nationalgefühl wachriefen, worauf ich erwiderte, daß ganz Schleswig-Holstein auf ihn mit Vertrauen blicke und Gott ihn am Leben erhalten möge, bis Schleswig-Holstein vom dänischen Joche befreit sei. Er verbeugte sich dankend und sichtlich geschmeichelt. Der König konnte, wie

es schien, gar nicht zum Entlassungswinke kommen. Da veranlaßte mich ein eigentümliches Geräusch, meinen Blick auf einen Wandschirm mit Gobelinstickerei zu werfen, der in der Nähe des Königs stand und mir schon bei meinem Eintritt aufgefallen war. Und was sahen meine Augen? Zwei niedliche Atlasschuhe, die unter dem Wandschirm hervorguckten und sich ungeduldig zu bewegen schienen. Welche Füßchen mögen in diesen zierlichen Schuhen gesteckt haben? Das zu erraten, überlasse ich Deinem Scharfsinn.*)

„Daß mein Besuch dem König zugesagt hat, höre ich von allen Seiten. Ich merke es an den Ministern, von denen mich der Minister v. Maurer heute zum zweitenmal empfangen hat, an deren Beamten, an den Ständeabgeordneten, lese es in den Zeitungen, die mein Lob singen usw. Namentlich aber Fürst Öttingen-Wallerstein überhäuft mich mit Aufmerksamkeiten. Er ist ein merkwürdiger Mann, aus dem ich nicht recht klug werden kann, man hält ihn für einen Gönner Lolas und sieht in ihm den zukünftigen Ministerpräsidenten. Ebenso sind auch die Stände, die Literaten, Zeitungsschreiber usw. sehr zuvorkommend gegen mich und ich führe hier solchemnach ein angenehmes Leben. Man gibt mir zu Ehren Feste und ich erhalte mehr Einladungen zu Diners, als ich annehmen kann. An Mutter habe ich dies in meinem gestrigen Geburtstagsbrief auch geschrieben und dabei bemerkt, daß ein Prophet nirgends weniger gilt als im eigenen Lande. — Da die Ständeverhandlungen (erste und zweite Kammer) öffentlich sind, so wohne ich den Sitzungen täglich bei und werde hier bleiben, bis die jetzige wichtige Verhand-

*) Treitschke (Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 651) erwähnt dieser kleinen Episode, befindet sich aber dabei insofern im Irrtum, als er von mehreren Abgesandten spricht.

lung wegen einer Staatsanleihe beendigt ist, wozu diese Woche wohl noch erforderlich ist. Dann werde ich nach Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg gehen und dann den Rhein hinunter."

Über seine Besuche in Stuttgart und Karlsruhe fehlen leider die Aufzeichnungen meines Vaters. Es müssen mehrere Briefe abhanden gekommen sein, denn in einem Briefe, datiert Köln, den 4. Dezember, in dem er seine Erlebnisse in Mannheim, Heidelberg und Frankfurt a. M., sowie seine Besuche bei Ernst Moritz Arndt und Dahlmann in Bonn schildert, setzt er als bekannt voraus, daß er in Stuttgart und Karlsruhe gewesen. Nicht nur in den Kreisen der süddeutschen Liberalen, die ihm rauschende Ovationen brachten, sondern ebensosehr bei den leitenden Ministern scheint er mit seinen Anregungen Anklang gefunden zu haben, denn er schreibt: „Der Zweck meiner Reise ist vollständig erfüllt. Was ich wollte, habe ich erreicht und mit den befriedigendsten Eindrücken kehre ich zurück." Und weiter: „A propos! In ganz Bayern wird jetzt mit Zustimmung Ludwigs „des Teutschen" für Beseler*) kollektiert und es wird erzählt, daß Christian VIII. sich darüber beim bayrischen Hofe beschwert habe als über eine politische Demonstration, die vielleicht sogar am Bundestage zur Sprache kommen werde. Das fehlte gerade noch! In einem solchen Lande ist es der Mühe wert, das Feuer zu schüren und zu unterhalten und 150 Meilen darum zu reisen. Wenn sich doch Nord- und Süddeutsche näher kennen lernten!"

---

*) Beseler war infolge des gegen ihn eingeleiteten Hochverratsprozesses von seinem Amte als Obergerichtsadvokat suspendiert. Auf Anregung meines Vaters war eine Subskription eröffnet worden, um für Beseler die erforderlichen Subsistenzmittel zu beschaffen.

IX.

Als 1848 die eisernen Würfel gefallen waren und am 24. März in Kiel sich die provisorische Regierung gebildet hatte, erregte es vielfach Befremden, daß neben den Namen ihrer Mitglieder (Beseler, Friedrich Prinz zu Schleswig-Holstein, F. Reventlou, M. T. Schmidt, denen später noch Bremer und Olshausen hinzutraten) der Name meines Vaters fehlte. Es wurde erzählt, er sei zum Beitritt aufgefordert, habe aber abgelehnt. Ich finde in seinen Papieren nichts hierüber, möchte auch aus inneren Gründen bezweifeln, daß es geschehen ist. Abgesehen von tiefgehenden persönlichen Gegensätzen zwischen ihm und dem Prinzen von Noer, die schon seit längerer Zeit bestanden und ein Zusammenwirken erschwert hätten, paßte mein Vater nach Temperament, politischer Richtung und persönlicher Neigung zu wenig in eine Regierung, die, wenigstens in der ersten Zeit, auf vorsichtiges Lavieren angewiesen war und sich bemühen mußte, nach keiner Seite hin anzustoßen. Ich finde es daher begreiflich, daß man bei Bildung der provisorischen Regierung von seiner Mitwirkung absah, ebenso begreiflich aber auch, daß mein Vater die Leitung des Finanzdepartements unter der provisorischen Regierung, die man ihm antrug, ablehnte.

Mit dem ihm eigenen Feuereifer warf sich mein Vater in die neue Bewegung. Er verspottete die Proklamation der provisorischen Regierung, die von der Fiktion ausging, daß der Landesherr durch die Kopenhagener Revolution unfrei geworden und daß die Regierung in seinem Namen und zur

Wahrung seiner Rechte zu führen sei. Für ihn hatte nur der Kampf als ein **nationaler** Sinn und Bedeutung. „Losreißung von Dänemark!" so schrieb er am 28. März, „muß jetzt die alleinige Losung sein. Nur dafür können wir Gut und Blut einsetzen. Der Schnick-Schnack vom „unfreien Herzog" ist eine schwachmütige politische Heuchelei."

Er wollte einen Volkskrieg anfachen, wie ihn die Spanier gegen Napoleon geführt, eine Levée en masse, bei der jeder vom Knaben bis zum Greise aufzubieten sei, der eine Waffe zu führen vermöge. Für den Landsturm im südlichen Schleswig beschaffte er aus eigenen Mitteln 600 Gewehre und engagierte einen früheren holländischen Offizier zur Ausbildung der Mannschaften.*) In den friesischen Marschen und in Angeln hielt er Versammlungen ab, um zur Volksbewaffnung aufzufordern, überall mit Erfolg.**) Eine Strömung patriotischer Begeisterung ging durch das Land, wie sie in Deutschland nur die Jahre 1813 und 1870 gezeitigt haben.

Am liebsten wäre mein Vater selbst, wenn auch nur als gemeiner Soldat, mit ins Feld gezogen und er trug sich in der Tat eine Zeitlang ernstlich mit diesen Gedanken. Ebenso bedauerte er lebhaft, daß ich, sein einziger Sohn, damals erst 11 Jahre alt, für das Waffenhandwerk noch nicht zu gebrauchen sei. Jetzt die Hände in den Schoß legen zu müssen, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Es konnte ihm daher

*) Das Nähere hierüber siehe Seite 185 ff.

**) In Süderbrarup leisteten die Angliter sogar einen förmlichen Eidschwur, der damals viel von sich reden machte: „Ich gelobe, als braver Angelsachse auf Ehre, daß ich mit den Waffen in der Hand mein Vaterland, Haus und Herd zu jeder Zeit, wenn Horn oder Sturmglocke rufen, nach besten Kräften verteidigen, auch nicht ohne Not die Übung in den Waffen vernachlässigen oder versäumen will, widrigenfalls man mich als Ehrlosen und Feigen bezeichnen möge, so wahr mir Gott helfe!"

nur willkommen sein, daß General v. Bonin, den er näher kennen gelernt hatte, ihn aufforderte, das preußische Generalkommando als landeskundiger Beirat zu begleiten.*) Er besprach die Sache mit Beseler, der sie mit Lebhaftigkeit aufgriff. Bei einem Feldzuge, in dem nicht nur militärische, sondern vorzugsweise sogar politische Gesichtspunkte in Frage kamen, mußte es für die provisorische Regierung erwünscht erscheinen, einen Mann ihres Vertrauens in der Nähe des Höchstkommandierenden zu wissen. Mein Vater erhielt die nötigen Vollmachten und schloß sich, von dem alten General Wrangel aufs freundlichste empfangen, dem preußischen Hauptquartier an.

Während dieser Zeit im täglichen Verkehr mit Offizieren jedes Ranges und jeder Waffengattung, legte mein Vater vollständig die Vorurteile ab, die er, wesentlich unter süddeutschen Einflüssen, gegen den preußischen Militarismus bis dahin gehegt hatte. Er war von der Intelligenz und Liebenswürdigkeit des preußischen Offizierkorps aufs angenehmste berührt. Besonders befreundete er sich mit dem Grafen Oriola, dem späteren Generaladjutanten. Nur einmal kam es an der Wrangelschen Tafel zu einer unliebsamen Szene. Als einer der jüngeren Offiziere des Stabes sich wegwerfend über die Frankfurter Nationalversammlung äußerte und die deutschen Einheitsbestrebungen als demokratischen Schwindel bezeichnete, da brauste mein Vater auf und verwies dem jungen

*) Aus einem Briefe meines Vaters vom 14. April: „Über meinen Feldzugsplan will ich zur Beruhigung nur mitteilen, daß ich wahrscheinlich als Indikateur in der Nähe des Oberbefehlshabers mich aufhalten werde, wenn ich sonst etwas vorzunehmen, keine Gelegenheit bekommen sollte. Bonin meint, ich könnte auf diese Weise als Lokalkundiger mehr nützen, wie als gemeiner Soldat; kann sein, daß er recht hat."

Herrn so nachdrücklich seine Auffassung, daß der alte Feldmarschall große Mühe hatte, den Frieden wiederherzustellen.

So sehr mein Vater die Aktionsfähigkeit der preußischen Armee bewunderte, so lebhaft beklagte er, daß sie nicht zur vollen Entwicklung kommen konnte. Gerade der Feldzug in Jütland 1848 bewies, wie ungenügend doch damals die Rüstung Deutschlands war. Gestützt auf seine Kriegsflotte konnte das kleine Dänemark jede nachhaltige Kraftentfaltung der deutschen Truppen verhindern. In einem Briefe, datiert Kolding, den 8. Mai 1848, schreibt mein Vater: „Daß sich der Feldzug noch sehr in die Länge ziehen wird, ist mir nur zu wahrscheinlich. Wie sollen wir es anfangen, die Dänen mürbe zu machen? Als Wasserratten bleiben sie jetzt im Wasser, nachdem sie sich zu Lande die Pfoten verbrannt haben und uns fehlen alle Mittel, ihnen auf das flüssige Element zu folgen! Hätten wir doch nur ein Stücker zehn tüchtig armierte Kriegsdampfschiffe! — Am 3. ds. rückten wir, ohne zwischen Colding und Friedericia auf feindliche Truppen zu stoßen, in letztgedachte Festung ein, pflanzten sofort die dreifarbige deutsche Fahne auf dem Walle auf und ließen dies für Freund und Feind interessante Ereignis durch Kanonenschüsse verkünden. Hierunter waren ca. 40 mit scharfer Ladung, um zu probieren, ob man den dort 2000 Fuß breiten Kleinen Belt überschießen könne, ein Versuch, der sehr günstig ausfiel, obgleich die Geschütze nur Sechspfünder waren. Die Kugeln erreichten den Fühnschen Strand. Aber was nützt das, hinüber können wir doch nicht. Am selbigen Tage fand eine kleine Kanonade bei Snoghoi statt, wo die Dänen auf preußische Infanterie und Kavallerie, die auf der Chaussee marschierten, Feuer gaben, in welcher Veranlassung die preußische Artillerie heraneilte und die dänischen Fahrzeuge eifrig

und mit Erfolg beschoß. Ein größeres Schiff und ein Boot wurden tüchtig mitgenommen. — Gestern haben die Dänen ihre eigene Stadt Fridericia beschossen, namentlich das Fort und das darin befindliche Magazingebäude, welches in Brand geraten ist. Vom Palais, wo neulich der General Wrangel wohnte und jetzt der General Bonin, haben sie das Dach teils herabgeschossen, teils durchlöchert. Eine ältere Frau und ein Kind sind dabei ums Leben gekommen. Diese Freveltat sollen die Einwohner ihren Landsleuten sehr übel genommen haben. — Was die Dänen doch für ein Schlag Leute sind! Bei unserem Schießen neulich über den Belt war ein Gebäude auf Fünen in Brand geraten. Heute nachmittag kommt hier nun ein Dampfschiff unter Parlamentärflagge an und überbringt eine Beschwerde: Das Inbrandschießen von Häusern, die nicht befestigt wären, sei nicht erlaubt! Während sie selbst hundert Sünden begehen, von denen sie wohlweislich nicht reden, schreien sie wie Besessene, wenn der Gegner mal etwas tut, was sie nicht erwartet haben. Es ist heute wieder eine Kanonade gehört worden, aber beim Hauptquartier war heute abend noch keine Meldung darüber eingegangen."

Der Aufenthalt meines Vaters im Hauptquartier sollte nicht lange mehr dauern. Die beginnenden diplomatischen Verhandlungen und der dadurch veranlaßte Rückmarsch der preußischen Truppen aus Jütland machten ihm ein Ende.

X.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier meinen Vater in allen wechselvollen Phasen der Kriegsjahre 1848/50 begleiten. Nur auf wenige Mitteilungen will ich mich beschränken.

Nachdem die „vereinigten“ alten Stände der Herzogtümer im Juni und Juli zum letztenmal getagt hatten, trat auf Grund eines neuen Wahlgesetzes die „konstituierende Landesversammlung“ am 15. August 1848 zusammen. Mein Vater war in zwei Wahlkreisen gewählt worden. Er schloß sich der Fraktion der Linken an (in dieser Versammlung gab es zum erstenmal in Schleswig-Holstein „Fraktionen“), nicht weil sie, was übrigens keineswegs der Fall war, besonders fortschrittliche Tendenzen verfolgte, denn alle Fragen politischer Parteidoktrin hatten für ihn nur nebensächliche Bedeutung, sondern weil sie im Gegensatz zur Rechten, die am starren Legitimitätsprinzip festhielt, in erster Linie die nationalen Gesichtspunkte geltend machte und für die Fortführung des Kampfes gegen Dänemark auf Tod und Leben eintrat. Sehr verschieden von der Frankfurter Nationalversammlung, die bei Beratung der Reichsverfassung, namentlich der Grundrechte, ihre Zeit in endlosen Debatten über die einzelnen Paragraphen vertrödelte, stellte die Landesversammlung eine Verfassung (das Staatsgrundgesetz) und ein Wahlgesetz in wenigen Wochen fest. Am 15. September war das Werk vollendet. Außerdem beschloß sie (am 4. Septbr.), und zwar einstimmig nach kurzer Verhandlung, daß sie wider ihren Willen weder aufgelöst nach vertagt werden könne, und daß jede Veränderung in der bestehenden Landesregierung ihrer Zustimmung bedürfe. Mein Vater meldete dies triumphierend meiner Mutter, indem er hinzufügte: „Gott sei Dank, daß die Volksvertreter in dieser ernsten Zeit handeln, statt Reden zu halten. Die Zeit des Redens ist vorüber!“

Mit nagender Sorge aber erfüllte ihn jetzt die Haltung der preußischen Regierung. Der Feldzug von 1848 war längst in einen Scheinkrieg ausgeartet. Während die öffent-

Schleswig-Holsteiner waren zu nüchterne Realpolitiker, um von Zeitungsartikeln und Vereinsresolutionen, so dankenswert sie auch waren, das eigentliche Heil zu erwarten. Sie wußten, daß es auf die Haltung der deutschen Regierungen in erster Linie ankomme und wollten daher jetzt den Versuch machen, diese für ihre Sache zu gewinnen. Der Herzog von Augustenburg übernahm es, die norddeutschen Höfe, namentlich Hannover, Braunschweig, Mecklenburg zu sondieren. Mein Vater wurde dazu ausersehen, auf die süddeutschen Regierungen einzuwirken.

Die Reise meines Vaters nach Süddeutschland verzögerte sich etwas. Zunächst begab er sich mit noch sechs anderen Ständemitgliedern (Beseler, Olshausen, Claußen, Engel, Semper und Wienberg) nach Berlin, um der Eröffnung des Vereinigten Landtags (11. April 1847) beizuwohnen und Fühlung mit den preußischen Landtagsabgeordneten zu gewinnen. Das Erscheinen der tapferen schleswig-holsteinischen Volksvertreter wurde von den preußischen Kollegen zwar freudig begrüßt; man war aber doch in Berlin zu sehr mit den alle Welt bewegenden Verfassungsfragen beschäftigt, um den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten mehr wie ein oberflächliches Interesse zu widmen.

Weit erfolgreicher waren die Bemühungen meines Vaters in Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe. Überall fand er ein verständnisvolles Entgegenkommen. Er konferierte mit Ministern, Landtagsabgeordneten und sonstigen maßgebenden Persönlichkeiten und hielt verschiedene öffentliche Vorträge, die brausenden Beifall fanden.

Sein Besuch in München gestaltete sich besonders interessant. Er fiel in die Zeit, wo Lola Montez, kurz vor ihrem Sturze, den Höhepunkt ihres Einflusses gewonnen

hatte. Das klerikale Regiment war beseitigt, ein liberales Ministerium, allerdings auf recht schwachen Füßen stehend, ans Ruder gelangt. König Ludwig I., seiner Liebschaft mit Lola wegen von allen Seiten bedrängt, ergriff jede Gelegenheit, sich im Lichte eines Vorkämpfers liberaler und nationaler Interessen zu zeigen. So war es kein Wunder, daß die Bestrebungen meines Vaters gerade in München die wärmste Aufnahme fanden. Ein Bericht an meine Mutter über seine dortigen Erlebnisse (datiert vom 10. November 1847) wirft amüsante Streiflichter auf die seltsamen, damaligen Zustände. Er lautet:

„Am vorigen Donnerstag hatte ich Audienz beim König und wurde ungemein gnädig empfangen. Als captatio benevolentiae begann ich meine Anrede mit einer lebhaften Dankbezeugung für die Teilnahme und Sympathie, die Seine Majestät bisher schon dem Lande Schleswig-Holstein bewiesen habe. Das schien dem König neu und überraschend, aber durchaus nicht unangenehm zu sein. Ich sprach dann frei von der Leber weg, schilderte ungeschminkt die Bedrückungen, denen wir ausgesetzt sind, sprach von dem Offenen Brief und der Verletzung der Landesrechte usw. Der König folgte mit großer Aufmerksamkeit meinen Ausführungen und richtete dann eine Reihe von Fragen an mich, die doch zeigten, daß er sich schon eingehend mit der schleswig-holsteinischen Frage befaßt hat. Dann sprach er unverhohlen aus, daß er das lebhafteste Interesse an unseren Kämpfen nehme, die überall das „teutsche" Nationalgefühl wachriefen, worauf ich erwiderte, daß ganz Schleswig-Holstein auf ihn mit Vertrauen blicke und Gott ihn am Leben erhalten möge, bis Schleswig-Holstein vom dänischen Joche befreit sei. Er verbeugte sich dankend und sichtlich geschmeichelt. Der König konnte, wie

es schien, gar nicht zum Entlassungswinke kommen. Da veranlaßte mich ein eigentümliches Geräusch, meinen Blick auf einen Wandschirm mit Gobelinstickerei zu werfen, der in der Nähe des Königs stand und mir schon bei meinem Eintritt aufgefallen war. Und was sahen meine Augen? Zwei niedliche Atlasschuhe, die unter dem Wandschirm hervorguckten und sich ungeduldig zu bewegen schienen. Welche Füßchen mögen in diesen zierlichen Schuhen gesteckt haben? Das zu erraten, überlasse ich Deinem Scharfsinn.*)

„Daß mein Besuch dem König zugesagt hat, höre ich von allen Seiten. Ich merke es an den Ministern, von denen mich der Minister v. Maurer heute zum zweitenmal empfangen hat, an deren Beamten, an den Ständeabgeordneten, lese es in den Zeitungen, die mein Lob singen usw. Namentlich aber Fürst Öttingen-Wallerstein überhäuft mich mit Aufmerksamkeiten. Er ist ein merkwürdiger Mann, aus dem ich nicht recht klug werden kann, man hält ihn für einen Gönner Lolas und sieht in ihm den zukünftigen Ministerpräsidenten. Ebenso sind auch die Stände, die Literaten, Zeitungsschreiber usw. sehr zuvorkommend gegen mich und ich führe hier solchemnach ein angenehmes Leben. Man gibt mir zu Ehren Feste und ich erhalte mehr Einladungen zu Diners, als ich annehmen kann. An Mutter habe ich dies in meinem gestrigen Geburtstagsbrief auch geschrieben und dabei bemerkt, daß ein Prophet nirgends weniger gilt als im eigenen Lande. — Da die Ständeverhandlungen (erste und zweite Kammer) öffentlich sind, so wohne ich den Sitzungen täglich bei und werde hier bleiben, bis die jetzige wichtige Verhand-

*) Treitschke (Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 651) erwähnt dieser kleinen Episode, befindet sich aber dabei insofern im Irrtum, als er von mehreren Abgesandten spricht.

lung wegen einer Staatsanleihe beendigt ist, wozu diese Woche wohl noch erforderlich ist. Dann werde ich nach Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg gehen und dann den Rhein hinunter."

Über seine Besuche in Stuttgart und Karlsruhe fehlen leider die Aufzeichnungen meines Vaters. Es müssen mehrere Briefe abhanden gekommen sein, denn in einem Briefe, datiert Köln, den 4. Dezember, in dem er seine Erlebnisse in Mannheim, Heidelberg und Frankfurt a. M., sowie seine Besuche bei Ernst Moritz Arndt und Dahlmann in Bonn schildert, setzt er als bekannt voraus, daß er in Stuttgart und Karlsruhe gewesen. Nicht nur in den Kreisen der süddeutschen Liberalen, die ihm rauschende Ovationen brachten, sondern ebensosehr bei den leitenden Ministern scheint er mit seinen Anregungen Anklang gefunden zu haben, denn er schreibt: „Der Zweck meiner Reise ist vollständig erfüllt. Was ich wollte, habe ich erreicht und mit den befriedigendsten Eindrücken kehre ich zurück." Und weiter: „A propos! In ganz Bayern wird jetzt mit Zustimmung Ludwigs „des Teutschen" für Beseler*) kollektiert und es wird erzählt, daß Christian VIII. sich darüber beim bayrischen Hofe beschwert habe als über eine politische Demonstration, die vielleicht sogar am Bundestage zur Sprache kommen werde. Das fehlte gerade noch! In einem solchen Lande ist es der Mühe wert, das Feuer zu schüren und zu unterhalten und 150 Meilen darum zu reisen. Wenn sich doch Nord- und Süddeutsche näher kennen lernten!"

---

*) Beseler war infolge des gegen ihn eingeleiteten Hochverratsprozesses von seinem Amte als Obergerichtsadvokat suspendiert. Auf Anregung meines Vaters war eine Subskription eröffnet worden, um für Beseler die erforderlichen Subsistenzmittel zu beschaffen.

IX.

Als 1848 die eisernen Würfel gefallen waren und am 24. März in Kiel sich die provisorische Regierung gebildet hatte, erregte es vielfach Befremden, daß neben den Namen ihrer Mitglieder (Beseler, Friedrich Prinz zu Schleswig-Holstein, F. Reventlou, M. T. Schmidt, denen später noch Bremer und Olshausen hinzutraten) der Name meines Vaters fehlte. Es wurde erzählt, er sei zum Beitritt aufgefordert, habe aber abgelehnt. Ich finde in seinen Papieren nichts hierüber, möchte auch aus inneren Gründen bezweifeln, daß es geschehen ist. Abgesehen von tiefgehenden persönlichen Gegensätzen zwischen ihm und dem Prinzen von Noer, die schon seit längerer Zeit bestanden und ein Zusammenwirken erschwert hätten, paßte mein Vater nach Temperament, politischer Richtung und persönlicher Neigung zu wenig in eine Regierung, die, wenigstens in der ersten Zeit, auf vorsichtiges Lavieren angewiesen war und sich bemühen mußte, nach keiner Seite hin anzustoßen. Ich finde es daher begreiflich, daß man bei Bildung der provisorischen Regierung von seiner Mitwirkung absah, ebenso begreiflich aber auch, daß mein Vater die Leitung des Finanzdepartements unter der provisorischen Regierung, die man ihm antrug, ablehnte.

Mit dem ihm eigenen Feuereifer warf sich mein Vater in die neue Bewegung. Er verspottete die Proklamation der provisorischen Regierung, die von der Fiktion ausging, daß der Landesherr durch die Kopenhagener Revolution unfrei geworden und daß die Regierung in seinem Namen und zur

Wahrung seiner Rechte zu führen sei. Für ihn hatte nur der Kampf als ein nationaler Sinn und Bedeutung. „Losreißung von Dänemark!“ so schrieb er am 28. März, „muß jetzt die alleinige Losung sein. Nur dafür können wir Gut und Blut einsetzen. Der Schnick-Schnack vom „unfreien Herzog“ ist eine schwachmütige politische Heuchelei.“

Er wollte einen Volkskrieg anfachen, wie ihn die Spanier gegen Napoleon geführt, eine Levée en masse, bei der jeder vom Knaben bis zum Greise aufzubieten sei, der eine Waffe zu führen vermöge. Für den Landsturm im südlichen Schleswig beschaffte er aus eigenen Mitteln 600 Gewehre und engagierte einen früheren holländischen Offizier zur Ausbildung der Mannschaften.*) In den friesischen Marschen und in Angeln hielt er Versammlungen ab, um zur Volksbewaffnung aufzufordern, überall mit Erfolg.**) Eine Strömung patriotischer Begeisterung ging durch das Land, wie sie in Deutschland nur die Jahre 1813 und 1870 gezeitigt haben.

Am liebsten wäre mein Vater selbst, wenn auch nur als gemeiner Soldat, mit ins Feld gezogen und er trug sich in der Tat eine Zeitlang ernstlich mit diesen Gedanken. Ebenso bedauerte er lebhaft, daß ich, sein einziger Sohn, damals erst 11 Jahre alt, für das Waffenhandwerk noch nicht zu gebrauchen sei. Jetzt die Hände in den Schoß legen zu müssen, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Es konnte ihm daher

---

*) Das Nähere hierüber siehe Seite 185 ff.

**) In Süderbrarup leisteten die Angliter sogar einen förmlichen Eidschwur, der damals viel von sich reden machte: „Ich gelobe, als braver Angelsachse auf Ehre, daß ich mit den Waffen in der Hand mein Vaterland, Haus und Herd zu jeder Zeit, wenn Horn oder Sturmglocke rufen, nach besten Kräften verteidigen, auch nicht ohne Not die Übung in den Waffen vernachlässigen oder versäumen will, widrigenfalls man mich als Ehrlosen und Feigen bezeichnen möge, so wahr mir Gott helfe!“

nur willkommen sein, daß General v. Bonin, den er näher kennen gelernt hatte, ihn aufforderte, das preußische Generalkommando als landeskundiger Beirat zu begleiten.*) Er besprach die Sache mit Beseler, der sie mit Lebhaftigkeit aufgriff. Bei einem Feldzuge, in dem nicht nur militärische, sondern vorzugsweise sogar politische Gesichtspunkte in Frage kamen, mußte es für die provisorische Regierung erwünscht erscheinen, einen Mann ihres Vertrauens in der Nähe des Höchstkommandierenden zu wissen. Mein Vater erhielt die nötigen Vollmachten und schloß sich, von dem alten General Wrangel aufs freundlichste empfangen, dem preußischen Hauptquartier an.

Während dieser Zeit im täglichen Verkehr mit Offizieren jedes Ranges und jeder Waffengattung, legte mein Vater vollständig die Vorurteile ab, die er, wesentlich unter süddeutschen Einflüssen, gegen den preußischen Militarismus bis dahin gehegt hatte. Er war von der Intelligenz und Liebenswürdigkeit des preußischen Offizierkorps aufs angenehmste berührt. Besonders befreundete er sich mit dem Grafen Oriola, dem späteren Generaladjutanten. Nur einmal kam es an der Wrangelschen Tafel zu einer unliebsamen Szene. Als einer der jüngeren Offiziere des Stabes sich wegwerfend über die Frankfurter Nationalversammlung äußerte und die deutschen Einheitsbestrebungen als demokratischen Schwindel bezeichnete, da brauste mein Vater auf und verwies dem jungen

*) Aus einem Briefe meines Vaters vom 14. April: „Über meinen Feldzugsplan will ich zur Beruhigung nur mitteilen, daß ich wahrscheinlich als Indikateur in der Nähe des Oberbefehlshabers mich aufhalten werde, wenn ich sonst etwas vorzunehmen, keine Gelegenheit bekommen sollte. Bonin meint, ich könnte auf diese Weise als Lokalkundiger mehr nützen, wie als gemeiner Soldat; kann sein, daß er recht hat."

Herrn so nachdrücklich seine Auffassung, daß der alte Feldmarschall große Mühe hatte, den Frieden wiederherzustellen.

So sehr mein Vater die Aktionsfähigkeit der preußischen Armee bewunderte, so lebhaft beklagte er, daß sie nicht zur vollen Entwicklung kommen konnte. Gerade der Feldzug in Jütland 1848 bewies, wie ungenügend doch damals die Rüstung Deutschlands war. Gestützt auf seine Kriegsflotte konnte das kleine Dänemark jede nachhaltige Kraftentfaltung der deutschen Truppen verhindern. In einem Briefe, datiert Kolding, den 8. Mai 1848, schreibt mein Vater: „Daß sich der Feldzug noch sehr in die Länge ziehen wird, ist mir nur zu wahrscheinlich. Wie sollen wir es anfangen, die Dänen mürbe zu machen? Als Wasserratten bleiben sie jetzt im Wasser, nachdem sie sich zu Lande die Pfoten verbrannt haben und uns fehlen alle Mittel, ihnen auf das flüssige Element zu folgen! Hätten wir doch nur ein Stücker zehn tüchtig armierte Kriegsdampfschiffe! — Am 3. ds. rückten wir, ohne zwischen Colding und Friedericia auf feindliche Truppen zu stoßen, in letztgedachte Festung ein, pflanzten sofort die dreifarbige deutsche Fahne auf dem Walle auf und ließen dies für Freund und Feind interessante Ereignis durch Kanonenschüsse verkünden. Hierunter waren ca. 40 mit scharfer Ladung, um zu probieren, ob man den dort 2000 Fuß breiten Kleinen Belt überschießen könne, ein Versuch, der sehr günstig ausfiel, obgleich die Geschütze nur Sechspfünder waren. Die Kugeln erreichten den Fühnschen Strand. Aber was nützt das, hinüber können wir doch nicht. Am selbigen Tage fand eine kleine Kanonade bei Snoghoi statt, wo die Dänen auf preußische Infanterie und Kavallerie, die auf der Chaussee marschierten, Feuer gaben, in welcher Veranlassung die preußische Artillerie heraneilte und die dänischen Fahrzeuge eifrig

und mit Erfolg beschoß. Ein größeres Schiff und ein Boot wurden tüchtig mitgenommen. — Gestern haben die Dänen ihre eigene Stadt Fridericia beschossen, namentlich das Fort und das darin befindliche Magazingebäude, welches in Brand geraten ist. Vom Palais, wo neulich der General Wrangel wohnte und jetzt der General Bonin, haben sie das Dach teils herabgeschossen, teils durchlöchert. Eine ältere Frau und ein Kind sind dabei ums Leben gekommen. Diese Freveltat sollen die Einwohner ihren Landsleuten sehr übel genommen haben. — Was die Dänen doch für ein Schlag Leute sind! Bei unserem Schießen neulich über den Belt war ein Gebäude auf Fünen in Brand geraten. Heute nachmittag kommt hier nun ein Dampfschiff unter Parlamentärflagge an und überbringt eine Beschwerde: Das Inbrandschießen von Häusern, die nicht befestigt wären, sei nicht erlaubt! Während sie selbst hundert Sünden begehen, von denen sie wohlweislich nicht reden, schreien sie wie Besessene, wenn der Gegner mal etwas tut, was sie nicht erwartet haben. Es ist heute wieder eine Kanonade gehört worden, aber beim Hauptquartier war heute abend noch keine Meldung darüber eingegangen."

Der Aufenthalt meines Vaters im Hauptquartier sollte nicht lange mehr dauern. Die beginnenden diplomatischen Verhandlungen und der dadurch veranlaßte Rückmarsch der preußischen Truppen aus Jütland machten ihm ein Ende.

X.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier meinen Vater in allen wechselvollen Phasen der Kriegsjahre 1848/50 begleiten. Nur auf wenige Mitteilungen will ich mich beschränken.

Nachdem die „vereinigten“ alten Stände der Herzogtümer im Juni und Juli zum letztenmal getagt hatten, trat auf Grund eines neuen Wahlgesetzes die „konstituierende Landesversammlung“ am 15. August 1848 zusammen. Mein Vater war in zwei Wahlkreisen gewählt worden. Er schloß sich der Fraktion der Linken an (in dieser Versammlung gab es zum erstenmal in Schleswig-Holstein „Fraktionen“), nicht weil sie, was übrigens keineswegs der Fall war, besonders fortschrittliche Tendenzen verfolgte, denn alle Fragen politischer Parteidoktrin hatten für ihn nur nebensächliche Bedeutung, sondern weil sie im Gegensatz zur Rechten, die am starren Legitimitätsprinzip festhielt, in erster Linie die nationalen Gesichtspunkte geltend machte und für die Fortführung des Kampfes gegen Dänemark auf Tod und Leben eintrat. Sehr verschieden von der Frankfurter Nationalversammlung, die bei Beratung der Reichsverfassung, namentlich der Grundrechte, ihre Zeit in endlosen Debatten über die einzelnen Paragraphen vertrödelte, stellte die Landesversammlung eine Verfassung (das Staatsgrundgesetz) und ein Wahlgesetz in wenigen Wochen fest. Am 15. September war das Werk vollendet. Außerdem beschloß sie (am 4. Septbr.), und zwar einstimmig nach kurzer Verhandlung, daß sie wider ihren Willen weder aufgelöst noch vertagt werden könne, und daß jede Veränderung in der bestehenden Landesregierung ihrer Zustimmung bedürfe. Mein Vater meldete dies triumphierend meiner Mutter, indem er hinzufügte: „Gott sei Dank, daß die Volksvertreter in dieser ernsten Zeit handeln, statt Reden zu halten. Die Zeit des Redens ist vorüber!“

Mit nagender Sorge aber erfüllte ihn jetzt die Haltung der preußischen Regierung. Der Feldzug von 1848 war längst in einen Scheinkrieg ausgeartet. Während die öffent-

liche Meinung in den Herzogtümern fast allgemein den General v. Wrangel für die negativen Resultate der Kriegführung verantwortlich machte, war mein Vater anderer Ansicht. Er wußte aus den Beobachtungen, die er im Hauptquartier gemacht hatte, daß der Oberbefehlshaber wie das gesamte Offizierkorps die größte Neigung zum kräftigen Dreinschlagen besaßen, daß sie aber hieran durch offene und geheime Instruktionen von Berlin aus gehindert wurden. Mit innerem Jubel hatte mein Vater den Einmarsch der preußischen Garden im Frühjahr begrüßt. Er hatte seine ganze Hoffnung für die Befreiung Schleswig-Holsteins auf Preußen gesetzt. Als jetzt die zweideutige Haltung Preußens immer klarer zutage trat, als die Bestimmungen des Malmöer Waffenstillstandes bekannt wurden, nach denen die schleswig-holsteinische Armee aufgelöst und das Land einer neuen Regierung unter dem Vorsitz des verhaßten Grafen Carl Moltke, des größten Widersachers der Herzogtümer, überantwortet werden sollte, da packte ihn, zum erstenmal in seinem Leben, ein Gefühl hoffnungsloser Verzweiflung. Dazu kamen die Nachrichten aus Frankfurt a. M. Wider alles Erwarten hatte die Nationalversammlung den Malmöer Waffenstillstand genehmigt und damit die Sache der Herzogtümer preisgegeben. Ein blutiger Aufstand brach aus, bei dem gewissenlose Demagogen die Notlage Schleswig-Holsteins für ihre revolutionären Zwecke auszubeuten versuchten. Auerswald und Lichnowski wurden ermordet. Diese Befleckung der ihm heiligen Sache seines engeren Vaterlandes erschütterte ihn aufs tiefste. Der Gram warf ihn aufs Krankenlager, auf dem er wochenlang mit dem Tode rang. Meine Mutter, die zu seiner Pflege nach Kiel gereist war, hat mir häufig von den wilden Fieberphantasien erzählt, in denen er sich erging und bei denen die

Gestalten des alten Wrangel, Auerswalds und Lichnowskis in einem schauerlichen Gemisch erschienen.

Nach seiner Genesung bedurfte er einer längeren Zeit der Ruhe, aber sich ruhig zu verhalten, war ihm nicht gegeben. Sein sanguinisches Temperament kam wieder zum Durchbruch. Und wirklich, die Sache der Herzogtümer war nicht so hoffnungslos, wie er sie im September angesehen hatte. Von den beiden Bestimmungen des Malmöer Waffenstillstandes, welche die größte Entrüstung im Lande hervorgerufen hatten, kam keine zur Ausführung. Es fand sich im Lande kein anständiger Mann, der geneigt gewesen wäre, zusammen mit dem Grafen Carl Moltke in eine Regierung einzutreten und selbst die wenigen im Lande, die aus ihrer dänischen Gesinnung kein Hehl machten, weigerten sich, unter ihm zu dienen. Die sogenannte „Gemeinsame Regierung", die nach langen Geburtswehen endlich ins Leben trat (Graf Reventlow-Jersbeck, A. v. Moltke, der Bruder des späteren Feldmarschalls, Baron Heintze, Boysen, Preußer), bestand aus hochkonservativen, patriotischen Männern, die nicht daran dachten, ihr Heimatland der Willkür dänischer Radikalen zu überliefern.

Aber auch zu einer Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee kam es nicht, im Gegenteil, sie wurde organisiert und wesentlich verstärkt. Mit ungemeinem Geschick verstand es der General v. Bonin, der nach dem Rücktritt des Prinzen v. Noer das Oberkommando übernommen hatte, unter Wahrung äußerer Formen die Abmachungen des Malmöer Waffenstillstandes *) zu umgehen. Unterstützt von seinem genialen

*) Die bedenklichsten Punkte dieser Abmachungen waren, daß zwei getrennte Kontingente von geborenen Schleswigern und geborenen Holsteinern gebildet und diese Kontingente nur je 2000 Mann umfassen sollten.

Stabschef, dem Hauptmann v. Delius, gelang es ihm während der sieben Monate des Waffenstillstandes ein schlagfertiges Heer von nahezu 20000 Mann mit 46 Feldgeschützen auszurüsten. Zahlreiche preußische Offiziere, von ihrer Regierung beurlaubt, übernahmen Kommandostellen.*) Die Landesversammlung, die im Januar 1849 wieder zusammentrat, bewilligte ohne Debatte alle Mittel, die für die Armee gefordert wurden, ja sie ging über diese Forderungen noch hinaus. Es steht wohl einzig da in der Geschichte parlamentarischer Budgetberatungen, daß eine Volksvertretung, und zwar auf Andrängen der Linken, für militärische Zwecke verschiedene Millionen mehr votierte, als die Regierung verlangt hatte. Man wollte die Armee auf mindestens 26—27000 Mann bringen. Daß dies nicht geschah — eine Unterlassungssünde, die sich später bitter rächte — war auf die Scheu der gemeinsamen Regierung zurückzuführen, sich mit den Bestimmungen des Malmöer Waffenstillstandes zu sehr in Widerspruch zu setzen und dadurch bei der preußischen Regierung anzustoßen.

Die Linke, in diesen Fragen unter der entschlossenen Führung Olshausens und meines Vaters, ging noch einen Schritt weiter. Um möglichst viele Mannschaften zu den Waffen rufen zu können und zugleich eine nicht zu kostspielige, dem schleswig-holsteinischen Volkscharakter angepaßte Heeresorganisation zu schaffen, beantragte sie die Einführung der preußischen Landwehrverfassung. Merkwürdigerweise widersetzte sich der General v. Bonin aufs hartnäckigste dieser

*) Von diesen Offizieren sind nicht weniger als fünf später kommandierende Generale geworden, nämlich Blumenthal, Zastrow, Gersdorff, Treskow, Hann v. Weyhern. Andere, wie Stuckradt, Sandrart und Wrangel, haben es zu Divisions-Kommandeuren gebracht.

Idee und die gemeinsame Regierung ließ sich von ihm beeinflussen. Man machte gegen das Ansinnen der Landesversammlung geltend, daß sich die preußische Landwehr erst langsam eingelebt und viele Jahre zu ihrer Ausbildung bedurft habe. Mein Vater wies in einer Erwiderung auf den Feldzug von 1813 und auf die Ruhmestaten der Landwehr hin, die damals erst wenige Monate alt gewesen sei. Man behauptete ferner regierungsseitig, daß man der schleswig-holsteinischen Bevölkerung zu den schweren Lasten des Krieges, die sie schon jetzt zu tragen habe, nicht auch noch die neue Last einer Landwehrrüstung aufbürden könne. Mein Vater bestritt auch dies und machte sich anheischig, den Beweis zu liefern, daß die Bevölkerung bereit sei, freiwillig eine solche Last zu übernehmen. Die alte Agitationslust war wieder in ihm erwacht. Er bereiste einen großen Teil des Landes, hielt zahlreiche Versammlungen ab und fand für seine Vorschläge fast überall Anklang.*) Seinen Bemühungen kam wesentlich zu statten, daß damals, in den ersten Monaten des Jahres 1849 beunruhigende Gerüchte über einen nahe bevorstehenden Friedensschluß zwischen Preußen und Dänemark im Umlauf waren. In London, wo unter englischer Vermittlung seit dem Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes Verhandlungen stattfanden, hatte Bunsen, der preußische Gesandte, eine Trennung Schleswigs von Holstein und eine selbständige Verfassung für Schleswig vorgeschlagen. Lord Palmerston, dessen ursprüngliches Projekt einer Teilung Schleswigs nach der Schleigrenze ins Wasser gefallen

*) „Noch ist das Volksvertrauen zu Deinem Lebensgefährten nicht geschwunden", so schrieb er meiner Mutter aus Itzehoe, „überall finden meine Vorschläge bei der Menge (denn Ausnahmen gibts ja überall) guten Anklang."

war, hatte den Bunsenschen Vorschlag unterstützt und die Dänen hatten ihn angenommen, wenn auch vorläufig nur im Prinzip. Die Kunde von diesen Vorgängen erregte in den Herzogtümern die größte Erbitterung. Man mußte sich jetzt darauf gefaßt machen, von Preußen ganz im Stich gelassen zu werden und dann blieb nichts übrig, als schmachvolle Unterwerfung oder ein Kampf bis zum äußersten auf eigene Faust. In dieser Erkenntnis erklärte man sich nach den Vorträgen meines Vaters fast aller Orten bereit, jede Summe zu bewilligen und jede Maßregel gutzuheißen, die für die ausgedehntesten Rüstungen zur Fortführung des Krieges erforderlich war. Fast alle Korporationen und Kommunalvertretungen sprachen sich für die Einführung der Landwehr aus. Man beschloß Adressen oder sandte Deputationen an die Landesversammlung, um diese zu bestimmen, an der Heranziehung aller wirklich wehrfähigen Männer zum Waffendienst, sei es in der Linie, sei es in der Landwehr, festzuhalten.

Ende Februar 1849 kündigte die dänische Regierung zur allgemeinen Überraschung den Waffenstillstand. Sie hatte durch die diplomatischen Verhandlungen in London die nötige Zeit gewonnen, um ihrerseits ihre Rüstungen vollenden zu können und jetzt, wo der Winter zu Ende gegangen, hoffte sie wieder die Überlegenheit ihrer Seemacht zur Geltung bringen zu können. In dieser Beziehung erlebte sie freilich eine bittere Enttäuschung.

Am 3. April begann von neuem der Krieg und schon am 5. s. M. erlitten die Dänen eine Niederlage, die für sie um so empfindlicher war, als sie ihren größten Stolz, ihre Flotte, traf. Bei Eckernförde mußten zwei ihrer stattlichsten Kriegsschiffe, die Linienschiffe Christian VIII. und die Fregatte Gefion die Flagge streichen. Christian VIII. flog in die Luft,

als man mit der Fortschaffung der Gefangenen und Verwundeten beschäftigt war.*) Auch der Feldzug zu Lande knüpfte beim Beginn den Sieg an die deutschen Fahnen. In den Kämpfen bei Kolding (am 20. und 23. April) und bei Gudsoe (am 7. Mai) bestand die junge schleswig-holsteinische Armee in glänzendster Weise ihre Feuerprobe. Trotz erheblicher Übermacht wurden die Dänen geschlagen und zum Rückzug teils nach Nordjütland, teils nach Friedericia gezwungen. Dann aber wandte sich das Blatt. Das inzwischen herangekommene deutsche Reichsheer unter dem preußischen General v. Prittwitz — ein buntes Gemisch aus fast allen Kontingenten deutscher Staaten — blieb untätig in Jütland stehen, während dem schleswig-holsteinischen Korps allein die Aufgabe zufiel, die Festung Friedericia zu belagern. Diese Isoliertheit der Schleswig-Holsteiner benutzend, sammelte der dänische Oberbefehlshaber, General v. Bülow, in aller Stille seine gesamte Streitmacht in Friedericia und machte dann in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli einen Ausfall, der mit einer vollständigen Niederlage der Schleswig-Holsteiner endete.

Vier Tage später schloß Preußen mit Dänemark einen abermaligen Waffenstillstand ab. Sämtliche deutschen Truppen mußten Jütland räumen, die nördliche Hälfte Schleswigs erhielt eine schwedische, die südliche eine preußische Besatzung. Die schleswig-holsteinische Armee zog sich nach Holstein zurück.

Während Holstein unter der Verwaltung der von der deutschen Zentralgewalt beim Beginn des Feldzugs eingesetzten Statthalterschaft (Graf Reventlou und Beseler) verblieb,

---

*) Der Kampf bei Eckernförde steht in der Kriegsgeschichte einzig da. Auf dänischer Seite 150 Geschütze, auf deutscher 10. Auf dänischer 1064 Tote, Verwundete und Gefangene, auf deutscher 22 Tote und Verwundete.

wurde in Schleswig eine sogenannte „Landesverwaltung“ eingesetzt, die aus einem dänischen Kommissar (Tillisch) und einem preußischen (Graf Eulenburg) bestand.*) Ein von England ernannter Kommissar (Oberst Hodges) fungierte als Obmann.

Der Waffenstillstand, ursprünglich auf sechs Monate abgeschlossen, wurde später bis zum Juli 1850 verlängert.

XI.

Die folgenden Bruchstücke aus Briefen meines Vaters illustrieren die Geschichte jener Tage.

Schleswig, 28. Januar 1849.

. . . „In unserem Finanzausschuß sind wir sehr fleißig gewesen. Der Bericht ist schon zum Vortrag gekommen, vorgestern und gestern. Morgen wird der Rest vorgetragen. Wir haben damit eine große, umfangreiche Arbeit erledigt. In der gestrigen Sitzung referierte ich über die Finanzreform, die zu bearbeiten mir zugewiesen ist. Obgleich ich ein paar Nächte daran spendiert habe, befinde ich mich doch, gottlob, sehr wohl . . . Gestern ist in der Plenarsitzung der Landesversammlung ein Ausschuß von 9 Mitgliedern erwählt worden, um eine Eingabe an die deutsche Reichsgewalt zu entwerfen, worin die Landesversammlung gegen die Trennung Schleswigs von Holstein protestieren wird. Wenn Deutschland uns verlassen sollte, was wir jedoch nicht annehmen, so wollen wir auf eigene Faust mit den Dänen kämpfen. Die hierfür aufzubringenden Steuern muß das Land tragen. Ich

*) Der Volkswitz taufte sie sofort „Till Eulenspiegel“.

habe einen neuen Plan zur Verteilung derselben ausgearbeitet, statt der schlechten Einkommensteuer. Er findet allgemeinen Anklang . . ."

Schleswig, 9. Februar 1849.

. . . „Die zwei Adressen an den Reichsverweser haben uns hier sehr beschäftigt. Die eine betraf bekanntlich das Palmerstonsche Projekt wegen Schleswigs Selbständigkeit und Trennung von Holstein und die zweite die preußische Zirkularnote. Zur allgemeinen Freude sind beide, wenn auch nicht ohne Kampf, von der ganzen Versammlung einstimmig angenommen worden. Jetzt sind wir bei den Rüstungen und den dazu erforderlichen Geldmitteln, und zwar unter Zugrundelegung meines Steuerplans. Vielleicht werden wir heute und morgen damit fertig . . ."

Tönning, den . . . März 1849.

. . . „In aller Eile, eben vorm Abgang der Post, schreibe ich Dir ein paar Worte, um Dir zu sagen, daß mein Husten zwar noch nicht vorüber ist, doch auch nicht schlimmer geworden, obgleich ich drei längere Vorträge gehalten und außerdem viel gesprochen habe. Gestern mußte ich auf allgemeines Begehren im hiesigen Bürgerverein einen Vortrag über die Landwehrfrage halten. Morgen gehe ich mit Herrn Lexow nach Garding. Einer Aufstachelung bedürfen die Eiderstedter, die noch sehr kühl und lax und mutlos sind. Auch ist mir heute schon die Proposition gemacht, nach Norderdithmarschen zu gehen, um dort die Trägen in Bewegung zu setzen . . ."

Schleswig, 21. März 1849.

. . . „Ich wollte heute mit Rosenhagen zu Euch kommen. Durch meine Rechnung ist aber ein Strich gemacht, indem ich

in einen Ausschuß zur Prüfung eines Antrags wegen Zollaufschlags auf jütisches Vieh usw. gewählt worden bin, der seine Tätigkeit sofort beginnt und mir den Vorsitz übertragen hat. (Ein Mitglied ist soeben schon bei mir erschienen.) Die Reichsgewalt hat einen neuen Kommissarius gesandt, den Frankfurter Schöffen Dr. Souchay mit dem Auftrag, für Herstellung einer neuen Regierung tätig zu sein. (Herr Stedtmann, der Ritter von der traurigen Gestalt, ist krank.) Für den Fall des Rücktritts der gemeinsamen Regierung hat Souchay als Mitglieder der neuen Regierung Beseler und Reventlou-Preetz in Vorschlag gebracht, welche beide ein drittes Mitglied wählen sollen. Die neue Regierung soll bis zum Friedensschluß im Namen der Reichsgewalt regieren. Das ist gut, denn dadurch wird auch Schleswig neben Holstein unter Deutschlands Schirm und Schutz tatsächlich und praktisch gestellt. Die Landesversammlung hat denn auch gestern diesen Vorschlag genehmigt und diese Nacht die desfällige Depesche nach Frankfurt abgeschickt. Beseler wird wahrscheinlich schon am Sonnabend hier eintreffen. Es ist sehr zweckdienlich, daß die beiden Hauptmitglieder der provisorischen Regierung, auf welche die Dänen so sehr geschmäht haben, wieder gewählt werden, denn darin liegt ja gerade eine abermalige Anerkennung der deutschen Reichsgewalt, daß die Bewegung vom 24. März 1848 legal gewesen. Die Dänen behaupten noch fortwährend in ihren diplomatischen Noten, die sie an fremde Höfe senden, daß das schleswig-holsteinische Volk unter dem despotischen Druck der rebellischen provisorischen und gemeinsamen Regierung schmachte. Wir führen nun durch die Tat den Beweis, daß die Kerls gelogen haben. Jetzt ist schon ein zweites Komiteemitglied angelangt und ich muß schließen."

Schleswig, im Landesversammlungssaale,
den 24. April 1849.

„Noch nie habe ich Dir einen Brief geschrieben mit Tränen im Auge. Jetzt aber sind sie da, sie quellen unwillkürlich hervor, aber es sind gottlob Freudentränen, die das dankbare Gefühl gegen Gott und gegen die braven schleswig-holsteinischen Truppen bei mir und bei so vielen meiner Kollegen hervorgerufen. — Soeben verliest der Kriegsminister Jacobsen im Auftrag der Statthalterschaft einen Bericht Bonins, nach dem unsere Armee gestern morgen bei Kolding von 18 Bataillonen, 8 Schwadronen und der entsprechenden Artillerie (dazu 2 Kanonenboote und 1 Fregatte, wenn ich richtig verstanden habe) der Dänen angegriffen worden ist. Der sechsstündige Kampf ist ein heißer gewesen, aber die Dänen, die sich sehr tapfer geschlagen haben, sind unter schweren Verlusten zurückgeworfen und werden seitdem in der Richtung nach Veile von unseren Truppen verfolgt. Kolding ist fast ganz abgebrannt. Auf beiden Seiten sollen, wie Bonin meint, 1000 Tote und Verwundete sein. Der Sieg hat uns große Opfer gekostet, aber ohne Opfer, so habe ich immer gesagt, kann Schleswig-Holstein nicht gerettet und vom Dänenjoch befreit werden. — Orla Lehmann ist in Kolding gefangen genommen und soeben auf das Gottorfer Schloß gebracht worden! Bonin meint, einen Mann von solcher Berühmtheit müsse er der Statthalterschaft übermachen! Siehst Du die rächende Hand der Nemesis?! —

„Die Obersten Graf Baudissin und Sachau sind verwundet, aber nicht lebensgefährlich. — In dem Barrikadenkampf in Kolding vor drei oder vier Tagen sind Leutnant Hanke und der junge Jasper, ein Bruder Deiner Freundin in Süderstapel, gefallen. Viele Eltern werden betrübt sein,

das ist nun einmal nicht zu ändern. Gott wird sie trösten. Und doch wollte ich, daß unser Sohn mit im Kampf hätte stehen können." *)

Schleswig, 10. Juli 1849.

... „Auch hier und namentlich in der Landesversammlung hat der betrübende und erschreckliche Vorfall bei Friedericia die größte Aufregung hervorgerufen. Zwar sind die bisherigen privaten wie offiziellen Mitteilungen immer noch sehr unvollständig und ohne Zusammenhang. Doch scheint sich das Tröstliche bereits herausgestellt zu haben, daß die Zahl der Gefallenen bei weitem so groß nicht ist, wie man nach den ersten flüchtigen Nachrichten vom Haderslebener Amthause hier annehmen mußte ... Was die Bravour unserer Truppen betrifft, so hat Bonin erklärt, daß sie wie Löwen gekämpft haben. Einzelne Abteilungen, die besonders überfallen sind, haben so dünn gestanden, daß ein Schleswig-

*) Dieser Gedanke beschäftigte meinen Vater häufig. In einem Brief, den er mir zu meinem dreizehnten Geburtstag schrieb, heißt es: ... „Gebe der Himmel, daß wir Deinen Geburtstag im künftigen Jahre unter glücklicheren Verhältnissen feiern und das geliebte engere Vaterland Schleswig-Holstein dann vom Feinde befreit ist. Viele Vaterlandssöhne werden noch vorher ihr Blut im Befreiungskampf vergießen müssen. Aber ich vertraue auf den Patriotismus unserer Jugend, daß sie die starke Prüfung ehrenvoll bestehen wird. Wenn ich aber nicht selten daran denke, wie so viele junge Leute so bereitwillig in den Kampf und so mutig in den Tod gehen: so kann ich es nur bedauern, daß Du nicht 4 bis 5 Jahre älter bist, um auch an der Vaterlandsverteidigung teilnehmen zu können. Würde auch die Scheidestunde für Deine Eltern ein außerordentlich schmerzlicher Augenblick sein, sie würden dennoch Dich gern von dannen lassen in den Todeskampf für die heilige und gerechte Sache Schleswig-Holsteins! Doch Deine Zeit, fürs Land zu wirken, ist noch nicht da. Mögest Du denn mit Eifer und Fleiß Dich darauf vorbereiten, seinerzeit dem Vaterlande nützlich werden zu können auf die eine oder andere Weise" ...

Holsteiner gegen 6 Dänen hat fechten müssen. Ganz besondere Verheerungen hat unsere Artillerie angerichtet, die lange mit Kartätschen auf die heranstürmenden Dänen geschossen hat. Die Leichen sollen an Stellen hoch übereinander gelegen haben. Als die Dänen zuerst angegriffen haben mit 10 Bataillonen, sind sie zurückgeworfen worden, aber weil sie Sukkurs hatten (und die Unsrigen nicht) sind sie in immer größeren Massen vorgedrungen (man meint 25000 Mann gegen 12—14000 Schleswig-Holsteiner) und so haben unsere Truppen nach langem, tapferen Kampf sich endlich zurückziehen müssen. Ein Übelstand für die Unsrigen war die lange Verteidigungslinie und die dadurch hervorgerufene Zerstreuung der Truppen. Die Dänen haben die Linie durchbrochen und den nördlichen (linken) Flügel, wo unsere Mannschaften am schwächsten gewesen, abgeschnitten und daher so viele Gefangene gemacht . . . Von den Dänen ist General Rye gefallen und wohl gegen 60 andere Offiziere. Der Verlust an Toten und Verwundeten wird in dänischen Blättern zwar nur auf 1000 Mann angegeben, soll aber größer sein*) . . . Über das Verhalten von Prittwitz wird bis jetzt noch verschieden geurteilt. Merkwürdigerweise sagt Bonin in seinem Rapport, daß die Einschiffung des Ryeschen Korps nicht zu seiner Kunde gekommen, so daß er in Fridericia keine so große Truppenanhäufung vermuten konnte. Verhält sich dies wirklich so, und das muß man doch annehmen, dann liegt Grund zu dem Verdacht gegen den Oberbefehlshaber vor, dem die Einschiffung der Dänen nicht unbekannt bleiben konnte, daß er diese Beobachtung absichtlich verschwiegen hat. Dagegen ward heute abend

*) Er betrug in Wirklichkeit 1890 Mann, während die Schleswig-Holsteiner einen Gesamtverlust von 2990 Mann hatten.

in unserer Fraktion von Heiberg erzählt, daß Prittwitz allerdings eine Mitteilung hierüber an Bonin hat gelangen lassen, daß beide Feldherren aber darüber nicht einerlei Meinung gewesen sind, wo das Rye'sche Korps landen würde, bei Fridericia, bei Snoghoi, im Haderslebener Fjord? — Hoffentlich wird alles bald aufgeklärt. Graf Reventlou ist sofort hinaufgereist und heute wiedergekommen. — Unsere Truppen sollen trotz der Niederlage vom besten Geist beseelt sein. Und auch in der Landesversammlung ist niemand, der unsere Sache verloren gibt. Im Gegenteil, die Niederlage wird zu größerer Kraftentwicklung anspornen. Zur Aushebung der 20jährigen Mannschaft und der Unverheirateten von 26 bis 30 Jahren liegt schon ein Gesetzentwurf in der Beratung, die morgen vormittag beendet wird. Wir dringen entschieden auf stärkere Rüstung. Heute ist ein gestern abend in unserer Fraktionssitzung beschlossener dringlicher Antrag, durch Olshausen proponiert, von der Versammlung fast einstimmig angenommen worden, worin die Statthalterschaft aufgefordert wird, Farbe zu bekennen und den Weg, den sie einzuschlagen gedenkt, offen darzulegen. So muß der Fuchs hinsichtlich ihrer Stellung zu Prittwitz, zur Reichsgewalt, zu Bonin, zu Preußen zum Loch heraus. Jedenfalls werden wir nun einen Schritt weiter kommen. — Wahrscheinlich bleibt nichts übrig, wie völlige Lossagung von Preußen und Kampf auf eigene Faust. Dazu gehört nur Entschlossenheit. Sieht aber unsere Statthalterschaft und unser Ministerium noch ferner in Michel den Genius Schleswig-Holsteins, nun, dann können wir noch mancherlei erleben! Das aber kann ich Dir mit Aufrichtigkeit sagen, daß ich noch guten festen Mut zur Sache habe."

Flensburg, 27. Juli 1849.

„Die Herren Wieck und Rosenhagen werden Dir, meine geliebte Line, meine Grüße gebracht und Dir gesagt haben, weshalb ich Dir bis dahin nicht geschrieben habe, nämlich deswegen nicht, weil über unsere politische Lage noch nicht das mindeste Positive vorlag und wie von einem Tag zum andern Nachrichten von der Statthalterschaft über die Verhältnisse der Armee, namentlich rücksichtlich der preußischen Offiziere — vom Norden — und Nachrichten rücksichtlich der Erklärungen der deutschen Regierungen von unseren dorthin Abgesandten, — vom Süden vergeblich erwarteten. Die ersteren — vom Norden — sind jetzt eingegangen und nicht ganz unbefriedigend, namentlich was die von der Statthalterschaft beabsichtigte Haftung betrifft, während jene aus Süden bis dahin noch nicht zur Kenntnis der Landesversammlung gebracht worden sind. Nach verschiedenen Zeitungsartikeln ist von dorther auch wohl zurzeit nicht viel zu erwarten. Schleswig-Holstein wird sonach wohl auf seine eigenen Kräfte angewiesen sein und das halte ich denn auch keineswegs für ein Unglück. Ich habe nämlich die Überzeugung, und die wirst Du mit mir teilen, daß es eher zum Ziel führt, 30000 Kampffähige ins Feld zu stellen, die wirklich zuschlagen, als 70—80000 Mann, die nur gleich Statisten auf der Bühne Verwendung finden! . . . Doch vor allem ist das Traurigste das Zerwürfnis im lieben großen Vaterland! Wahrlich kann dem deutschen Mann das Herz bluten, wenn sein Auge auf die deutschen Zustände fällt, wenn er bei der allgemeinen Zerfahrenheit nicht weiß, ob er von Frankfurt oder von Stuttgart oder von Berlin das Heil erwarten oder sich an keine dieser maßgebenden Stellen kehren soll! . . . Bei uns scheint sich endlich auch die Statthalterschaft und

die Rechte der Landesversammlung zu der Erkenntnis durchgerungen zu haben, daß die Wehrbarmachung unseres Volkes, worauf die Linke schon so lange als notwendig hingewiesen hat, nunmehr und beinahe schon zu spät, unumgänglich erforderlich ist." . . .

Schleswig, 8. August 1849.

„Da ich sogleich in eine Sitzung gehen muß, so kann ich Dir diesmal nur ein paar Worte schreiben.

„Gestern mittag wurden uns von der Regierung alle auf die Waffenstillstandsangelegenheiten bezüglichen Dokumente, Korrespondenzen usw. vorgelegt. Darunter befand sich ein Schriftwechsel mit Prittwitz, wonach derselbe die Räumung des Herzogtums Schleswig von schleswig-holsteinischen Truppen bis zum 8. d., also heute, verlangt und wonach die Statthalterschaft — gegen Erwartung und Abrede — dies auch in Aussicht gestellt hat. Darüber erstaunte die Versammlung nicht wenig. Denn die Statthalterschaft hat immer vom Widerstand gegen den Waffenstillstand geredet und in der Besitzbehauptung eines Teils von Schleswig hätte ja gerade ein faktischer Widerstand gelegen. Es wurde sofort ein Ausschuß erwählt, der schon 8 Uhr abends Bericht erstatten sollte. Die Diskussion dauerte 8 Stunden bis heute morgen 4 Uhr. Die Majorität des Ausschusses beantragte, die Landesversammlung wolle die Statthalterschaft ersuchen, beim Rückzug aus Schleswig die Linie Eckernförde—Rendsburg besetzt zu halten. Die Majorität: Olshausen, Gülich, Steindorff und ich, gehörten der Linken und dem Zentrum an, die Minorität: Lüders, Prangen, Wiggers-Plön der Rechten. Trotz alles Kämpfens der Linken fielen wir mit 44 gegen 54 Stimmen durch. Also sind heute unsere Truppen über die Eider zurückgegangen! — Zwei Gründe sprechen für diesen Ausfall:

1. Wir bekommen nun wahrscheinlich unsere 2000 Mann Gefangene zurück und das ist viel wert. 2. Wir erhalten Zeit, unser Heer zu verstärken und mit neuen Offizieren zu versehen, da die preußischen Offiziere, Bonin an der Spitze, uns jetzt wahrscheinlich verlassen müssen. Aber wieviel spricht dagegen! Soviel heute in aller Eile."

Schleswig, 21. August 1849.

. . . „Die Regierung zögert noch immer, mit einer festen, definitiven Erklärung hervorzutreten darüber, ob sie tatsächlichen Widerstand leisten will, wenn die preußisch-dänisch-englische Verwaltungsbehörde in Schleswig in Wirksamkeit tritt oder ob sie glaubt, ihre und des Landes Ehre mit einem einfachen Protest retten zu können. Soviel wird mir immer klarer: Bei der Statthalterschaft wie bei der Majorität der Landesversammlung fehlt der Mut zum Widerstand, die männliche Spannkraft. In unserem Volk ist nach meiner Überzeugung Widerstandsfähigkeit genug vorhanden. Wenn sie nur mit Entschlossenheit benutzt würde! Aber daß dies nicht geschehen wird, scheint mir jetzt außer allem Zweifel zu liegen. Nur noch wenige Tage und die neue fremde Verwaltung tritt in Wirksamkeit! Dann gute Nacht, Schleswig-Holstein!" . . .

Schleswig, 22. August 1849.

. . . „Nach fünftägiger geheimer Verhandlung hat die Landesversammlung soeben den Olshausenschen Antrag auf tatsächlichen Widerstand gegen die Ausführung des Waffenstillstandes in namentlicher Abstimmung mit 55 gegen 41 Stimmen verworfen und nur das Amendement des Herzogs von Augustenburg angenommen, wonach die fremden Offiziere, die noch in anderen Staatsdiensten stehen, entweder ganz zu

uns übergehen oder entlassen werden sollen. Also werden wohl Bonin und mit ihm die Mehrzahl der Preußen davongehen . . . Daß Du den preußischen Offizier so gut zu Hause gebracht hast, hat mich sehr gefreut.*) Auch an anderen Stellen sollen sich preußische Offiziere ähnlich geäußert haben. Wir sind von dem Berliner Hof, dem die Offiziere nachbeten, verlassen! Das ist gewiß!“

XII.

Während des abermaligen Waffenstillstandes entwickelten sich im Herzogtum Schleswig Zustände, die jeder Beschreibung spotten.

Man vergegenwärtige sich die Situation. Der Waffenstillstand war über den Kopf der Statthalterschaft hinweg von Preußen einseitig abgeschlossen worden. Die Statthalterschaft erkannte ihn nicht an; sie wich nur der Gewalt, indem sie ihre Truppen über die Eider zurückzog und das Kampf-

*) Diese Bemerkung bezieht sich auf einen Vorfall, der mir persönlich in lebhaftester Erinnerung steht. Wir waren zum Besuch bei meinen Großeltern in Pinneberg. Ein preußisches Regiment hatte hier auf dem Rückmarsch von Jütland einen Rasttag und ein noch sehr jugendlicher Hauptmann wurde bei uns einquartiert. Bei Tisch kam die Rede auf den ungarischen Aufstand und die erfolglosen Anstrengungen der Österreicher und Russen, ihn niederzuwerfen. Der Hauptmann begann zu blaguieren. Er äußerte, die Preußen müßten den Österreichern zu Hilfe kommen, dann werde man bald mit den Ungarn fertig werden. „Und dann Gott gnade ihnen! Wir Preußen machen keine Gefangenen, wenn wir gegen Insurgenten kämpfen.“ — „Und wenn sie für Insurgenten kämpfen, machen Sie auch keine“, warf meine Mutter dazwischen, eine schneidende Anspielung auf die Tatenlosigkeit der preußischen Truppen in Jütland, die den Hauptmann verstummen machte.

objekt des Krieges: Schleswig, den Preußen und Schweden überließ. Die „Landesverwaltung", die gegen den ausdrücklichen Protest der Statthalterschaft und Landesversammlung von Preußen, Dänemark und England eigenmächtig eingesetzt war, entbehrte mithin in den Augen der Schleswig-Holsteiner jeder gesetzlichen Berechtigung. Dies mußte an sich schon zu seltsamen Folgerungen führen. Dazu kam nun aber noch, daß sich die Landesverwaltung von Anfang an nicht als eine neutrale, sondern als eine rein dänische Behörde gerierte und parteiisch und willkürlich die Interessen Dänemarks ausschließlich wahrnahm. Der preußische Kommissar Graf Eulenburg (später Regierungspräsident in Marienwerder und zuletzt Präsident der Staatsschuldenverwaltung), ein liebenswürdiger, bequemer Herr, der von den Verhältnissen Schleswig-Holsteins auch nicht die leiseste Ahnung hatte, folgte gutwillig den Vorschlägen seines dänischen Kollegen, des Kammerherrn Tillisch, und dieser, gewandt und schlau, und völlig skrupellos in der Wahl seiner Mittel, glaubte die Zeit gekommen, der schleswig-holsteinischen Sache den Todesstoß versetzen zu können. Der englische Obmann, Oberst Hodges, brauchte bei der chronischen Nachgiebigkeit Eulenburgs fast nie in Funktion zu treten.

Die Landesverwaltung begann ihre Tätigkeit damit, das Staatsgrundgesetz und alle wichtigeren Verfügungen der provisorischen Regierung, der gemeinsamen Regierung und der Statthalterschaft aufzuheben, obwohl in dem Waffenstillstandsvertrag ausdrücklich bestimmt war, daß sie nach den bestehenden Gesetzen zu regieren habe. Dann erklärte sie die schleswig-holsteinischen Kassenscheine für ungültig, setzte die schleswig-holsteinische Zwangsanleihe außer Kraft, beseitigte die schleswig-holsteinischen Wappen auf Dienstsiegeln und Stem-

peln, verpflichtete die Schiffe zur Führung des Danebrogs, stellte die alte dänische Filialbank in Flensburg wieder her, änderte das Kirchengebet usw.*) Über hundert staatliche und Kommunalbeamte, die gegen dieses Vorgehen staatsrechtliche Bedenken erhoben, wurden abgesetzt, zahlreiche Geistliche und Lehrer ereilte dasselbe Schicksal. In Apenrade ward dreizehn Wochen kein deutscher Gottesdienst gehalten; in Hadersleben blieben wegen der Suspension der Lehrer 700—800 Kinder ohne Unterricht.

Aber die Landesverwaltung hatte ihre Rechnung ohne den Wirt, d. h. in diesem Fall ohne den zähen, passiven Widerstand der schleswigschen Bevölkerung gemacht. Zwar in Nordschleswig, wo sich die schwedischen Truppen zu Exekutionsdiensten hergaben, gelangten ihre willkürlichen Maßregeln zur Durchführung, in Südschleswig dagegen, wo der preußische General v. Hahn sich weigerte, ähnliche Schergendienste zu leisten, wurden die Befehle und Anordnungen der Landesverwaltung einfach ignoriert. Die Steuern wurden nach wie vor nach Holstein gezahlt und nur ganz geringe Summen gingen ausnahmsweise bei der Hauptkasse der Landesverwaltung ein. Trotz ausdrücklichen Verbots fanden überall die Aushebungen für das schleswig-holsteinische Heer statt und ebenso die Wahlen für die Landesversammlung. Mit wenigen Ausnahmen erkannten die Beamten nur die Statthalterschaft als rechtmäßige Regierung an; sie weigerten sich, die Bekanntmachungen der Landesverwaltung zu veröffentlichen. Das Obergericht in Schleswig fungierte, ohne sich

*) Godt, Geschichte Schleswig-Holsteins, S. 116 ff. Wenk, Der Kampf um Schleswig-Holstein 1848–50, S. 40 ff. Otto Fock, Schleswig-holsteinische Erinnerungen.

im geringsten um die Landesverwaltung zu kümmern; es erklärte ausdrücklich, daß es ihren Verfügungen keine Bedeutung für gerichtliche Entscheidungen beilegen könne. Freilich verweigerten nun wieder die mit dänischen Beamten neubesetzten Unterbehörden in Nordschleswig dem Obergericht den Gehorsam. „Keine oberste Behörde," sagt Wenk,*) „übte mehr eine wahre Autorität; es war, als ob nur eine unwillkürliche Übereinstimmung aller den Widerstand leite und die Ordnung erhalte."

In der Tat, eine heillose Anarchie wäre über das Land hereingebrochen, wenn es sich nicht freiwillig den Anordnungen und Anregungen einer anonymen Regierung unterworfen hätte, die ohne Bureaus und Akten eine ebenso energische wie erfolgreiche Tätigkeit entwickelte.

Otto Fock berichtet hierüber in seinen Schleswig-holsteinischen Erinnerungen, S. 236 ff.: „Im südlichen Schleswig hatte, dank dem taktvollen und einsichtigen Benehmen des Generals v. Hahn, des Kommandierenden der preußischen Besatzungstruppen, die in Flensburg residierende Landesverwaltung wenig zu sagen und die doppelzüngige Politik der preußischen Regierung, welche in dieser Weise eine Teilung Schleswigs anzubahnen hoffen mochte, ließ im Süden den das deutsche Element begünstigenden General gewähren, wie sie im Norden ihren dänenfreundlichen Landesverwaltungskommissar gewähren ließ . . . Aber auch die Statthalterschaft hatte im südlichen Schleswig, seit die Armee über die Eider zurückgegangen war, nicht mehr im eigentlichen Sinne des Wortes regiert. Zwar ward sie von den Behörden und der Bevölkerung im allgemeinen nach wie vor als die recht-

*) Der Kampf um Schleswig-Holstein 1848—50, S. 41.

mäßige Regierung nominell anerkannt; allein inwieweit ihre Anordnungen vollzogen wurden, blieb abhängig von den jedesmaligen Umständen und dem Belieben der betreffenden, von denen viele es vorzogen, unter den obwaltenden schwankenden Verhältnissen keinem der beiden Herren zu dienen, welche sich im südlichen Schleswig die Herrschaft streitig machten . . . Die eigentlich und faktisch wirksamste Zivilautorität im südlichen Schleswig war damals eine Vereinigung, die, obwohl lediglich privaten Charakters und auf freier Assoziation beruhend, doch in jenem Landesteil mehr Macht und Einfluß besaß, als Landesverwaltung und Statthalterschaft zusammengenommen. An der Spitze jener Vereinigung stand ein Zentralkomitee in der Stadt Schleswig; seine Aufgabe war, die Zentralisation der Deutschen Elemente im Herzogtum gegenüber den usurpatorischen Gewaltmaßregeln der Landesverwaltung und die Unterstützung derer, welche infolge ihres Widerstandes zu leiden hatten . . . Regelmäßige Steuerausschreibungen nach der Pflugzahl wurden erlassen und die deutschgesinnte Bevölkerung kontribuierte willig zu den Opfern, welche der passive Widerstand kostete. Außer dieser mehr materiellen Tätigkeit ward das Zentralkomitee noch vielfach in Anspruch genommen; es bildete die Seele des zähen und ausdauernden Widerstandes, den die Landesverwaltung im südlichen Schleswig fand. Alle größeren und gemeinsamen Gegenbestrebungen gingen von hier aus; von hier aus ward die Wachsamkeit und der Mut der Bevölkerung rege erhalten, von hier aus die stille, aber nichtsdestoweniger großartige Agitation geleitet, welche dem administrativen Eindringen des Dänentums einen unübersteiglichen Wall entgegensetzte. Man sah hier wieder ein glänzendes Beispiel von Selbstregierung eines Volkes unter den schwierigsten Verhältnissen, und wenn

der Zustand des Landes ein so ruhiger war, wie er gewesen ist, trotz der in den Regierungsorganen herrschenden Unsittlichkeit und den von der Landesverwaltung ausgehenden Provokationen zur Anarchie, so war dies nur dem ebenso gesetzlichen und ruhigen als zähen Volkscharakter neben der einsichtsvollen Leitung des Zentralkomitees und der unter ihm wirkenden Lokalausschüsse zu verdanken."

Otto Fock macht die Mitglieder des Zentralkomitees nicht namhaft. Als er seine Erinnerungen veröffentlichte — im Herbst 1862 —, lebten von ihnen noch manche, und zwar im Herzogtum Schleswig; er mußte begreiflicherweise Bedenken tragen, sie den dänischen Machthabern gegenüber zu kompromittieren. Hätte er aber Namen genannt, so würde der meines Vaters in erster Linie gestanden haben, denn Otto Fock, sein Kollege und Fraktionsgenosse in der Landesversammlung, wußte ganz genau, daß mein Vater die erste Anregung zur Bildung des Zentralkomitees gegeben hatte und daß er in ihm die leitende und belebende Kraft war. Die große Popularität meines Vaters und das Vertrauen, das ihm allseitig entgegengebracht wurde, machten ihn besonders geeignet, die Führung in einem Kampf zu übernehmen, bei dem es in erster Linie darauf ankam, durch persönliche Einwirkung schwankende Gemüter zu stützen, vom Abfall zu bewahren und zu neuem Festhalten an der guten Sache aufzurütteln.

Mein Vater war in jener Zeit fast immer unterwegs. Auf einem seiner Ausflüge habe ich ihn begleiten dürfen und mir sind die Vorgänge, deren Zeuge ich wurde, und die, wie ich annehme, für alle ähnlichen typisch waren, in deutlichster Erinnerung geblieben. Wir fuhren nach dem Kirchdorf Hütten in der Nähe von Eckernförde, wo im Wirtshaus die Bauernvögte (Gemeindevorsteher) der Umgegend, der Pastor, verschie-

dene Lehrer und zahlreiche Gutsbesitzer und Bauern versammelt waren. Der Pastor eröffnete die Besprechung, indem er äußerte, ihm und anderen Eingesessenen des Kirchspiels seien Gewissensbedenken gekommen, ob sie der Landesverwaltung in Flensburg oder Statthalterschaft in Kiel Gehorsam zu leisten hätten. Er für seine Person sei zwar entschlossen, im Widerspruch gegen die Anordnungen der Landesverwaltung an dem alten Kirchengebet festzuhalten, da er nur für den König von Dänemark als „unsern Herzog" beten könne; ihm und anderen sei es aber zweifelhaft geworden, ob man nicht nach dem Gebet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" die fälligen Steuern an die Landesverwaltung zu zahlen habe. Ehe man in dieser Beziehung Beschlüsse fasse, sei man übereingekommen, den Rat meines Vaters einzuholen. Ein älterer Bauer schloß sich diesen Ausführungen an. Er meinte, Steuern zu verweigern, sei ganz schön; wenn aber nachher die Exekution komme, werde die Sache eklig. Dann erhob sich ein Lehrer und machte den etwas merkwürdigen Vorschlag, man solle sich an die juristische Fakultät der Kieler Universität mit der Bitte wenden, ein Rechtsgutachten über die Frage zu erstatten, ob die Statthalterschaft oder die Landesverwaltung zur Ausübung der Regierungsgewalt legitimiert sei. Dieser Vorschlag wurde als unpraktisch und zu zeitraubend verworfen. Nun ergriff mein Vater das Wort. Seine Ausführungen liefen auf die ebenso einfache wie durchschlagende Verhaltungsregel hinaus: „Wenn wir Dänen werden wollen, müssen wir der Landesverwaltung folgen, wollen wir aber Deutsche bleiben, müssen wir an der Statthalterschaft festhalten." Das Ende vom Liede war, daß einstimmig beschlossen wurde, die fälligen Steuern nach Kiel abzuführen.

XIII.

Inzwischen befand sich die Statthalterschaft in einer sehr unbequemen Lage. Die Landesversammlung drängte zu kriegerischen Rüstungen und auf der andern Seite drohte die preußische Regierung mit Abberufung der preußischen Offiziere, falls nicht das Kriegsfeuer gedämpft werde. Noch einmal wurde der Versuch zur Anbahnung einer friedlichen Verständigung mit der dänischen Regierung gemacht. Die Statthalterschaft erklärte sich bereit, die Entscheidung des Streits einer aus Dänen und Schleswig-Holsteinern bestehenden Kommission zu übergeben und ernannte zu ihren Vertrauensmännern den Obergerichtsrat Mommsen, den Syndikus Prehn und den Dr. Steindorff.*) Aber diese Verhandlungen scheiterten an der hartnäckigen Weigerung der Dänen, die Kommissare der Statthalterschaft als gleichberechtigt mit den dänischen anzuerkennen. Dasselbe Schicksal hatte ein Versuch zur Aussöhnung, der später von dem Herzog von Augustenburg und der Ritterschaft durch Entsendung der Grafen Otto Rantzau und Reventlow-Farve nach Kopenhagen unternommen wurde.

Auch die Friedensverhandlungen, die im Dezember 1849 unter englischer Vermittlung in Berlin begonnen hatten, rückten anfänglich nicht von der Stelle. Den Dänen kam es offenbar darauf an, für ihre umfassenden militärischen Rüstungen Zeit zu gewinnen; sie wollten zu dem Zeitpunkt, an welchem der

---

*) Mein Vater schrieb darüber am 19. Dezember 1849: „Mommsen, Prehn und Steindorff sollen als Vertrauensmänner nach Kopenhagen. Was die dort wohl ausrichten werden?! Windeier legen!"

Waffenstillstand ablief, ein dem schleswig-holsteinischen an Zahl, Ausrüstung und Führung weit überlegenes Heer ins Feld stellen können. In der zutreffenden Annahme, daß Preußen um jeden Preis von der schleswig-holsteinischen Sache loszukommen suche, machten sie den Fortgang der Verhandlungen von der Abberufung der preußischen Offiziere in Schleswig-Holstein abhängig.

Die Statthalterschaft mußte dieser Eventualität gegenüber Stellung nehmen. Als ihre an den General v. Bonin gerichtete Frage, ob er zum definitiven Eintritt in den schleswig-holsteinischen Dienst bereit sei, verneint wurde, übertrug sie am 9. April 1850 den Oberbefehl an den preußischen Generalleutnant a. D. v. Willisen (traurigen Andenkens von seiner Tätigkeit in Posen her) und beging damit einen verhängnisvollen Mißgriff. Willisen, der Verfasser der in militärischen Kreisen viel zitierten „Theorie des großen Krieges“ war eben nichts wie ein großer Kriegstheoretiker, der am treffendsten durch ein Bonmot charakterisiert ward, das nach der Schlacht von Idstedt kursierte: „Willisen schreibt lieber eine geistreiche Abhandlung über eine verlorene Schlacht, als daß er selbst die Schlacht gewinnt.“ Er begann seine unheilvolle Tätigkeit damit (zwei Monate vor Wiederaufnahme der Feindseligkeiten!!), die ganze Organisation der schleswig-holsteinischen Infanterie über den Haufen zu werfen. Diese bestand aus 15 Bataillonen und 5 Jägerkorps in der Stärke von 920 Mann zu 4 Kompagnien und außerdem aus 8 Reserveinfanteriebataillonen und 2 Reservejägerkorps. Willisen verschmolz nun Linie und Reserve, so daß die Bataillone auf die Stärke von 1280 Mann gebracht wurden. Dabei fand aber keine Vermehrung der Kompagnien statt. Diese, jetzt über 300 Mann stark, wurden je zwei zu einer Ab-

teilung formiert, die Abteilungen erhielten aber keine besonderen Kommandeure, sondern wurden durch den rangältesten Kompagniechef geführt. So kam es, daß bei dem Mangel von Offizieren manche Kompagnie, deren Chef als Abteilungskommandeur fungierte, tatsächlich nur einen einzigen Offizier besaß. Dann wurde die Aufstellung in 3 Gliedern durch eine in 2 Gliedern ersetzt und das Exerzierreglement vollständig geändert. Es leuchtet auch dem Laien ein, daß diese Umgestaltungen, die vor dem Wiederausbruch des Krieges keine Zeit hatten, sich einzuleben, nicht eine Reorganisation, sondern eine Desorganisation der Armee bedeuteten. Dazu kam nun noch, daß Preußen jetzt wirklich seine Offiziere abberief und mit den bewährtesten Führern der Armee: Blumenthal, Zastrow, Gersdorff, Richter, Wrangel, Stuckradt, Hann v. Weyhern, die große Mehrzahl der bisherigen Bataillonskommandeure die Armee verließ.*) Ganz junge Hauptleute mußten die Führung von Bataillonen übernehmen, und mancher Leutnant, der erst vor zwei Jahren das Kriegshandwerk ergriffen hatte, wurde Kompagniechef.

Die Ereignisse überstürzten sich jetzt. Am 2. Juli 1850 schloß Preußen, um den Verhandlungen, es koste was es wolle, ein Ende zu machen, mit Dänemark einen Frieden ohne Inhalt. Schleswig-Holstein wurde seinem Schicksal überlassen. Am 16. und 17. Juli verließen die Schweden und Preußen das Herzogtum Schleswig, am 13. überschritten die Schleswig-Holsteiner die Eider, am 16. setzten die ersten Dänen von Alsen nach Sundewitt über.

---

*) Von den wenigen zurückgebliebenen Offizieren, die in Preußen ihren Abschied nahmen, nenne ich nur die Namen Frhr. v Lauer-Münchhofen, v. d. Marwitz, v. Reiswitz, v. d. Heyde, v. Wangenheim, v. Wuthenow.

Es muß eigentlich Verwunderung erregen, daß man in Schleswig-Holstein mit der größten Zuversicht dem beginnenden Feldzug entgegensah. Die schleswig-holsteinische Armee, durch die Willisensche Reorganisation in ihren Grundfesten erschüttert und größtenteils von neuen Offizieren kommandiert, die ihre Leute nicht kannten und von ihren Leuten nicht gekannt wurden, zählte 27 000 Mann mit 86 Geschützen. Und ihr gegenüber stand das schlagfertige, festgefügte dänische Heer, 41 000 Mann und 96 Geschütze stark, unter erprobten, zum Teil genialen Führern, die sich seit Jahren mit ihren Mannschaften eingelebt hatten! Und doch war die Siegeszuversicht auf schleswig-holsteinischer Seite allgemein. Auch mein Vater teilte sie. Um so heftiger war der Rückschlag in der Stimmung, als die Kunde von dem traurigen Ausgang der Schlacht bei Idstedt das Land erschütterte. Willisen, der während des Kampfes durch mehrmalige Änderung seines Schlachtplans schon Verwirrung genug angerichtet hatte, erteilte den Befehl zum Rückzug in demselben Augenblick, wo der kühne Draufgänger General v. d. Horst das Zentrum der Dänen durchbrochen hatte und der dänische Oberbefehlshaber v. Krogh seinerseits die Vorbereitungen zum Rückzug traf.*) Die schleswig-holsteinische Armee zog sich auf Rendsburg zurück.

Ich übergehe hier die weiteren Phasen jenes unglücklichen Feldzugs. Die Vorstöße sowohl auf Missunde wie auf Friedrichstadt**) mußten mißlingen, weil die ins Feld geführten Streitkräfte zu klein bemessen waren und Willisen

---

*) Dies geht aus dem dänischen Generalstabswerk unzweifelhaft hervor.

**) Von Friedrichstadt wird noch in Kapitel IV die Rede sein.

in seiner Unentschlossenheit sich scheute, einen konzentrierten Angriff zu wagen und dadurch seine Defensivstellung bei Rendsburg zu schwächen.

Nach dem abgeschlagenen Sturm auf Friedrichstadt ruhten die Waffen vollständig. Willisen war zu keiner Unternehmung mehr zu bewegen. Er hatte den letzten Rest des Zutrauens zu sich und der Armee verloren. Die Spannung zwischen ihm und der Statthalterschaft wuchs mit jedem Tag und ebenso die murrende Unzufriedenheit in der Armee, in der sich die Disziplin zu lockern begann, weil jedes Vertrauen zur Oberleitung fehlte. Endlich, nachdem Willisen zweimal ein Abschiedsgesuch eingereicht und dann wieder zurückgenommen hatte, raffte sich die Statthalterschaft zu dem Entschluß auf, den sie gleich nach Idstedt hätte fassen sollen: sie entließ Willisen (am 7. Dezember) und übertrug den Oberbefehl dem Generalmajor v. d. Horst.

Die Armee war damals auf 43000 Mann mit 118 Feldgeschützen gebracht.*) Sie war vorzüglich ausgerüstet und jetzt, wo eine feste Hand die Zügel ergriffen hatte, voll Kampflust.**) Das andauernde Regenwetter aber im Dezember, das die Straßen für Artillerie unpassierbar machte, verhinderte während der nächsten Wochen jede größere Operation. Und dann im Januar, als Frostwetter eintrat, — war es zu spät!

---

*) Die Mittel hierfür, 6 Millionen Taler, hatte die Landesversammlung am 3. Oktober auf Antrag Olshausens, des Führers der Linken, bewilligt, obwohl die Regierung nur 4 Millionen gefordert hatte.

**) Auch mein Vater war damals in zuversichtlicher Stimmung. Er schrieb am 14. Dezember 1850 meiner Mutter: . . . „Du fragst mich, was ich jetzt von unseren Zuständen und von dem Wechsel im Generalkommando denke? Ich hoffe jetzt mehr als je auf einen wenig-

XIV.

Die Wandlungen in der preußischen, deutschen und europäischen Politik, denen Schleswig-Holstein zum Opfer fiel, sind allgemein bekannt. Es genügt, an Warschau, Olmütz und Bronzell zu erinnern, um die Etappen festzulegen, auf deren Linie Preußen vor Rußland und Österreich zurückwich. Als sich Preußen endlich gar herbeiließ, an der Wiederbelebung des seligen alten Bundestages teilzunehmen, war das Schicksal der Herzogtümer besiegelt. Gegen die Schleswig-Holsteiner, die nun mit einem Male als Rebellen galten, wurde die Exekution verfügt und ein preußisch-österreichisches Armeekorps unter dem Oberbefehl des Feldmarschalleutnants Legebitsch befand sich im Anmarsch, als am 6. Januar 1851 die Kommissare Österreichs und Preußens, Graf Mensdorff-Pouilly und General v. Thümen in Kiel eintrafen, um Unterwerfung zu fordern.

---

stens erträglichen Ausgang unserer Sache, ich hoffe, daß nach Eintritt besserer Witterung unsere Armee zum Angriff und zum Sieg geführt werden wird. Willisens Abgang war unerläßlich und ich habe das meinige getan, um darauf hinzuwirken, wenn ich damit auch keineswegs sagen will, daß meine desfälligen Äußerungen von entscheidendem Einfluß gewesen sind. Willisen war viel zu weich und unentschlossen, ohne praktischen Blick und dabei eitel und eigensinnig. Er hätte lieber Professor als General werden sollen. Und das schlimmste war, daß er sich für einen großen Diplomaten hielt. Es ist mir fraglich, ob er in der Politik, namentlich Preußen gegenüber, reine Hand gehalten hat. Zwar läßt sich ja auch nicht mit Bestimmtheit sagen, daß v. d. Horst seinen Platz besser ausfüllen wird, ich nehme es aber bis auf weiteres an, denn er hat jedenfalls Haare auf den Zähnen und das ist heutzutage schon etwas“ . . .

Über die Vorgänge, die sich nun abspielten, möge mein Vater selbst berichten. Er schrieb am 11. Januar meiner Mutter: . . . „Von gestern abend 8½ Uhr bis heute morgen 5½ Uhr, also ununterbrochen 9 Stunden haben wir eine geheime Sitzung gehabt und darin Schleswig-Holsteins Los für die nächste Zukunft entschieden. Hätte ich Dir heute vormittag geschrieben, so würde mein Brief wahrscheinlich die Spuren eines inneren Kampfes zwischen Wut und Wehmut getragen haben. Aber heute abend bin ich schon ruhiger. — Es ist eine schlimme, schwere Woche für die Regierung und Volksvertretung gewesen. Mit mir kamen, als ich am Montag von Altona nach Kiel zurückkehrte, die beiden Kommissarien von Österreich und Preußen hier an; wir saßen Rücken an Rücken, resp. auf 1. und 2. Platz. Die Herren passierten alle Bahnhöfe, ohne Aufsehen zu erregen und wurden auch in Kiel lautlos empfangen. — Die Forderungen, welche sie gestellt haben, sind folgende:

1. Die Feindseligkeiten sogleich einzustellen;
2. zu dem Zweck sämtliche Truppen hinter die Eider zurückzuziehen;
3. die Armee auf den dritten Teil der jetzt bestehenden Stärke zu reduzieren;
4. die Landesversammlung aufzulösen (später dahin modifiziert: außer Tätigkeit zu setzen);
5. alle zum Behufe der Fortsetzung der Feindseligkeiten angeordneten Maßregeln sofort einzustellen.

„Nachdem diese Forderungen der Statthalterschaft mitgeteilt worden, hat diese und das Gesamtministerium mit den Kommissarien eine Konferenz gehabt und darin über einige Punkte noch nähere Aufklärungen erhalten, über andere aber nicht. Die Hauptsache ist, daß der Stand vor dem Krieg (der status quo ante bellum) wiederhergestellt werden soll;

dann, daß im Nachgiebigkeitsfalle keine österreichischen und preußischen Truppen einmarschieren sollen, daß man wegen der in der Armee dienenden Schleswiger bei Sr. dänischen Majestät Fürsprache tun wolle (wie gütig!), daß die Holsteiner ihr Kriegsmaterial behalten sollen usw.

„Bei den Verhandlungen im Staatsrat über diese Punkte ist unter den Statthaltern eine große Meinungsverschiedenheit zutage getreten: Reventlou und die fünf Departementchefs haben sich fürs Nachgeben, Beseler für die Fortsetzung des Kampfes und für den Widerstand gegen Preußen und Österreich erklärt. — Am Donnerstag abend erschienen die beiden Statthalter in der Landesversammlung, trugen uns ihre verschiedenen Ansichten vor und stellten die Entscheidung anheim. — Bei Reventlou war der Grundgedanke seiner Ausführungen dieser: Wir kämpfen für unser Recht, d. h. für die Unzertrennlichkeit der Herzogtümer; wir mußten zuletzt diesen Kampf auf eigene Hand führen, weil die legale Gewalt fehlte, die dazu berufen war: der deutsche Bund; jetzt ist dieser wieder ins Leben getreten und nun geht die Wahrung unseres Rechts in die Hand über oder in die Hand zurück, wohin sie gehört. Bei Beseler: Wir kämpfen nicht nur für unser Recht, wir kämpfen auch für unsere Nationalität und Freiheit und gerade diesen Freiheitskampf will die Gewalt unterdrücken, eine Gewalt — Österreich, Preußen — die vom deutschen Bund gar nicht dazu autorisiert ist, deren Kommissarien gar keine rechtsgültigen Mandate besitzen. Beseler schloß mit den Worten: Nach göttlichen und menschlichen Gesetzen sind wir zum Widerstand verpflichtet.

„Die Friedenspartei, die sehr lau und flau war, wie immer, trug mit Reventlou und den 5 Departementschefs den Sieg davon, und zwar mit 47 gegen 28 Stimmen. Von der

Linken waren nämlich mehrere übergegangen. Ehe ich noch die Forderungen der Kommissarien kannte, hatte ich einige Abende vorher in unserer Fraktion mich aufs entschiedenste und sehr heftig für den Kampf bis zum äußersten ausgesprochen; ich war daher ebenso überrascht wie erfreut, Beseler in der Landesversammlung sich in ganz gleichem Sinne aussprechen zu hören. Beseler hat infolge der Abstimmung heute morgen der Landesversammlung seinen Austritt aus der Statthalterschaft angezeigt und ist sofort nach Altona abgereist.

„So ist denn auch der letzte Kampf für Recht und Freiheit in Deutschland — im meerumschlungenen und viel besungenen Schleswig-Holstein — zu Grabe getragen! Was soll die Nachwelt von uns denken, daß unsere Staatsgewalten — mit meiner alten seligen Großmutter zu reden — den Hut abnehmen, ehe sie den Mann sehen?! Die Waffen schon strecken, ehe der Feind, 50 Meilen entfernt, auch nur in Sicht ist?! Hätten wir nicht besser getan, uns den Österreichern entgegenzuwerfen und sie über den Haufen zu rennen oder glorreich unterzugehen?! Und wenn unseren Generalen zu einem solchen Va banque die Entschlossenheit fehlte, hätten wir nicht erst mit Gewißheit in Erfahrung bringen müssen, wie Österreich und Preußen den Bundesbeschluß vom 17. September 1846 verstehen und wie danach Schleswig zu Dänemark und zu Deutschland gestellt werden soll? Ist man auch nur einigermaßen sicher, daß die gedachten — wortbrüchigen — Herrschaften ihr Versprechen halten werden? Weiß man denn, ob Amnestie von Dänemark erteilt und was aus den schleswigschen Beamten, Flüchtlingen usw. werden wird? . . . So viel für heute; ich muß jetzt, 2 Uhr, zur Ruhe. Grüße alle Lieben!“ Der Brief trägt die Nachschrift: „Wie sehne ich mich nach Ruhe und nach Pflege von Line Tiedemann!“

XV.

Nach der Abstimmung der Landesversammlung in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1851 war mein Vater ein gebrochener Mann. Alles, was er in patriotischer Opferfreudigkeit ersehnt und erstrebt hatte, war im Sand zerronnen, die ganze Arbeit seines Lebens vernichtet. Grau und trübe lag die Zukunft vor ihm und kein Hoffnungsstrahl belebte mehr sein Gemüt. Dennoch suchte er sich immer wieder zu neuer Lebensenergie zusammenzuraffen. Ein Brief, datiert aus Rendsburg vom 10. Februar 1851 spiegelt seine Stimmung wieder: „Meine Briefe scheinen einen desto größeren Wert für Dich zu haben, je seltener sie kommen. Es wäre daher meinerseits eine richtige Spekulation, wenn ich recht selten schriebe, damit Deine Sehnsucht danach gesteigert würde. Doch ist diese egoistische Erwägung nicht die Ursache meines diesmaligen längeren Schweigens gewesen, vielmehr ist sie in einer wirklichen Geistesträgheit und dito Unfähigkeit zu suchen, die in den drückenden, demoralisierenden, erschlaffenden Zeitverhältnissen ihren Entstehungsgrund hat. Und dies wird begreiflich erscheinen, wenn ich Dir sage, daß noch nie so verschiedenartige, teils empörende und erbitternde, teils ergreifende, das menschliche Herz mit Wehmut erfüllende Erscheinungen und Bilder in so kurzer Zeit auf- und durcheinander vor meinem körperlichen und geistigen Auge vorüber gezogen sind. Und doch kann der Mensch alles dieses und noch viel mehr Ungemach ertragen, bekämpfen und auch besiegen, wenn er nur ernstlich will. Ich aber habe dazu den ernstlichen Willen, den Mut und die Entschlossenheit, und

daher nur Geduld, liebe Seele! Es kommt eine andere und bessere Zeit nach dieser, sie muß nur mit Resignation und Ausdauer abgewartet werden. Dies wird die nächste Aufgabe der männlichen und weiblichen Bevölkerung Schleswig-Holsteins sein müssen!

„Am Sonnabend mittag kamen die ersten Österreicher und Preußen hier an. Des Abends, eben vor Dunkelheit, marschierte das 2. schleswig-holsteinische Jägerkorps aus dem Tor, an unserem Haus vorüber, mit dem Nationalliede: „Schleswig-Holstein." Dieser Zug mag manche Träne gekostet haben! Auch mir wollte das Herz brechen. Etwas früher oder zu gleicher Zeit — das weiß ich nicht — zogen die Dänen ins Kronwerk, das nach Baggesens Lesebuch, gleich der Altstadt, zu Holstein, d. h. zu Deutschland gehört! Es ist vieles möglich in der Welt, wenn man es nur richtig anzufangen versteht und dabei keine Schurkerei scheut.

„Am Sonnabend war Plett aus Bergenhusen hier und erzählte mir, daß Helgesen*) an ihn das Verlangen gestellt habe, sofort eine dänische Fahne zu beschaffen und auf dem Bergenhusener Kirchturm zu befestigen. Stelle Dir vor, an mich würde ein ähnliches Ansinnen gerichtet und ich müßte auf Johannisberg den Danebrog hissen! Lieber kehre ich nie wieder dahin zurück. — Fiete, der Briefträger, war übrigens heute hier und sagte mir, bis jetzt seien noch keine Dänen auf Johannisberg gewesen. — Dr. Schröder hat mit Helgesen in Friedrichstadt gesprochen und ihn gefragt, ob die Prediger bleiben könnten? Wenn sie wollten: Ja. Ob

*) Der dänische Oberst, spätere General Helgesen, durch seine Verteidigung Friedrichstadts berühmt geworden, war damals Höchstkommandierender im südlichen Schleswig. Von ihm wird später im Kapitel IV ausführlich die Rede sein.

ich wohl molestiert werden würde? Unterm Bart gemurmelt: Tiedemann wird wohl wissen, was er zu tun hat . . ."

Es war ein tragisches Verhängnis, daß neben dem Zusammenbruch der patriotischen Hoffnungen meines Vaters jetzt auch die Grundlagen seiner persönlichen Existenz zusammenzubrechen drohten.

Mein Vater hatte stets nach dem Grundsatz gelebt, den er einst im Jahre 1845 in einem öffentlichen Aufruf als Merkmal echter patriotischer Gesinnung gekennzeichnet hatte: „Erst das Gemeinwohl, dann das eigene; erst den vaterländischen Herd, dann den eigenen!" Und der eigene Herd war bei ihm sehr zu kurz gekommen. Er hatte während der letzten Jahre seine Privatangelegenheiten durchweg anderen anvertrauen müssen. Seine parlamentarische Tätigkeit und seine vielen politischen Reisen hielten ihn den größten Teil des Jahres vom eigenen Haus fern. Und wenn er auch die Oberleitung seiner landwirtschaftlichen und industriellen Betriebe fest in der Hand behielt, so war es ihm doch unmöglich, sich aus der Ferne um Details zu kümmern. In vielen seiner Briefe an meine Mutter finden sich neben Mitteilungen politischen Inhalts auch solche, die sich auf geschäftliche Unternehmungen, An- und Verkäufe usw. beziehen. Aber diese nahmen doch einen verhältnismäßig geringen Raum ein.

Die Kriegsjahre 1848—51 brachten ihm persönlich die empfindlichsten Verluste. Gleich im Anfang des Kriegs, als nach dem Gefecht bei Bau alles in kopfloser Panik über die Eider flüchtete, flüchtete auch der damalige Verwalter der Dampfmühle, und zwar auf Nimmerwiedersehen und unter Mitnahme einer wohlgefüllten Kasse. Dann geriet, weil der Meggerkoog in der Vorpostenlinie lag, der ganze Mühlen- und Bäckereibetrieb ins Stocken. Mein Vater hatte große

Quantitäten von Roggen aus den russischen Ostseeprovinzen bezogen, die den fünfstöckigen Speicher füllten. Er war hierbei von der philanthropischen Idee ausgegangen, bei den damaligen ungewöhnlich hohen Kornpreisen in Schleswig-Holstein der ärmeren Bevölkerung möglichst billiges Brot liefern zu können. Jetzt fehlte es an geeigneten Arbeitskräften zum Mahlen und Backen, der Transport des Brotes wurde durch militärische Maßnahmen gehindert, ein Teil des Roggens verdarb, ein anderer mußte zur Ochsenmast verwendet werden. Die Verluste, die hierdurch entstanden, beliefen sich nach den mir vorliegenden Notizen auf nahezu 25000 Mark schleswig-holsteinisch Kurant oder 30000 Mark nach heutigem Gelde.

Zum völligen Stillstand aller Betriebe, auch des landwirtschaftlichen, führte der Feldzug von 1850. Von Ende Juli bis zum Jahresschluß fanden in der Nähe von Johannisberg fast täglich kleine Vorpostengefechte statt. Monatelang waren Hof und Dorf mit einer geradezu erdrückenden Einquartierung belegt. Vor und nach der Expedition gegen Friedrichstadt mußte beispielsweise 1 Brigadestab, 2 Bataillonsstäbe, 2 Kompagnien Jäger, 1 Schwadron Dragoner und 1 Batterie auf Johannisberg, im Meggerkoog und im benachbarten Meggerdorf untergebracht werden. Sämtliche Offiziere speisten auf Johannisberg; an einem Tage waren dort nicht weniger als 28 Offiziere zu Tisch. Die Kosten, die dadurch verursacht wurden, lassen sich ermessen. Später wurde die Einquartierung auf 7 Offiziere, 1 Kompagnie Jäger, eine halbe Schwadron und eine halbe Batterie reduziert — immerhin noch genug.

Meinem Vater war es bis dahin immer noch gelungen, durch Aufnahme von Hypotheken und sonstigen Darlehen die erforderlichen Betriebskapitalien zu beschaffen. Jetzt aber, bei

der allgemeinen geschäftlichen Depression, die eine Folge der traurigen politischen Ereignisse war, versagten auch die Quellen, aus denen er geschöpft hatte. Er versuchte, in Hamburg eine größere Anleihe aufzunehmen, das Geschäft war dem Abschluß nahe, da intervenierte, wie er schreibt, „ein Hamburger Patrizier und Dänenfreund" und die Sache ging in die Brüche. Es war das um so bedauerlicher, als gerade damals die dänische Verwaltung die „rückständigen" (d. h. die an die schleswig-holsteinischen, nicht an die dänischen Kassen gezahlten) Steuern einzufordern begann. Mein Vater schreibt am 28. Februar: „Die Königliche (dänische) Gottorfer Amtsstube hat mir eine tüchtige Nuß zum Knacken zugestellt, indem sie 9000 Mark*) Steuerzahlung (als Rückstände) von mir verlangt."

Trotz aller augenblicklichen Schwierigkeiten wäre es aber doch meinem Vater wohl gelungen, der finanziellen Bedrängnisse Herr zu werden, wenn er nach Johannisberg hätte zurückkehren und sich mit ganzer Kraft und Hingebung seinen eigenen Angelegenheiten hätte widmen können. Dies war aber ausgeschlossen, solange im Herzogtum Schleswig der Belagerungszustand herrschte; er hätte sich sofortiger Verhaftung ausgesetzt. Um wenigstens seiner Besitzung so nahe wie möglich zu sein und in täglicher Fühlung mit der dortigen Verwaltung zu bleiben, hatte er sich gleich nach Auflösung der Landesversammlung nach Rendsburg begeben, wo er in der Königsstraße ein eigenes Haus besaß. Von hier aus schrieb er am 28. Februar:

. . . „Der Mensch muß sich nun einmal auf alle Eventualitäten gefaßt machen. Dies ist auch mein Kasus mehr

*) 9000 Mark schleswig-holsteinisch Kurant = 10800 Mark nach heutigem Gelde.

als je, namentlich solange es noch ungewiß ist, was in der nächsten Zeit aus dem armen Schleswig und seinen am meisten kompromittierten Bewohnern werden wird. — Beim Lesen der von Dir angezogenen Zeitungsstelle erging es mir wie Dir: auch ich wurde gleichzeitig auf den Fall des Senators Lange*) aufmerksam. Ich glaube nun wohl, daß Lange ganz besonders kompromittiert ist, vielleicht sogar noch mehr als ich, z. B. durch sein Verhalten während der Schlacht von Eckernförde und bei dem Verkauf von Christian VIII. Aber sicher würde ich mich doch keinen Augenblick fühlen, wenn ich jetzt schon zurückkehren wollte. Ohne Amnestiegesetz darf man dem dänischen Regiment nicht das mindeste Vertrauen schenken. Ein anderes wäre es nun, wenn Du mit den Kindern nach Johannisberg gingest. Daß sie Dich oder die Kinder wegschleppen würden, dürfte doch kaum anzunehmen sein. Indessen soll in Schleswig ein Fall passiert sein, auf den man Rücksicht zu nehmen Ursache hat. Es hatte nämlich der alte Oberstleutnant v. Schirach (dessen und seiner Frau Du Dich wohl noch erinnerst; sie machten uns im Winter 1836 einen Gegenbesuch) seine Waffen abliefern sollen, aber einen alten, verrosteten Degen vergessen, der nachher aufgeschnüffelt wurde. Dafür soll er 21 Tage bei Wasser und Brot sitzen. Er ist aber kränklich; die Frau erklärt, der Mann könne die Strafe nicht aushalten, sie sei aber bereit, sie abzusitzen. Und dies soll von den Dänen akzeptiert und vollzogen worden sein! . . . Man spricht davon, daß in kurzer Zeit ein Amnestiedekret aus Kopenhagen zu erwarten ist. Ob ich wohl davon betroffen werde? . . ."

---

*) Senator Lange wurde bei seiner Rückkehr nach Eckernförde verhaftet.

Am 20. März schreibt er:

. . . „Nach den heutigen Zeitungsnachrichten scheint Tillisch, der unumschränkte Beherrscher des unglücklichen Schleswig, ja noch länger fortregieren zu sollen. Er wird wahrscheinlich den Belagerungszustand im südlichen Schleswig einstweilen noch fortbestehen lassen, um desto freiere Hand in der Behandlung der mißliebigen Deutschgesinnten zu haben. Daher ist an meine Rückkehr zu Hause vorderhand nicht zu denken. Dagegen scheint Deiner Rückkehr in politischer Beziehung nichts im Wege zu stehen. Meine Nachrichten stammen vom Obersten Helgesen her, mit dem vor mehreren Tagen Detleffsen und später Paulsen,*) welche beide in Schleswig Geschäfte hatten, gesprochen haben. An D. hat er dasjenige gesagt, was in der Anlage von Häsler mitgeteilt ist und P. im Vertrauen eröffnet: Er (Helgesen) wisse noch nicht gewiß, ob meine Besitzungen mit Beschlag belegt werden würden oder nicht, aber wenn ersteres auch erfolgen sollte, so könnte dessenungeachtet meine Familie ungehindert dort wohnen und dabei hat er die freundliche, ganz auffallende Äußerung gemacht, daß er mich nächstens in Rendsburg besuchen werde. Aber nebenbei hat er auch gegen Paulsen geäußert, daß ich mich einstweilen noch zurückhalten möchte . . .“

Der letzte Brief meines Vaters an meine Mutter lautet folgendermaßen:

Rendsburg, 25. (?) April 1851.

. . . „Ich erhielt heute einen Brief von Helgesen als Antwort auf meine neuliche Anfrage, der in der Form sehr verbindlich und fast herzlich gehalten ist. Er schreibt, Deiner

*) Detleffsen und Paulsen waren die beiden Verwalter in Fünfmühlen und Meggerkoog.

und der Kinder Rückkehr nach Johannisberg stehe nichts im Wege. Er bürge dafür, daß Euch kein Haar gekrümmt werde. Mir aber rate er, nicht zu kommen, denn er wolle mir im Vertrauen mitteilen, daß mein Name auf der Liste derjenigen stehe, die von der Amnestie ausgeschlossen werden würden*) ... So ist denn auch diese Frage erledigt. Ich habe nichts anders erwartet. Und doch, wo ich jetzt weiß, daß ich die Heimat verlassen muß, wird mir der Gedanke an den Abschied unsagbar schwer. Wohin denn nun?? Nach Amerika? Nein, ich muß der Heimat nahe bleiben. Vielleicht nach München oder Heidelberg? Komm, bitte hierher. Ich bedarf Deines Rates und Deiner Stütze mehr wie je ..."

Einige Tage später traf meine Mutter mit uns Kindern in Rendsburg ein. Mein Vater war nicht am Bahnhof; er hatte die erste Begegnung vor Zuschauern gefürchtet. Um so ergreifender war das Wiedersehen in unserem Hause: meine Eltern lagen sich schluchzend in den Armen. Ich aber erschrak, als ich meinen Vater erblickte. Sein Haar war schneeweiß geworden und seine hohe, sonst so elastische Gestalt zusammengesunken. Er war in den letzten Monaten um mindestens zehn Jahre gealtert.

Während der folgenden Tage wurden Verabredungen über unsere nächste Zukunft getroffen. Meine Mutter und wir Kinder sollten nach Johannisberg zurückkehren. Mein Vater wollte bis zum Einrücken der Dänen in Rendsburg bleiben und derweil den Verkauf seiner Besitzungen in die Wege zu leiten suchen. Als unser zukünftiger Wohnsitz kam jetzt in erster Linie Braunschweig in Betracht, wobei wohl mit-

*) In dieser Liste, die mit dem Amnestiegesetz vom 18. Mai 1851 veröffentlicht wurde, fehlte später der Name meines Vaters Er war gestrichen, weil mein Vater inzwischen (am 4. Mai) verstorben war

bestimmend gewesen sein mag, daß Beseler einige Tage vorher meinem Vater geschrieben hatte, er wolle sich dort niederlassen.

Unsere Abreise war auf den 5. Mai festgesetzt. Am Abend vorher machten meine Eltern und ich noch einen längeren Spaziergang um die Festungswälle der Altstadt. Ich erinnere mich dieses Abends, als ob er der gestrige gewesen wäre. Die Unterhaltung drehte sich wesentlich um die Frage, ob ich jetzt vorübergehend das Rendsburger Gymnasium besuchen oder mit dem Eintritt ins Gymnasium warten solle, bis die Wahl unseres zukünftigen Wohnsitzes definitiv entschieden sei. Mein Vater sprach viel und erregt, aber mit leiser Stimme und mühsam Atem holend. Sein Gang war unsicher und er stützte sich zuletzt auf den Arm meiner Mutter.

Nach Hause zurückgekehrt, klagte mein Vater über Frösteln. Er war sehr ermattet und legte sich ins Bett. Meine Mutter schickte schleunigst zum Arzt. Dieser aber nahm die Sache auf die leichte Achsel; er scherzte und meinte, irgend ein heißes Getränk, Grog oder dergleichen sei die beste Medizin. Nachdem er sich entfernt hatte, begann mein Vater wieder von seinen Zukunftsplänen zu sprechen. Meine Mutter bat ihn, jetzt zu schlafen, setzte sich auf sein Bett und sagte, sie wolle bei ihm wachen. Da ergriff er ihre Hand, küßte sie zärtlich und schloß die Augen. Es war gegen 10 Uhr. Meine Mutter vermied jede Bewegung, um meinen Vater nicht in seiner Ruhe zu stören; sie wagte daher auch nicht, ihm ihre Hand zu entziehen, die er fest umschlossen hielt. So saß sie wohl anderthalb Stunden regungslos im Dunkeln. Plötzlich hatte sie die Empfindung, als ob seine Hand erkaltet sei. In tödlichem Schrecken fuhr sie empor, fühlte nach Puls und Herz — es regte sich nichts. Mein Vater war, ohne daß sie es ahnte, sanft entschlafen — am Lungenschlag, wie der Arzt konstatierte.

XVI.

Das Leichenbegängnis meines Vaters gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung. Aus Nah und Fern strömten seine alten Freunde herbei. Es war, als ob man am Sarge eines der besten Männer Schleswig-Holsteins noch einmal einen stillen aber verständlichen Protest gegen die Vergewaltigung des Landes durch Feind und Freund erheben wollte. Im Trauerhause standen neben meiner Mutter Beseler und Olshausen, der frühere Statthalter und der frühere Führer der Fraktion der Linken. Sie waren von weit hergekommen, um ihrem alten Mitkämpfer die letzte Ehre zu erweisen. Mit ihnen hatten sich zahlreiche Mitglieder der inzwischen aufgelösten Landesversammlung eingefunden, ebenso Abgesandte der verschiedensten Städte und Landschaften, in erster Reihe der Magistrat und die Stadtverordneten von Rendsburg. Deputationen von Vereinen und Korporationen aller Art mit Fahnen und Bannern füllten die Königsstraße. Der österreichische Truppenbefehlshaber, General Signorini, hatte die Kapelle des österreichischen Infanterieregiments König von Preußen zur Verfügung gestellt, die unter den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches dem Zuge voranschritt. Er selbst mit seinem Stabe schloß sich dem Trauergefolge an. So bewegte sich der imposante Zug durch die Tore und über die Zugbrücken der alten Festung nach dem Neuwerker Kirchhof. Hier ruht mein Vater neben meiner Mutter, die wir im Herbst 1887 zu ihm gebettet haben. Eine Eiche, die wir wenige Tage nach seiner Bestattung zu Häupten der Grabes-

stätte pflanzten, ist zu einem mächtigen Baum mit herrlicher Krone erwachsen, ein Symbol der meerumschlungenen Nordmark, die heute dem geeinten Deutschland wiedergewonnen ist und auf deren Befreiung von der Fremdherrschaft das Sehnen, Denken und Trachten meines Vaters mit der ganzen leidenschaftlichen Energie seiner Vaterlandsliebe gerichtet war.

Kapitel III.

Aus den vierziger Jahren.

I.

Den größten Teil meiner Kindheit habe ich auf Johannisberg verlebt. Das freundliche, von alten hohen Linden umgebene Herrenhaus, der große parkartige Garten, die weite Fernsicht, die man von der Höhe herab auf das unendliche Weideland hatte, das zur Sommerszeit durch zahllose Pferde, Ochsen und Kühe belebt war, die eigentümliche Melancholie, die namentlich abends, wenn der Rohrdommel seine dumpfe Stimme erschallen ließ, über der Niederung ausgebreitet lag, — das alles übt noch heute in der Erinnerung einen Zauber aus, der mir diesen Landsitz schöner und anmutender erscheinen läßt als viele andere, mit denen er in Wirklichkeit keinen Vergleich aushalten kann.

Da es nun einmal hergebracht ist, in Selbstbiographien der ersten Jugenderinnerungen zu erwähnen, so will auch ich mit den meinigen nicht zurückhalten. Ich erinnere mich deutlich (höchstens vier Jahre alt kann ich gewesen sein), meine Mutter weinen gesehen zu haben, und zwar über meine Schwester Amalie und mich. Wir erwarteten den Besuch der Großeltern aus Pinneberg und tummelten uns in dem

großen Fremdenzimmer unseres Hauses, wo eine Menge von Bettzeug zusammengetragen war. Meine Schwester und ich vergnügten uns damit, auf den am Fußboden liegenden Decken herumzuspringen und uns mit den Kopfkissen zu bewerfen und unsere Freude wuchs, als eins der Kopfkissen aufsprang und die Federn im Zimmer umherflogen. Meine Mutter überraschte uns dabei und brach ob der Verwüstung, die sie vor sich sah, in Tränen aus. Es machte das einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mir noch lange nachher als einer der ärgsten Sünder vorkam, wenn ich an die Szene dachte. Der Tag war überhaupt ein Unglückstag, denn als nachher der Wagen unserer Großeltern sich dem Hoftor näherte und wir ihm lustig entgegensprangen, geriet unser Spielgefährte Nero, ein merkwürdig häßlicher Hund, der sich aber durch seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften allgemeiner Gunst erfreute, unter die Räder. Wir trugen ihn, dem ein Bein gebrochen war, heulend nach Hause.

Eine zweite Jugenderinnerung knüpft sich an einen Besuch in Augustenburg, wo der Herzog alljährlich große Rennen im englischen Stil veranstaltete, zu denen die Notabeln des Landes eingeladen wurden. Ich sehe mich vor dem Hause des Hofrats Barth, wo wir logierten, auf der Treppe sitzen und mit sehnsüchtigen Blicken die Wagen verfolgen, welche nach dem Rennplatz fuhren und unter deren Insassen mir namentlich ein langer Franzose auffiel, der wie ein Telegraph mit den Armen gestikulierte. Ich selbst durfte nicht mitfahren, denn ich litt, damals vielleicht 5 oder 6 Jahre alt, an rheumatischen Schmerzen in den Beinen, wahrscheinlich infolge zu raschen Wachstums. Wie ich so in der Sonne dasaß, in wollene Decken gehüllt, trat ein Freund unserer Familie, der augustenburgische Hofrat Prehn, an mich heran

und erkundigte sich teilnehmend nach meinem Befinden. Ich versuchte meinen Zustand zu beschreiben, worauf der Hofrat sagte: „Aber, mein Junge, du hast ja Podagra.“ — Dieses Wort war mir neu und der eigentümliche Klang der ersten Silbe verführte mich zu einer mißverständlichen Auffassung seiner Bedeutung. „Nein,“ versetzte ich, „ich habe nicht Popodagra, sondern Schmerz in den Beinen“ — eine Antwort, über welche der Hofrat zu meiner Beschämung unbändig lachte.

Ich war überhaupt ein kränkliches Kind und mußte deshalb Seebäder gebrauchen. Meine Mutter besuchte mit meiner Schwester und mir jeden Sommer das Nordseebad Wyk auf Föhr, welches damals namentlich auch deshalb große Anziehungskraft ausübte, weil König Christian VIII. von Dänemark dort mehrere Monate Hof zu halten pflegte. Die Königin Caroline Amalie war bekanntlich eine augustenburgische Prinzessin. Meine Großmutter war, wie ich schon oben (Seite 62) erwähnt habe, mit der Königin zusammen erzogen und stand bis zu ihrem Lebensende mit ihr in brieflichem Verkehr. Meine Mutter war Patenkind der Königin und hieß nach ihr Caroline Amalie. Diese Beziehungen veranlaßten, daß meine Mutter und wir Kinder uns der ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten seitens der Königin zu erfreuen hatten. Sie rief meine Schwester und mich zu sich herein, wenn wir an dem Hause vorbeigingen, wo das Königspaar residierte, nahm uns auf den Schoß, gab uns Kuchen und Bonbons usw. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mich diese Allerhöchsten Gunstbezeigungen ziemlich kalt ließen. Weit mehr imponierten mir die königlichen Bedienten, die in ihren scharlachroten, goldgestickten Livreen einen blendenden Glanz um sich verbreiteten.

Während der ersten Jahre erschienen auf Föhr auch die augustenburgischen Herrschaften, mit denen meine Mutter ebenfalls vielfach verkehrte. Später blieben sie aus. Je höher die Wogen der damaligen politischen Kämpfe gingen, je enger der Herzog sich der nationalgesinnten Partei anschloß, desto kühler wurde sein Verhältnis zu seinem königlichen Schwager. Auch meine Mutter empfand bald, daß die Sonne der Gnade sich dem Untergehen zuneigte, als mein Vater mehr und mehr als Führer der Opposition in den Vordergrund trat. Die Königin grüßte sie wohl noch und wechselte einige verbindliche Worte mit ihr, aber der frühere, fast vertraulich zu nennende Verkehr war dahin.

Desto ostensibler wurden die Getreuen im Lande mit Auszeichnungen überhäuft, an ihrer Spitze der damalige Amtmann, spätere Präsident der schleswig-holsteinischen Regierung, Kammerherr von Scheel. Ich erwähne hier seiner speziell, weil er der Held einer Anekdote ist, die sich zugleich mit meiner Person beschäftigt. Mein Vater und Scheel standen sich nicht nur als politische Gegner gegenüber, sie widmeten sich gegenseitig eine an persönlichen Haß grenzende Abneigung (cfr. Kapitel II). Eines Abends nun, es war im Sommer 1844, kurz nach dem Hochverratsprozeß gegen meinen Vater, fand auf Föhr eine Soiree im Kursaale statt, die auch die Majestäten besuchen wollten. Zu ihrem Empfang hatten sich die Badegäste in einem großen Kreis aufgestellt, der Präsident von Scheel in der ersten Reihe. Ich hatte mich naseweis vorgedrängt und stand unmittelbar neben dem Präsidenten, als das Königspaar unter den Klängen der Nationalhymne eintrat. Scheel, der gern eine Attitüde einnahm, welche die Aufmerksamkeit auf seine stattliche Erscheinung lenkte, legte in diesem Augenblick seine Hand auf meinen

Kopf, selbstverständlich ohne zu ahnen, wer der Junge neben ihm war. Die Szene erregte in der Badegesellschaft große Heiterkeit und am nächsten Tage kursierte das Bonmot: Die schleswig-holsteinische Frage ist gelöst: Scheel hat Tiedemanns Sohn gesegnet!

Noch mehr wurde gelacht, als einige Tage später auf der Promenade ein merkwürdiges Fuhrwerk auftauchte. Vor einem Kinderwagen waren die beiden, zehn bis zwölfjährigen Töchter des Herrn v. Scheel gespannt und in dem Wagen saß ich mit sehr vergnügtem Gesicht, die jungen Damen mit der Peitsche antreibend.

Noch einer andern Anekdote darf ich hier erwähnen. Mein Vater hatte uns auf Föhr besucht und benutzte bei seiner Rückreise das kleine, etwas gebrechliche Dampfboot, welches damals den Personenverkehr zwischen Husum und Föhr vermittelte. Auf demselben Schiffe befand sich auch Scheel. Es begann leise zu regnen und die übrige Reisegesellschaft flüchtete in die kleine Kajüte; nur mein Vater und Scheel blieben, unbekümmert um das Wetter, auf Deck. Die beiden großen Gestalten schritten, ohne sich eines Blickes zu würdigen, jeder auf einer Seite des Schiffes auf und nieder. Da gewahrten sie, daß es in die Kajüte hineinregnete, weil verabsäumt war, den Glaskasten, welcher die Kajüte nach oben schließt, über diese zu decken. Die Damen jammerten unten über die hereindringende Nässe. Mein Vater und Scheel blieben, von demselben Gedanken erfaßt, plötzlich stehen, sahen sich fest ins Auge und packten dann beide den besagten Glaskasten, um ihn stillschweigend an die richtige Stelle zu rücken. Dann setzten sie ihre einsame Wanderung fort, sich nach wie vor ignorierend.

II.

Obwohl Johannisberg von der großen Heerstraße ziemlich weit ablag, war doch das Leben dort stets ein bewegtes. Besuche kamen und gingen und blieben oft wochen-, ja monatelang. Je mehr sich das Interesse an der politischen Bewegung gegen Dänemark belebte, desto zahlreicher wurden die Anknüpfungspunkte, die meinen Vater mit Männern aller Stände und Berufe in Verbindung brachten. Und da sein Haus in weitesten Kreisen als eins der gastlichsten bekannt war, auch sein Weinkeller sich eines bewährten Rufes erfreute, so war es kein Wunder, daß unsere Mittagstafel häufig einer großen table d'hôte glich. Während der Sessionen der Ständeversammlung kam mein Vater gewöhnlich des Sonnabends nach Hause; dann brachte er regelmäßig einen oder mehrere Kollegen mit, die Sonntags über auf Johannisberg blieben, um mit ihm am Montag nach Schleswig zurückzukehren. Ich lernte dadurch schon als Knabe fast alle Persönlichkeiten kennen, die damals im Vordergrund des politischen Lebens standen.

Einer der häufigsten Besucher war Wilhelm Beseler, den nicht selten auch seine Gattin begleitete, die mit meiner Mutter innig befreundet war. Beseler, ein ungewöhnlich stattlicher, etwas zur Wohlbeleibtheit neigender Mann, der nie aus seiner würdevollen Ruhe heraustrat und stets in seinen Äußerungen gemessen, klar und kühl war, bildete einen eigentümlichen Kontrast zu meinem Vater, der, hochaufgeschossen und hager, lebhaft in seinen Bewegungen, im Disput sich häufig zu gewagten Behauptungen hinreißen ließ und gern

einmal einen Kraftausdruck gebrauchte. Beseler war meinem Vater zweifellos an staatsmännischer Bildung überlegen, aber ihm fehlte, was mein Vater in hohem Grade besaß: die Neigung zur Initiative und die Findigkeit in der Wahl praktisch geeigneter Mittel zur Durchführung einmal gefaßter Pläne. Beide ergänzten sich und verstanden sich aufs beste. Beseler war der Rechtsbeistand meines Vaters in dessen Privatunternehmungen, umgekehrt unternahm er politisch kaum etwas, ohne meinen Vater vorher zu Rate gezogen zu haben.

Auch Theodor Olshausen war wiederholt für längere Zeit unser Gast. Ich sehe ihn noch vor mir: eine schmächtige, kränklich aussehende Gestalt, ein schmales und blasses Gesicht, von Haus aus unschön, das sich aber in der Unterhaltung belebte und durch sein geistvolles Auge einen eigentümlichen Reiz erhielt. Olshausen hatte in seiner ganzen Erscheinung, in seiner Art zu sprechen und namentlich zu disputieren, etwas ungemein Gewinnendes. Er erfreute sich denn auch, trotz seiner vielen politischen Gegner, persönlich allgemeinster Sympathie.

Als dritten, der am häufigsten in unserem Hause verkehrte, muß ich Ferdinand Jacobsen nennen, einen der intimsten Freunde meines Vaters. Er war bis 1845 Hardesvogt der Kropp- und Meggerdorfer Harde, dann kurze Zeit Polizeimeister in Schleswig. 1848/49 fungierte er als schleswig-holsteinischer Kriegsminister. Nach dem Kriege von der Amnestie ausgeschlossen, kehrte er erst 1864 in die Heimat zurück und gewann hier in der ersten Zeit der österreichisch-preußischen Verwaltung einen großen Einfluß. Von ihm wird in einem späteren Kapitel noch die Rede sein.

An ein größeres Diner auf Johannisberg, das um die Mitte der vierziger Jahre stattgefunden haben muß und an dem eine Reihe politischer Notabilitäten, wie Beseler, Olshausen, Graf Moltke-Grünholz, Wiggers aus Rendsburg, Dr. Heiberg aus Schleswig u. a. teilnahmen, denke ich mit besonders lebhafter Erinnerung zurück. Nach Tische hatten sich die Herren zu einer politischen Erörterung in das Arbeitszimmer meines Vaters zurückgezogen; ich war ihnen unbemerkt gefolgt und hatte mich in irgend einer Ecke verborgen. Dem Inhalte der Beratung vermochte ich nicht zu folgen, ich beobachtete nur mit knabenhaftem Interesse den mehr oder weniger lebhaften Tonfall der einzelnen Stimmen und namentlich die Handbewegungen beim Sprechen. Als Wiggers einmal aufsprang und durchs Zimmer gehend erregt gestikulierend ausrief: „Nur keine halben Maßregeln, meine Herren!“ imponierte mir das gewaltig und ich grübelte über den Sinn dieser Worte nach. Eine Weile darauf (die Unterredung schien beendet zu sein) zog mich Graf Moltke aus meinem Versteck hervor und sagte scherzend, indem er mir mit der Hand über den Kopf strich: „Nun, mein Junge, was sagst Du denn zu dieser Frage?“, worauf ich im Brustton der Überzeugung mit Energie antwortete: „Nur keine halben Maßregeln, meine Herren!“ Unter dieser Äußerung, die natürlich große Heiterkeit erregte, habe ich später viel zu leiden gehabt. Sie bildete den Anlaß zahlreicher Neckereien und wurde mir bei jeder passenden Gelegenheit vorgehalten. Als ich z. B. einmal gefragt wurde, ob ich mir einen Esel zu Weihnachten wünsche und darauf erwiderte, ein Pony wäre mir lieber, hieß es von allen Seiten: Ja, Christoph ist kein Freund von halben Maßregeln.

Längere Zeit hielt sich auch Theodor Mügge, dessen Romane in den vierziger Jahren viel gelesen wurden, in

unserem Hause auf. Er war nach Schleswig-Holstein gekommen, um Land und Leute kennen zu lernen und namentlich Studien für einen Roman zu machen, der später unter dem Titel: „Der Vogt von Sylt“ erschien und dessen Held Uwe Jens Lornsen war. Der Zufall wollte es, daß eine Schwester Lornsens, Frau Nissen, eine schöne blonde Friesin von walkürenhaftem Wuchs und etwas freien Allüren uns gleichzeitig besuchte. Zwischen beiden entspann sich ein leichter Flirt, der meine Eifersucht heftig erregte, denn ich widmete der interessanten Frau meine erste knabenhafte, an Anbetung grenzende Verehrung. Frau Nissen erschien auch später noch wiederholt auf Johannisberg, zuletzt im Jahre 1849 als Braut; sie war inzwischen von ihrem ersten Mann geschieden und hatte sich dann mit einem preußischen Offizier a. D. verlobt, der nach einiger Zeit durch Beseler und meinen Vater als Schwindler entlarvt wurde. Die Szenen, die sich damals zwischen dem Brautpaare abspielten, und zwar mehrfach unter meiner Mitwirkung in der Rolle als treuer Schildknappe einer angebeteten Herrin, würden jedem Sensationsroman Ehre machen.

Theodor Mügge war ein brillanter Erzähler und namentlich ein Virtuos im Vortrag von Spukgeschichten. Wir lernten durch ihn das Gruseln gründlich kennen, wenn wir dicht aneinander gedrängt des Abends in der Dämmerung die haarsträubendsten Gespenstererscheinungen uns schildern ließen. An seinen Besuch dachten wir noch lange zurück. Ich habe später als Berliner Student in seinem Hause manche anregende Stunde verlebt.

Von den ständigen Hausgenossen auf Johannisberg sind folgende zu erwähnen: Zunächst August Beckmann, einer angesehenen Gutsbesitzerfamilie entstammend (er wurde später

durch Heirat Besitzer der adligen Güter Seegalendorf und Christianstal), dem die Verwaltung des Meggerkoogs oblag, der aber zugleich der Vertrauensmann der Familie war und für alle geschäftlichen Angelegenheiten meines Vaters in dessen Abwesenheit ausgedehnte Vollmachten besaß. Nach dem Tode meines Vaters wurde er Kurator meiner Mutter und mein Vormund. Er war ein ebenso intelligenter wie liebenswürdiger Mann, dem wir alle in herzlicher Freundschaft zugetan waren.

Sodann die verschiedenen Hauslehrer, denen nacheinander die nicht ganz leichte Aufgabe zufiel, in mir ein Interesse für die Wissenschaften zu erwecken. Der erste war ein Hannoveraner, Dr. phil. Thorbeke, ein hochgebildeter Mann von eminent musikalischer Begabung, der aber nicht die Gabe besaß, sich in den Ideenkreis eines Knaben zu versetzen und dem ich daher stets fremd gegenüberstand. Er verließ uns schon 1845, um nach Philadelphia zu gehen, wo er große Erfolge als Konzertdirigent gehabt haben soll.

Sein Nachfolger war ein schon älterer Herr, Carl Elias Haesler, in Thüringen zu Hause, der sich in den verschiedensten Berufsarten, namentlich als Schriftsteller, versucht, es aber nie zu einem nennenswerten Erfolge gebracht hatte. Er war, auch in seiner äußeren Erscheinung, der Typus der Biedermeierzeit, ging immer ganz altmodisch gekleidet, ein Käppchen auf dem Kopfe, zitierte bei jeder Gelegenheit seine Lieblingsschriftsteller Gellert und Gleim und hatte in der Politik die seltsamsten, weltfremdesten Anschauungen. Für die Eigenart meines Vaters z. B. hatte er auch nicht den Schimmer eines Verständnisses. In einer Biographie, die er nach dem Tode meines Vaters verfaßte, verherrlichte

er ihn im wesentlichen als einen idyllischen Familienvater, dessen Streben gewesen, seinen Kohl in Ruhe zu bauen, der aber durch widrige Umstände und böse Menschen in den Strudel des öffentlichen Lebens gerissen und in ungewollte Konflikte mit den hochwohllöblichen Behörden getrieben sei. Es kostete meiner Mutter eine große Summe, um die Veröffentlichung dieser merkwürdigen Biographie zu verhindern. Daß es einem so gearteten alten Herrn, dessen vorsintflutliche Ansichten fast täglich meinen siegreichen Widerspruch hervorriefen, trotz eifrigsten Bemühens nicht gelingen konnte, irgend eine Autorität über mich zu gewinnen, lag auf der Hand. Bei einem mir wenig erfreulichen Examen, das mein Vater eines Abends unvermutet anstellte, ergaben sich denn auch in meinem Wissen Lücken von erheblichen Dimensionen und es zeigte sich, daß der Schatz meiner Kenntnisse eigentlich nur in einer Fülle historischer Anekdoten und lateinischer Sprichwörter bestand. Hier mußte Wandel geschaffen werden und so wurde denn beschlossen, einen neuen Lehrer für die Hauptunterrichtsfächer zu engagieren, Herrn Haesler aber für den Musikunterricht, den er vorzüglich erteilte, in seiner bisherigen Stellung zu belassen.

Der neue, dritte Lehrer war Gustav Rosenhagen, ein Mann, an den ich mit dankbarer Verehrung zurückdenke. Er war Theologe und gehörte als solcher einer sehr freien Richtung an, die ihm jahrelang die Übernahme eines Pfarramtes erschwerte. Im Laufe der fünfziger Jahre wurde er endlich Prediger an der reformierten Gemeinde in Dresden, wo er eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfaltete und in großer Achtung stand. Er hatte sich inzwischen mit einer Cousine meiner Mutter, Camilla Nielsen, verheiratet. Rosenhagen besaß in seltenem Maße die Gabe, den Unter-

richt anschaulich und anregend zu gestalten. Namentlich sein Geschichtsunterricht gewährte mir wahren Genuß. Das war nicht eine trockene Aufzählung von Namen, Ereignissen und Jahreszahlen, das war eine lebendige Schilderung der Vergangenheit unter fortlaufender Bezugnahme auf die Gegenwart. Wie oft habe ich mich später auf dem Gymnasium, wo Geschichte in der denkbar ledernsten Weise vorgetragen wurde, nach den saftigen Fleischtöpfen des Rosenhagenschen Unterrichts zurückgesehnt!

Mein Interesse an aktuellen politischen Fragen, das schon durch die täglichen Tischgespräche in unserem Hause geweckt war, wurde durch Rosenhagen noch wesentlich gefördert, denn er benutzte jede Gelegenheit, um mich über die Bedeutung der Tagesereignisse aufzuklären. Es lag ihm das um so näher, als er selbst mitten in der praktischen Politik stand. Schon früher als Mitarbeiter politischer Zeitungen tätig, wurde er 1849 auf Empfehlung meines Vaters in die schleswig-holsteinische Landesversammlung gewählt und nahm hier eine sehr geachtete Stellung ein. Er besaß, wie Otto Fock in seinen „Schleswig-holsteinischen Erinnerungen" hervorhebt, ein nicht gewöhnliches Rednertalent und sprach einfach und natürlich, ohne den salbungsvollen Kanzelton, der den geistlichen Rednern der Versammlung sonst mehr oder weniger anhaftete. „Dabei hatte er in seinem ganzen Wesen bei aller Gewissenhaftigkeit in der Geltendmachung der eigenen Überzeugung eine gewinnende Milde in seinen Urteilen über Andersdenkende. Er war daher eine allgemein beliebte Persönlichkeit in der Versammlung, und wenn es galt, wie bei Amnestiefragen und dergleichen, in entgegenkommendem versöhnlichen Ton zu reden, so war Rosenhagen der Mann."

Über zwei andere Hausgenossen, den „Kapitän" Helgesen und den Leutnant v. Quentin behalte ich mir weitere besondere Mitteilungen vor. Hier sei nur noch einer problematischen Existenz erwähnt, die viel von sich reden machte, meteorgleich auftrat und windbeutelartig verschwand.

Im Herbst 1849 nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes tauchten in Hamburg zahlreiche ungarische Offiziere auf, an ihrer Spitze General Klapka, der sich durch die Verteidigung Komorns einen Namen gemacht hatte. Sie fanden, da man damals allgemein mit dem ungarischen Aufstande sympathisierte, eine begeisterte Aufnahme und es bildete sich ein Komitee, um für ihr Fortkommen Sorge zu tragen. Da die meisten mittellos waren, kam es zunächst darauf an, ihnen ein vorläufiges Unterkommen zu schaffen. Mein Vater erbot sich einen von ihnen zu übernehmen und so erschien denn eines schönen Tages auf Johannisberg der Oberleutnant und „Adjutant der Armee", wie er sich bezeichnete, Szelényi, ein noch sehr junger und gut aussehender blonder Magyar von gewandten Manieren, der zuerst durch sein Benehmen alle Herzen im Sturm gewann. Allerdings erregte es etwas Verwunderung, daß er gleich am ersten Tage beim Auspacken seiner Sachen sein eigenes Bild, von der ungarischen Adjutantenschärpe und einem Lorbeerkranz umgeben, an der Hauptwand seines Zimmers befestigte. Man schob dies indessen auf Rechnung einer jugendlichen verzeihlichen Eitelkeit und nahm die Mitteilungen seiner militärischen Bravourleistungen gutgläubig hin. Allmählich jedoch wurde man stutzig. Sein Auftreten wurde immer selbstgefälliger, zumal nachdem er sich als Dichter offenbart hatte und seine Reimereien rücksichtslos zum besten gab. Auch seine Erzählungen nahmen so sehr das Gepräge gröblicher Aufschneide-

reien an, daß namentlich meine Mutter ihre kritischen Zweifel nicht zu unterdrücken vermochte und ihrem Unbehagen unverhohlen Ausdruck gab. Dazu kam, daß er allen weiblichen Hausgenossinnen gegenüber, von der Gouvernante meiner Schwester bis zum letzten Stubenmädchen herab, eine Galanterie entwickelte, die sich nicht immer in taktvollen Grenzen hielt. Genug, er wurde allen sehr bald unleidlich. Die Schwierigkeit war nur, ihn wieder loszuwerden. Er selbst reagierte auf keine Anspielung und mein Vater, der übrigens gerade zu dieser Zeit wenig zu Hause war, trug Bedenken, das Gastrecht einseitig aufzuheben. So zog sich der ganze Winter hin, bis es meinem Vater kurz vor Wiederausbruch des Krieges 1850 gelang, ihm eine Anstellung in der schleswig-holsteinischen Armee zu verschaffen. Er trat als Unteroffizier ein mit der Aussicht, bei erster Gelegenheit zum Offizier zu avancieren. Hierzu kam es jedoch nicht, denn schon in den ersten Wochen seiner Dienstleistung fand durch seinen Leichtsinn (er hatte Parole und Feldgeschrei vergessen) ein nächtlicher blutiger Zusammenstoß zweier demselben Bataillon angehörenden Patrouillen statt, der seine Bestrafung und demnächst Entlassung zur Folge hatte. Was später aus ihm geworden ist, vermag ich nicht zu sagen.

III.

Den Mittelpunkt und das belebende Element unseres Hauses bildete meine Mutter. Sie war eine anziehende Erscheinung, hatte ein feingeschnittenes Gesicht, helle Augen und helles, blondes Haar und eine so kleine und zierliche Gestalt, daß sie meinem Vater, wenn sie neben ihm stand, kaum bis

zur Schulterhöhe reichte. Obwohl sie häufig von Migräne geplagt wurde, war sie immer in gleichmäßig heiterer Laune, für Scherz und Humor empfänglich und stets darauf bedacht, von anderen trübe und verstimmende Eindrücke fernzuhalten. Geistig ungewöhnlich begabt, gingen ihre Interessen weit über die Grenzen ihres Hauswesens hinaus. Sie nahm an den politischen Gesprächen der Männer, die uns besuchten, lebhaften und anregenden Anteil, hatte für Literatur und Kunst, namentlich für Musik ein feines Verständnis und besaß in seltenem Maße die Fähigkeit, sich in die Ideen und Lebensauffassungen anderer hineinzudenken. An sich selbst dachte sie nie. Wenn man ihr einen Vorwurf machen darf, so ist es der, daß ihr zu sehr der Egoismus fehlte, daß sie zu sehr in Selbstlosigkeit und Entsagung aufging, und daß sie namentlich ihren Kindern gegenüber eine zu große Nachgiebigkeit an den Tag legte. Es ist ihr das nicht immer gedankt worden.

Keiner anderen Frau wäre es gelungen, neben meinem Vater glücklich zu werden und ihn selbst glücklich zu machen. Es gehörte dazu in der Tat ein großes Maß von Selbstverleugnung. Mein Vater war rücksichtslos gegen sich selbst, aber auch gegen andere, namentlich die Seinigen. Das lag an seiner idealistischen Weltanschauung. Während bei den meisten Menschen zuerst das liebe Ich kommt, dann die Familie, dann ihre wirtschaftliche Tätigkeit und erst zuletzt das Vaterland und die Menschheit, war bei meinem Vater die Reihenfolge umgekehrt. Er hätte keinen Augenblick gezögert, seine eigene Person und im Notfall auch Frau und Kinder der Sache seines Landes zu opfern. Nicht jede Frau würde für solchen überschäumenden Patriotismus das nötige Verständnis gehabt haben.

Aber nicht nur in den großen Fragen des Lebens, auch im gewöhnlichen täglichen Verkehr nahm mein Vater ebensowenig Rücksicht auf sich wie auf das Behagen seiner Umgebung. Als er die großen Mühlenetablissements in Fünfmühlen am äußersten Ende seiner Besitzung erbaute und den Bau persönlich leitete, pflegte er beim Morgengrauen davonzureiten und erst spät abends nach Hause zurückzukehren. Dann begab er sich nach einem kurzen Imbiß in sein Arbeitszimmer, um hier bis tief in den Morgen hinein, bisweilen ohne auch nur einen Augenblick sein Lager aufzusuchen, seine umfangreiche Korrespondenz zu erledigen, politische Artikel zu schreiben oder irgend eine Frage von aktuellem Interesse zu studieren. Meine Mutter, die mit uns Kindern in einem ziemlich weit entfernt gelegenen Zimmer schlief, stand mehrere Male in der Nacht auf, um sich davon zu überzeugen, ob seine Lampe noch Öl habe, der Ofen noch geheizt sei usw. Sie sprach bei diesen nächtlichen Besuchen nie mit ihm, um ihn in seiner Gedankenarbeit nicht zu stören und er merkte, vertieft in seine Arbeit, wohl kaum etwas von ihrer Anwesenheit. Am Sonnabend pflegte er früher nach Hause zu kommen. Er begab sich dann zeitig zur Ruhe und holte das während der Wochentage Versäumte nach, indem er bis tief in den Sonntagnachmittag hinein schlief. Noch weniger kehrte er sich an die Hausordnung, wenn er mit der Abfassung einer größeren schriftlichen Arbeit, etwa eines parlamentarischen Berichts oder einer politischen Broschüre beschäftigt war. Er ließ dann bei jeder Mahlzeit auf sich warten oder verzichtete ganz auf Essen und Trinken, nur um nicht unterbrochen zu werden. So schwebt mir noch in wehmütiger Erinnerung ein Weihnachtsabend vor, an dem, obwohl wir Kinder vor Ungeduld vergingen, die Bescheerung um mehrere Stunden

verspätet stattfand, weil sich mein Vater nicht von seinem Schreibtisch trennen konnte. Freilich war er, als er endlich erschien, in besonders guter Laune und zu Spiel und Scherz wie nie zuvor aufgelegt. Meine Mutter in ihrer ruhigen Milde verstand es in solchen Situationen jedem Mißklang vorzubeugen.

Überhaupt wäre es verfehlt, wenn diese Schilderung den Eindruck hervorriefe, als ob mein Vater nicht von herzlichster Liebe für die Seinigen erfüllt gewesen wäre. Sie trat nur zeitweise in den Hintergrund, wenn seine Gedanken auf weitere größere Ziele gerichtet waren. In seinen Briefen an meine Mutter finden sich tiefempfundene Liebesergüsse; es ergibt sich aus ihnen, wie sehr er sich durch sie beeinflussen ließ, welchen Wert er auf ihre Ansichten und Ratschläge, selbst in rein politischen Fragen legte. Ebenso zeigen diese Briefe, daß er sich unablässig mit dem Wohlergehen seiner Kinder, ihrer Erziehung und Förderung in geistiger und leiblicher Hinsicht beschäftigte. Namentlich meine Entwicklung lag ihm am Herzen und nichts wurde außer acht gelassen, was der Kräftigung meiner Gesundheit dienlich sein konnte. So hatte mein Vater einst eine Abhandlung über die Bedeutung des Turnens für kränkliche Knaben gelesen; sofort gab er Order, auf Johannisberg eine Turnanstalt einzurichten und nichts dabei zu sparen. Es wurden nun Geräte beschafft, wie sie für die höheren Klassen eines Gymnasiums ausreichend gewesen wären: Ein Klettergerüst mit allen nur denkbaren Stangen, Strickleitern, Tauen, vier Barren in verschiedener Größe, drei Recks, ein Schwebebaum usw. Selbst ein Ger zum Werfen und ein aus Holz geschnittener Mohrenkopf als Ziel waren vorhanden. Ebenso erhielt ich, weil mir das Reiten förderlich sein sollte, an dem einen Weihnachtsabend

einen Esel, am nächsten einen Pony. Die vielen körperlichen Übungen erfüllten denn auch ihren Zweck; ich war ein leidlich stämmiger Bursch geworden, als ich die Universität bezog.

In buntem Wechsel sind die Eindrücke meiner frühesten Jugend an mir vorübergegangen. Nur einer ist immer derselbe geblieben und dieser haftet an meiner Mutter. Wenn über dem Leben auf Johannisberg ein Schimmer sonniger Behaglichkeit ausgebreitet war, von dem jeder, der dort verkehrte, angezogen und festgehalten wurde, so lag das, ich kann es nur wiederholen, in erster Linie an ihr. Gerade in ihrer persönlichen Anspruchslosigkeit, in ihrem klugen, liebevollen Eingehen auf die Wünsche und Ansichten ihrer Mitmenschen besaß sie eine eigenartige Anziehungskraft. Jeder fühlte sich zu ihr hingezogen und war geneigt, sie zur Vertrauten seiner Pläne und Sorgen zu machen. In erhöhtem Maße traf dies natürlich bei mir zu. Zu meinem Vater bin ich nie in ein näheres Verhältnis getreten; dazu starb er zu früh. Ich hatte einen zu großen Respekt vor ihm und litt unter der Empfindung, daß er mich für einen Dummkopf halten müsse. In seiner Gegenwart war ich scheu und zurückhaltend. Um so inniger und vertrauensvoller schloß ich mich meiner Mutter an. Während der Ferien meiner Gymnasial- und Universitätszeit standen mir häufig die Mittel zur Verfügung, eine größere Reise zu machen. Ich gebrauchte sie nie, sondern kehrte stets nach Johannisberg zurück, weil ich mich nirgends so wohl fühlte wie hier. Wie manche Nacht (denn es herrschte auf Johannisberg allgemein die Sitte, sehr spät zur Ruhe zu gehen) habe ich mit meiner Mutter zusammengesessen und welche Probleme der Religion, der Philosophie, der praktischen Lebenserfahrung haben wir dann

miteinander durchgesprochen! Ich beichtete ihr alles, selbst meine dümmsten Streiche und fühlte mich glücklich, wenn ich von ihr absolviert wurde.

IV.

Ein großes Ereignis meiner Kinderzeit war die Reise, die wir alljährlich nach Pinneberg, dem Wohnort meiner Großeltern mütterlicherseits machten. Damals existierten in Schleswig-Holstein noch keine Eisenbahnen, man reiste im eigenen Wagen. Mein Vater war im Besitz einer großen grünlackierten Fensterchaise mit steilen unbequemen Seitenwänden und hartgepolsterten Sitzen; hinten befand sich ein riesiges Brett zum Festschnallen von Koffern. Nahte der Tag der Reise, so wurde dieses Ungetüm aus der Wagenremise hervorgeholt, um gründlich gereinigt zu werden. Das war ein Fest für uns Kinder. Wir kletterten ein und aus, saßen bald auf dem Kutscherbock, bald im Fond des Wagens und kosteten in der Phantasie die Wonne des Reisens. Die wirkliche Fahrt war später nichts weniger als wonnevoll. Hatte man einige Stunden, ohne sich rühren zu können, in dem Marterkasten gesessen, so schmerzten einem sämtliche Glieder. Vier derbe Pferde zogen mühsam den Wagen durch den Sand (Chausseen gab es auch noch nicht auf unserer Route), häufig mußte Vorspann genommen werden, so daß wir mit sechsen fuhren. Die Räder knirschten und quiekten, ein feiner Staub drang durch alle Ritzen, die Sonne brannte auf das Verdeck und dabei ging es auf der sandigen Landstraße immer nur im Schritt vorwärts, drei Stunden die Meile. Gegen Mittag wurde Rast gemacht — im „Himmel“

oder in der „Hölle" — so hießen zwei Wirtshäuser, die vereinsamt an der großen Heerstraße vis-à-vis lagen, das eine hellblau, das andere dunkelrot angestrichen. In der Hölle war es nach allgemeiner Ansicht komfortabler als im Himmel, weswegen wir denn auch der Regel nach dort einkehrten. Am Abend gelangte man nach Itzehoe, wo Nachtquartier genommen wurde und am nächsten Morgen fand die Fortsetzung der Reise statt unter ähnlichen erschwerenden Umständen. So reiste man in den vierziger Jahren!

Pinneberg war zu damaliger Zeit nur ein kleiner Marktflecken, aber ein Ort, der in sich eine große Summe von Intelligenz vereinigte. Eine Reihe von vornehmen und gebildeten Familien war dort ansässig. Der Landdrost der Herrschaft Pinneberg war „Exzellenz" Geheimer Konferenzrat und Kammerherr von Döring, Amtsverwalter war der Baron von Dirkink-Holmfeldt, der sich später der diplomatischen Karriere zuwandte und in den fünfziger Jahren als dänischer Gesandter in Paris fungierte, Oberförster ein Herr v. Bülow, Aktuar der Justizrat Dumreicher, Hausvogt mein Großonkel Heinrich von Nielsen, früher Rittmeister bei den dänischen Kürassieren. Zwischen diesen Familien und meinen Großeltern herrschte ein lebhafter geselliger Verkehr, der sich aber durchweg in den einfachsten Formen abspielte.

Mein Großvater war ein kleiner unansehnlicher Mann, der trotz seiner Neigung zur Korpulenz in seinen Bewegungen eine gewisse Zierlichkeit besaß, immer sorgfältig gekleidet ging und auf seine kleinen Füße etwas eitel war. Er galt für einen tüchtigen Juristen, erfreute sich einer ausgedehnten Praxis als Rechtsanwalt, führte einen guten Weinkeller

und spielte vorzüglich L'hombre. Weitere Interessen hatte er nicht.

Ganz anderer Art war meine Großmutter. In ihrer Jugend eine Schönheit ersten Ranges, groß und voll, blauäugig und blond, war sie noch als Greisin mit ihrer frischen Gesichtsfarbe, ihren leuchtenden Augen und den dichten, schneeweißen Haaren eine stattliche, herzgewinnende Erscheinung. Sie gehörte zu den gottbegnadeten Naturen, an denen die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens spurlos abgleiten und die daher schweren Schicksalsschlägen eine ungeschwächte Widerstandskraft entgegenzusetzen vermögen. Körperlich und geistig gesund und daher auch ohne Spur von Sentimentalität, bewahrte sie in heiteren und trüben Tagen denselben Gleichmut und dieselbe Elastizität. Ihrem naturwüchsigen Humor ließ sie gern die Zügel schießen und scheute dabei auch derbe Ausdrücke nicht. Für alle geistigen Interessen hatte sie ein feines Verständnis, namentlich für Politik. Sie verfolgte mit Feuereifer die wechselnden Phasen des nationalen Kampfes gegen Dänemark und war voller Bewunderung für die Tätigkeit meines Vaters, der mit niemand lieber, als mit ihr seine Pläne und Hoffnungen besprach. Auch auf meine jugendlichen Ideen wußte sie liebevoll einzugehen. Als wir uns im Jahre 1848 in Pinneberg aufhielten und ich, damals ein elfjähriger Knabe, für den ungarischen Aufstand begeistert war, vertiefte sie sich mit mir in die Kriegsberichte. Wir saßen stundenlag über den Karten, diskutierten über die strategischen Märsche Görgeys und Bems, waren beide mit Leib und Seele auf ungarischer Seite und sparten kräftige Ausdrücke nicht, um unsern Haß gegen Haynau, die „Hyäne von Brescia" und gegen die russischen Kriegsvölker unter Poskiewitsch Luft zu

machen. Und elf Jahre später, als ich mich in Pinneberg zum Staatsexamen vorbereitete, war es für mich der größte Genuß, täglich mehrere Stunden bei ihr zuzubringen, mit ihr über alles zu plaudern, was mich interessierte, auf ihr gesundes, immer den Nagel auf den Kopf treffendes Urteil zu hören und über ihre humoristischen Bemerkungen zu lachen. Wir saßen häufig bis Mitternacht und darüber hinaus beisammen.

Eine Eigentümlichkeit meiner Großmutter war, daß sie sich in ihrem Urteil durch die sogenannte öffentliche Meinung in keiner Weise beeinflussen ließ. Als im Jahre 1864 alles in Holstein von der augustenburgischen Bewegung fortgerissen war und in Friedrich VIII. den einzigen Retter des Landes sah, verhielt sie sich ungemein kühl und kritisch, obwohl sie doch eigentlich infolge ihrer intimen Beziehungen zum augustenburgischen Hause besondere Sympathien für den Herzog hätte hegen müssen. Bei einem gelegentlichen Besuch, den ich ihr im Frühjahr 1864 machte, nannte sie den Herzog immer nur den sanften Friedrich, sie konnte nicht begreifen, wie einer ein Land erobern wolle, „ohne vom Sofa aufzustehen“. Bismarck dagegen erschien ihr als ein „Kerl, wie ein Donnerwetter, der zwanzig Prätendenten in den Sack stecken könne.“ Dieses Urteil war damals in der Tat überraschend.

Ihr achtzigster Geburtstag gestaltete sich zu einem Freudenfest für die ganze Familie Aus nah und fern strömten die Kinder und Kindeskinder herbei. Auch einige Urenkel wurden zur Stelle geschafft. In dem großen Saal der Harmonie in Pinneberg fand abends ein Festmahl statt, bei dem die ausgelassenste Fröhlichkeit herrschte. Als die Uhr auf zwei wies, meinte eine meiner Tanten, nun sei es wohl

endlich Zeit, aufzubrechen. Aber meine Großmutter protestierte. „Jetzt fängt es ja erst an gemütlich zu werden", rief sie. Wir Jüngeren traten natürlich auf ihre Seite und es dämmerte nachher der Morgen, wie wir sie im langen Zuge nach Hause geleiteten.

Und als es endlich zum Sterben kam — sie war 86 Jahre alt geworden und spürte, ohne eigentlich krank zu sein, ein langsames Abnehmen der Kräfte —, da lud sie ihre damals noch lebenden vier Töchter nach Pinneberg zu sich, um mit ihnen die letzten Tage vereinigt zu sein. Sie lag im Bette, die Töchter saßen um sie herum, mit Handarbeit beschäftigt und harmlos plaudernd. Auch aus dem Sterbegemach wich nicht die heitere Stimmung. Meine Mutter erzählte mir später, sie hätten häufig herzlich lachen müssen über die drastischen Vergleiche, die meine Großmutter noch während der letzten Tage zum besten gegeben. Wenn einmal die Wehmut zum Durchbruch kam und die eine oder die andere der Töchter ihre Tränen nicht unterdrücken konnte, pflegte meine Großmutter zu sagen: „Kinder, laßt bitte das Heulen, ich habe fröhlich gelebt und sterbe fröhlich, was ist da jammervolles dabei?" Einer ihrer Enkel, der Dr. med. Willers Jessen, behandelte sie als Arzt. Als er eines Tages ihre Brust untersuchte, sagte sie lachend auf plattdeutsch: „Junge, nu föhlt sick dat an, as en Knüppeldamm, aber vör söbentig Johren, da harst Du Dien Freud daran hatt."

Ihr Tod erregte in Pinneberg allgemeine und herzliche Teilnahme. Sie hatte fast siebenzig Jahre dort gelebt und mehrere Generationen heranwachsen sehen. Jeder kannte sie und jedem war sie sympathisch. Ein großes Gefolge gab ihr in aufrichtiger Trauer das letzte Geleit.

In ihrem Nachlaß fanden sich, sorgfältig aufbewahrt, mehrere hundert Briefe der Königin Karoline Amalie. Meine Mutter sandte sie der Königin zurück und erhielt von dieser einen Dankesbrief, der Zeugnis ablegte von der Innigkeit einer Jugendfreundschaft, die alle Wechselfälle eines langen Lebens überdauert und sich bis ins Greisenalter in unverminderter Frische erhalten hatte.

Kapitel IV.

Ein Landsknecht im 19. Jahrhundert.

I.

Mein Vater las eines Abends — es war im Jahre 1844 oder 1845 — in einer der vielen Zeitungen, die er hielt, eine sonderbare Annonce. Ein alter Soldat, mehrerer Sprachen mächtig und gleichmäßig erfahren in der Jagd, im Zureiten von Pferden, im Dressieren von Hunden und im L'hombre-Spiel, suchte ein Unterkommen auf dem Lande. Gehalt beanspruchte er nicht; er erklärte sich aber auch außerstande, Kostgeld zu zahlen.

Diese Annonce erregte die Neugier meines Vaters, der eine große Vorliebe für Originale besaß. Er beschloß mit dem seltsamen Kauz in Verbindung zu treten.

Etwa acht Tage später schritt ein kräftiger, breitschulteriger Mann über unseren Hof. Sein wettergebräuntes Gesicht mit großen, durchfurchten und verwitterten Zügen war von struppigem, ergrauten Haar und einem, damals noch seltenen Vollbart umrahmt; unter buschigen Brauen leuchteten ein paar Falkenaugen hervor. Auf dem Rücken trug er einen kleinen Feldtornister, an der Seite eine Jagdtasche und in der Hand ein Doppelgewehr. Obwohl sein Anzug ungewöhnlich schäbig war, hatte seine ganze aufrechte Erscheinung doch

etwas Imponierendes. Er frug in eigentümlich singendem Ton nach meinem Vater und ich geleitete ihn in dessen Arbeitszimmer, wo er geraume Zeit blieb. Als er wieder heraustrat und wuchtigen Ganges über den Flur und zur Haustür hinausschritt, blickte ich ihm mit gespanntem Interesse nach. So hatte ich mir Coopers Lederstrumpf gedacht.

Mein Vater erzählte bei Tisch, der Fremde sei ein geborener Norweger, habe als Offizier in dänischen, preußischen und französischen Diensten gestanden und offenbar ein sehr abenteuerliches Leben geführt. Er habe ihm einiges Geld zu seiner Equipierung gegeben und ihm das kleine Haus zur Wohnung angewiesen, welches im Koog neben „Johann Piakels Hotel“ stand.

Kapitän Helgesen, so hieß der Fremde, ließ sich in den nächsten Wochen nicht wieder sehen. Eine Einladung zu Tisch lehnte er ab. Er schien die Bewohner Johannisbergs absichtlich zu meiden. Dagegen verbreiteten sich bald sonderbare Gerüchte über sein Tun und Treiben. Unter den Dorfbewohnern wurde flüsternd erzählt, es sei ein Hexenmeister angelangt. Helgesen hatte dem einen das Fieber vertrieben, bei dem andern das Blut gestillt, und zwar lediglich durch leises Murmeln einiger Worte und durch den festen Blick seines Auges, dem niemand standzuhalten vermochte. Mit denselben einfachen Mitteln hatte er einem bösartigen Pferde das Schlagen und Beißen im Augenblick abgewöhnt. Selbst die bissigsten Hunde waren ihm schweifwedelnd entgegengekommen und — was seine nähere Verwandtschaft mit dem Höllenfürsten über allen Zweifel erhob — er hatte eine Fischotter gefangen und diese wie einen Jagdhund derartig abgerichtet, daß sie ihm die Fische aus dem Wasser apportierte.

Die Tatsache, daß häufig bis spät in die Nacht hinein Licht in seiner Wohnung brannte, und daß man durch eine Ritze im Fensterladen beobachtet hatte, wie Helgesen aus verschiedenen seltsam geformten Flaschen heiße und unheimliche Getränke zusammengegossen, diese Tatsache war ebensowenig geeignet, ihm ein christlicheres Renommee zu verschaffen wie die Erklärung, welche er auf schüchternes Befragen über den angeblichen Zaubertrank gegeben. Er hatte nämlich behauptet, mit diesem im Leibe könne man sich unsichtbar machen und folglich unbemerkt auch die geheimsten Handlungen seiner Mitmenschen beobachten. Kein Wunder, daß ihm Jung und Alt scheu aus dem Wege ging. Meine knabenhafte Phantasie wurde durch diese und ähnliche Erzählungen, die unter unsern Knechten und Mägden eifrig kolportiert wurden und alle graulich machten, natürlich mächtig angeregt.

So mochten mehrere Wochen vergangen sein, als an einem schönen Herbstabend meine Eltern und ich einen Spaziergang machten. Wir erblickten bald den vielbesprochenen Kapitän, der von seinen Hunden und seiner Fischotter begleitet uns langsam entgegenkam. Als er uns erreicht hatte, blieb er stehen, nahm in höflichster Weise seine Jagdmütze ab und entschuldigte sich mit der Sicherheit eines Weltmanns bei meiner Mutter, daß er ihr noch nicht seine Aufwartung gemacht habe. Er fügte hinzu, er sei bis vor wenigen Tagen noch nicht im Besitz eines salonfähigen Kostüms gewesen.

Wir kehrten nun mit ihm um und er vertiefte sich bald mit meinem Vater in ein lebhaftes, politisches Gespräch, namentlich über französische Verhältnisse. Er entwickelte dabei eine so genaue Kenntnis der Zustände Frankreichs und ein so treffendes Urteil über Personen und Sachen, daß mein Vater ihm immer aufmerksamer zuhörte und, nachdem

Helgesen sich beim Hoftor verabschiedet hatte, voller Verwunderung ausrief: „Der Mann muß tief in die Karten aller Parteien gesehen haben."

Von nun an besuchte uns Helgesen fast täglich. Er begann allmählich den Schleier zu lüften, der über seiner abenteuerlichen Vergangenheit lag, und wenn in seinen Erzählungen auch manche dunkle Stellen zurückblieben, die er sorgfältig schonte, so erfuhren wir doch immerhin genug, um ein anschauliches Bild von einer der seltsamsten Existenzen zu erhalten, die je die Sonne beschienen hat.

Helgesen*) war, wie erwähnt, ein geborener Norweger. Er hatte an dem norwegischen Aufstande 1814 lebhaften Anteil genommen, war zeitweise Adjutant des damaligen Kronprinzen Christian (späteren Königs von Dänemark) gewesen und hatte diesen nebst zwei anderen norwegischen Offizieren, Rye und Schleppegrell nach Dänemark begleitet, als der Aufstand hoffnungslos geworden war (Rye fiel als dänischer General 1849 in der Schlacht bei Friedericia, Schleppegrell ebenfalls als General 1850 in der Schlacht bei Idstedt).

Der Garnisondienst in dem friedlichen Kopenhagen war nicht nach dem Geschmack des unruhigen und ehrgeizigen Offiziers. 1815 trat er in preußische Dienste, focht bei Ligny und Waterloo und rückte mit seinem preußischen Regiment in Paris ein. Als Dänemark zu den Besatzungstruppen der Alliierten in Frankreich ein Hilfskorps stellen mußte, vertauschte er wieder den preußischen mit dem dänischen Dienst, und als 1818 dieses Hilfskorps in die Heimat zurückgerufen wurde, den dänischen Dienst mit dem französischen. 1830 machte er

*) Geboren 4. Oktober 1793, gestorben 28. Februar 1858.

die Expedition nach Algier unter dem General Bourmont mit und erwarb bei der Erstürmung der Residenzstadt des Deys das Kreuz der Ehrenlegion. In Algier trat er in nähere freundschaftliche Beziehungen zu den damaligen Kapitänen Cavaignac und Lamoricière, mit denen er noch zu der Zeit, wo er bei uns sich aufhielt, im Briefwechsel stand.

Bald nach der Julirevolution muß Helgesen seinen Abschied erhalten oder genommen haben. Er kehrte nach Paris zurück und ließ sich hier tief in die Umtriebe ein, welche von der republikanischen Partei zum Sturze Louis Philipps angezettelt wurden. Er war bei allen Verschwörungen und Straßenputschen beteiligt, die mit ebenso großer Konsequenz, wie geringem Erfolge von den Republikanern in Szene gesetzt wurden. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß er zu den Mitwissern und Komplicen des Fieschischen Attentats gehörte. In seinen Erzählungen verriet er jedenfalls einmal, daß er mit Fieschi bekannt gewesen. Von der Polizei und den Gerichten eifrigst verfolgt, flüchtete er zu wiederholten Malen nach Holland, England und Deutschland, um dann nach einiger Zeit wieder verstohlen nach Paris zurückzukehren. Neben seinen politischen Intriguen betrieb er eifrigst den Pferdehandel und war wiederholt in Holstein und Schleswig, um hier Pferde aufzukaufen. Dabei lebte er gewissermaßen von der Hand in den Mund, denn das Geld, welches er verdiente, wollte niemals in seiner Tasche bleiben; es verschwand immer sofort wieder am Spieltisch oder in der Schenke.

Ein eigentümliches Gemisch von kaltblütiger und rauher Energie, Schlauheit und landsknechtartigem Leichtsinn lag in dem Charakter Helgesens. Wenn er im Zorn seine Augen blitzen ließ, hatte er einen gar grimmigen, geradezu bärbeißigen

Ausdruck, der alles davonscheuchte. Wenn er dagegen Anekdoten und Schnurren aus seinem Leben mit dem den Norwegern eigenen melodischen Tonfall erzählte oder mit uns Kindern oder seinen Hunden in lustigster Weise herumtollte, lachte der Schalk aus seinen Augen. Sein Blick hatte eine dämonische Kraft und es war nicht übertrieben, wenn er behauptete, daß er durch ihn Menschen und Tiere zu bannen vermöge. Es steckte überhaupt etwas vom Hamelner Rattenfänger in ihm. Er konnte es sich in seinem Übermut nicht versagen, den abergläubischen Dorfbewohnern allerlei Hokus-Pokus vorzumachen und sich dadurch in dem Renommee eines unheimlichen Gesellen zu erhalten.

Im Kartenspiel wie im Pferdehandel war er gleich gerissen, und jede, auch die kleinste Intrigue machte ihm Spaß. Seine Hauptpassion war und blieb aber die Jagd.

Als ich ihn eines Tages in seiner Wohnung besuchte, fand ich ihn mit der Dressur einer neu eingefangenen Fischotter beschäftigt. Wer diese scheuen und bösartigen Tiere kennt, wird ermessen können, wie unendlich schwierig es ist, eine Otter zum Apportieren abzurichten. Bei meinem Eintritt wollte Helgesen die Otter wegen Ungehorsams züchtigen. Das Tier schnappte nach seiner Hand und biß sich so fest, daß Helgesen trotz aller Anstrengung die Zähne nicht auseinander bringen konnte. Ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, legte er seine von Blut überströmte Hand und die daran hängende Fischotter auf den Tisch und bat mich dann im ruhigsten Ton, etwa als ob er mich auffordern wollte, Platz zu nehmen, ich möge ihm die lederne Karbatsche, die an der Wand hing, reichen. Er wendete sich dann an die Otter und sagte freundlich: „Liebes Kind, ich werde es länger aushalten als du". Und nun begann er, mit der Karbatsche

die Otter in einer Weise zu bearbeiten, daß dieser allmählich Hören und Sehen verging und sie Helgesens Hand losließ. Dann schob er sie vom Tisch herunter und ließ sie, als ob gar nichts vorgefallen, die Exerzitien wiederholen, die sie vorher verweigert hatte. Erst nachdem er sie in den Stall gesperrt, dachte er daran, seine ganz zerfleischte Hand mit einem Notverband zu versehen.

Je länger Helgesen in unserem Hause verkehrte, desto lebhafter wurde der Wunsch meines Vaters, ihm zur Erlangung einer gesicherten Existenz behilflich zu sein. Die beiden berieten häufig über diese Frage. Als mein Vater aus einer Zeitung ersah, daß die sehr gut dotierte Postmeisterstelle in Christiansfelde vakant geworden sei, schlug er Helgesen vor, sich um diese zu bewerben und riet ihm, sich direkt unter Berufung auf die alten norwegischen Beziehungen an König Christian VIII. zu wenden. Helgesen befolgte diesen Rat und legte nach einigen Tagen meinem Vater ein Schreiben vor, dessen Inhalt ich glaube wörtlich wiedergeben zu können. Es lautete:

„Mein König! Du wirst Dich Deines Adjutanten von 1814 erinnern. Auch hast Du hoffentlich nicht vergessen, daß Du mir einst versprachst, mir zu helfen, wenn ich Deine Hilfe anriefe. Ich rufe Dich jetzt und bitte: Verleihe mir die Postmeisterstelle in Christiansfelde.

Dein getreuer

Helgesen.“

Vergeblich machte mein Vater darauf aufmerksam, daß dieses Schreiben doch nicht in dem üblichen Kurialstil abgefaßt sei und daß es, wenn es so bliebe, schwerlich Erfolg haben würde. Helgesen beharrte eigensinnig darauf es abzusenden und verschwor sich, auf jede Zivilanstellung zu ver-

zichten, wenn er genötigt werden sollte, die schnörkelhaften Phrasen eines landesüblichen Bittgesuchs zu drechseln.

Wie mein Vater vorausgesehen, blieb das originelle Schreiben ohne jegliche Antwort. Helgesen war darüber sehr verstimmt. Er brummte manche halbunverständlichen, aber jedenfalls für den König nicht sehr schmeichelhaften Flüche in den Bart. Seine Abneigung gegen Dänemark und die Dänen, aus welcher er nie ein Hehl gemacht hatte, wurde durch dieses Intermezzo noch gesteigert. Hatte er schon früher für die politischen Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner lebhafte Sympathien gezeigt, und namentlich der unermüdlichen und energischen Tätigkeit meines Vaters bewundernde Anerkennung gezollt, so regte sich jetzt in ihm noch ein persönlicher Groll gegen den Dänenkönig, dem er Falschheit und Treulosigkeit vorwarf.

In der jetzigen Situation konnte er natürlich auf die Dauer nicht bleiben. Die Beschäftigung, welche ihm die Jagd auf den Besitzungen meines Vaters gewährte, reichte für seinen Tätigkeitsdrang nicht aus. Mein Vater lieh ihm eine nicht unerhebliche Summe und setzte ihn dadurch in den Stand, ein kleines Haus in Klein-See bei Bergenhusen zu mieten und die Pachtung weiter Jagdreviere in der Landschaft Stapelholm und der übrigen Umgebung Friedrichstadts zu übernehmen. Helgesen durchstreifte nun als Jäger das südwestliche Schleswig und wurde bald in der ganzen Gegend eine vielbesprochene und von jedem gekannte Persönlichkeit. Ein junges, edles Reitpferd, einen Fuchs, überließ ihm mein Vater zur Benutzung.

Auf besagtem Fuchs kam in der letzten Woche des Februar 1848 Helgesen auf unseren Hof gesprengt. Das Pferd dampfte. Helgesen war in Rendsburg gewesen und hatte hier die ersten Nachrichten von der Pariser Februar-

revolution erfahren. Mit leuchtenden Augen trat er vor meinen Vater und forderte ihn auf, ihm eine größere Summe zu borgen, damit er sofort nach Paris abreisen könne. Er wollte sich bei seinem alten Freund, dem General Cavaignac, melden. Er wollte eine Kommandostelle in der französischen Nationalgarde beanspruchen und sah sich schon im Geiste als einer der Heerführer der Republik.

Mein Vater schlug ihm seine Bitte rundweg ab. Er erklärte ihm, so ins Ungewisse hinein ließe er ihn nicht fahren und überdies sprächen alle Anzeichen dafür, daß er (Helgesen) bald Gelegenheit haben werde, seine militärischen Erfahrungen und Kenntnisse im Dienste der Herzogtümer gegen Dänemark zu verwerten.

Die Voraussicht meines Vaters erwies sich sehr bald als zutreffend. Drei Wochen später starb Christian VIII., Frederik VII. bestieg den Thron, die revolutionäre Bewegung in Kopenhagen zwang ihn in die Inkorporierung Schleswigs zu willigen und am 24. März konstituierte sich in Kiel die provisorische Regierung. Am 25. überrumpelte der Prinz von Noer an der Spitze des Kieler Jägerbataillons und der Kieler Studenten die Festung Rendsburg. Ein Jubelsturm ging durch das Land. Von allen Seiten strömte die Jugend zu den Waffen. Freiwillige aus allen Teilen Deutschlands trafen ein und während der Prinz von Noer die im Lande gebliebenen Truppen reorganisierte, bildeten sich verschiedene Freikorps, die unter Sang und Klang den Dänen entgegen nach Norden rückten.

Natürlich litt es Helgesen nicht länger in seinem Jagdhäuschen. Schon in den ersten Tagen nach der Einnahme Rendsburgs bat er meinen Vater um ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen von Noer. Er brannte darauf,

wieder in militärische Aktion zu treten und nahm zuversichtlich an, daß seine Bewerbung um ein Kommando bei dem großen Mangel an brauchbaren Offizieren sehr willkommen sein werde.

Ein unglücklicher Zufall jedoch vereitelte seine Wünsche. Mein Vater war von der Notwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung überzeugt, er wollte eine Levée en masse organisieren und bat den Prinzen von Noer, ihm zu diesem Zweck einige tausend Gewehre zu überlassen. Der Prinz, von launenhaftem und jähzornigem Charakter, als Grobian ersten Ranges bekannt, warmit den Plänen meines Vaters nicht einverstanden und als dieser, der auch eine heftige und leicht erregbare Gemütsart besaß, dem Prinzen gegenüber seine Ansichten verteidigte, kam es zwischen ihnen zu einem stürmischen Auftritt. Sie schieden in feindseliger Erbitterung.

Etwa eine Viertelstunde später ließ sich Helgesen beim Prinzen melden. Er überreichte ihm das Empfehlungsschreiben meines Vaters und war nicht wenig erstaunt, als der Prinz mit wütender Gebärde das Papier zerriß, auf den Boden warf und Helgesen andonnerte: „Wagen Sie mir mit Empfehlungen von dem alten Stänker zu kommen? Ich kann Sie nicht gebrauchen, scheren Sie Sich zum Teufel!"

Helgesen sah den Prinzen durchbohrend an: „Zu Befehl, Durchlaucht!" Er schlug die Hacken zusammen, machte Kehrt, sattelte seinen Fuchs und — ritt direkt ins dänische Lager.

Meinem Vater schrieb er nach einigen Wochen, es sei ihm unmöglich gewesen, dem ausbrechenden Kampfe untätig zuzusehen. Da man ihn auf schleswig-holsteinischer Seite in gröblichster Manier zurückgewiesen, habe er seinen Degen dem Dänenkönig zur Verfügung gestellt. Den Fuchs wolle er als Andenken an meinen Vater behalten.

II.

Es vergingen Jahr und Tag, ehe wir wieder etwas von Helgesen hörten. In der blutigen Ausfallschlacht bei Fridericia im Juli 1849 waren mehrere Meggerkooger in dänische Gefangenschaft geraten. Sie kehrten nach stattgehabter Auswechslung in ihre Heimat zurück und erzählten unter andern Merkwürdigkeiten, daß sie am Tage nach der Schlacht bei einem höhern Offizier, der hoch zu Roß am Wege gehalten, vorbei defiliert und nicht wenig erstaunt gewesen seien, als der Offizier plötzlich ihre Namen gerufen, sie herangewinkt und ihnen Geld gegeben habe. Das sei Helgesen gewesen, der jetzt als Oberstleutnant in dänischen Diensten stehe. Er habe sich dann eingehend nach unserer Familie erkundigt und ihnen herzliche Grüße für uns alle aufgetragen.

Ein weiteres Jahr später sollten wir häufig Gelegenheit haben, uns Helgesens zu erinnern. Nach dem kopflosen Rückzug, welcher der Schlacht bei Idstedt folgte, und welcher das ganze Land bis zur Eider dem Feinde preisgab, beeilten sich die Dänen, die beiden wichtigsten strategischen Punkte im südlichen Schleswig neben der Dannevirke, auf dem linken Flügel Missunde, auf dem rechten Friedrichstadt zu besetzen und in kleine Festungen umzuwandeln. Helgesen, inzwischen zum Obersten avanciert, erschien an der Spitze von zwei jütischen Bataillonen und mehreren Batterien in Friedrichstadt. Er nahm sofort seine alten Beziehungen zur Landbevölkerung auf und richtete mit deren Hilfe einen so ausgedehnten Spionierdienst ein, daß er von jedem Vorhaben der Schleswig-Holsteiner im voraus aufs genauste unter-

richtet war. Bei seiner genauen Terrainkenntnis wurde es ihm ein Leichtes, in unglaublich kurzer Zeit Friedrichstadt mit einem System leicht aufgeworfener Schanzen zu umgeben, Dämme zu durchstechen, Gräben zu ziehen usw. und dadurch die Stadt zu einem fast uneinnehmbaren Platz zu machen.

Zu spät sah General von Willisen ein, wie töricht er gehandelt, als er Friedrichstadt ohne Schwertstreich einem so energischen Feinde überlassen. Er beschloß das Verlorene um jeden Preis wiederzugewinnen. Unter dem Kommando des Obersten von der Tann wurde ein Angriffskorps aus sechs bis acht Bataillonen Infanterie und Jäger und der entsprechenden Artillerie gegen Friedrichstadt vorgeschickt. Nach kurzer Beschießung, welche die Hälfte der Stadt in Asche legte, befahl von der Tann in der Nacht vom 19. auf 20. September 1850 den Sturm.

Ich will nicht versuchen, jene grauenvolle Nacht zu schildern. Mit Todesverachtung drangen die Schleswig-Holsteiner vor. Um die von Helgesen geschickt gezogenen Gräben zu passieren, mußten die Soldaten durch Wasser waten, das ihnen stellenweise bis an den Hals ging. Mit dem Bajonett warfen sie aus den ersten Schanzen die Dänen hinaus, sie stießen aber sogleich auf eine zweite Linie von Gräben und Schanzen und während sie in der stockfinstern Nacht auf Händen und Füßen vorwärts krochen, explodierten über ihren Köpfen jene tückischen Geschosse, welche damals zum erstenmal zur Anwendung kamen: Shrapnels. Die Jüten standen wie die Mauern, sie wehrten sich bis zum letzten Augenblick mit Kolben und Bajonett und nachdem das blutige Handgemenge stundenlang gedauert hatte, gewahrten die Schleswig-Holsteiner mit Entsetzen, daß sie kaum einige hundert Schritt vorwärts gedrungen waren.

Nur dem ersten Jägerkorps gelang es, auf der Chaussee über die vielfachen Verhaue hinweg in die Stadt zu dringen, freilich nur für einige Augenblicke.

Während des Sturmes befand sich Helgesen in einem Blockhause, das in der Vorkmühlenschanze errichtet war. Die kurze Pfeife im Munde saß er an einem Tisch, auf dem sich eine Schnapsflasche und einige Gläser befanden und erteilte mit größter Kaltblütigkeit seine Befehle. Als die ersten Jäger in die Stadt eindrangen, stürzte einer seiner Adjutanten atemlos zu ihm herein: „Herr Oberst, wir sind verloren, die Stadt ist genommen" Helgesen schenkte ein Glas ein: „Darf ich Ihnen einen Bittern anbieten, Herr Kapitän?" Dann stand er auf, stopfte sich eine frische Pfeife, zog den Säbel und stellte sich an die Spitze zweier inzwischen rasch zusammengezogener Kompagnien, mit welchen er nach wütendem Handgemenge die Schleswig-Holsteiner wieder zur Stadt hinauswarf.

Die Sonne des nächsten Morgens beleuchtete ein mit Leichen und Sterbenden übersätes Schlachtfeld. Auf allen Schanzen wehte der Danebrog. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich auf Süderstapel, Wohlde, Erfde zurückgezogen.

Helgesen war nach der Friedrichstadter Affäre der populärste Mann im skandinavischen Norden. Die dänischen, schwedischen und norwegischen illustrierten Zeitungen brachten sein Bild. Sein Name wurde in einem Liede verewigt, welches noch heute die dänischen Soldaten singen. Er erhielt dänische, schwedische, russische Orden und Kriegsdekorationen.

Mit dem abgeschlagenen Sturm auf Friedrichstadt war der traurige Feldzug von 1850 beendet. Vier Monate später besetzten die Preußen und Österreicher Holstein und entwaffneten die schleswig-holsteinische Armee. Die Pazifizierung be-

gann. Helgesen wurde zum Kommandanten der Stadt Schleswig und zum Oberbefehlshaber aller im südlichen Herzogtum stationierten Truppen ernannt.

Die dänische Verwaltung begann ihre Tätigkeit damit, daß sie nicht nur alle Steuern einforderte, welche in den Jahren 1848—51 hätten gezahlt werden müssen, wenn Friede im Lande geblieben wäre, sondern daß sie als eine außerordentliche Kontribution auch noch die Summe derjenigen Steuern beitrieb, die während der Kriegsjahre an die schleswig-holsteinischen Kassen faktisch gezahlt worden waren.

Für Johannisberg sollten hiernach, wie bereits Seite 132 erwähnt, 10800 Mark entrichtet werden. Mein Vater war inzwischen gestorben; in der Verwaltung unseres Gutes herrschte die heilloseste Unordnung, eine Einnahme war während des letzten Jahres, wo Johannisberg in der Vorpostenkette lag, überhaupt nicht erzielt worden. Meine Mutter sah sich deshalb vollständig außerstande, die geforderte Summe zu entrichten, die Exekution wurde angedroht und jeden Tag erwarteten wir die Pfändung unseres Viehes und Mobiliars. Da erhielt eines Tages der Rittmeister Fibiger, der mit seinen Dragonern auf Johannisberg und in Meggerkoog einquartiert war, vom Obersten Helgesen den gemessenen Befehl, jeden Exekutor, möge er in Uniform oder in Zivil erscheinen, beim Kragen zu nehmen und nach Schleswig abzuliefern. Fibiger wurde dafür verantwortlich gemacht, daß keine Pfändung auf Johannisberg zur Ausführung komme.

Er wolle hiermit, so schrieb Helgesen, den Fuchs bezahlen, den er 1848 mitgenommen und den er nicht zurückgeben könne, da er bei Idstedt unter ihm erschossen sei.

III.

Nachdem auch Holstein den Dänen überliefert worden, wurde Helgesen unter Ernennung zum General, Gouverneur der Festung Rendsburg. Da der Belagerungszustand fortdauerte, vereinigte er in sich die höchste Militär- und Zivilgewalt. Kein Pascha kann despotischer herrschen, wie er es tat und dennoch gelang es ihm auch hier, namentlich bei den unteren Volksklassen, populär zu werden. Der derbe Humor, der seine Gewalttaten würzte, verlieh ihnen einen volkstümlichen Schimmer. Von den vielen Anekdoten, die heute noch leben, mögen nur einige wenige mitgeteilt werden.

Die Rendsburger Schützengilde feierte zum erstenmal wieder ihr Vogelschießen. Es hatte in der Bürgerschaft Kämpfe gekostet, dies durchzusetzen, denn ein großer Teil der Gildemitglieder hielt es für unvereinbar mit der politischen Erbitterung, welche noch das ganze Land beherrschte, öffentliche Feste zu veranstalten. Soviel setzten die Patrioten wenigstens durch, daß kein dänischer Beamter oder Offizier, natürlich auch nicht der Gouverneur, wie sonst üblich, eingeladen wurde.

Mit Trommeln und Pfeifen marschierten des Morgens die Schützen zum Tor hinaus nach dem sogenannten Klosterkrug, wo die Vogelstange errichtet war. Nachmittags folgten die Frauen und Kinder und draußen entwickelte sich ein lustiges Volksfest. Gegen Abend jedoch wurde die Freude gestört. Ein drohendes Gewitter zog auf und entlud sich mit einem Wolkenbruch über der erschreckten Menge, die nun

eiligst nach Hause stürmte. Im Laufschritt erreichte man das Festungstor, aber, o Schrecken! Es war verschlossen. Alles Rütteln und Klopfen und demnächst Parlamentieren mit dem Wachthabenden war vergeblich, dieser hatte von dem Gouverneur die Order erhalten, niemand während der Nacht aus- und einzulassen. Ein Versuch, der bei einem zweiten Tor gemacht wurde, blieb ebenso erfolglos. Die Rendsburger Schützenbrüder mußten mit Weib und Kind die Nacht über im Sturm und Regen draußen biwakieren.

Eine andere kleine Geschichte ist harmloser. Um sie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die schleswig-holsteinischen Landesfarben blau-weiß-rot, die dänischen rot-weiß sind. Die ersteren waren damals aufs strengste verpönt. Drei junge Damen nun, den besten Familien Rendsburgs angehörig, kamen auf die Idee, den alten Werwolf einmal gründlich ärgern zu wollen. Die eine kleidete sich ganz in blau, die zweite in weiß, die dritte in rot und so spazierten sie, wenn auch mit etwas klopfendem Herzen, vor dem Gouvernementsgebäude auf und ab. Helgesen stand schmunzelnd am Fenster und betrachtete sie eine Zeitlang mit Wohlbehagen, dann ließ er sie durch einen Adjutanten auffordern, vor ihm zu erscheinen. Zum Tode erschrocken folgten die jungen Damen, im Geiste schon ein finsteres Gefängnis vor sich sehend. Es kam jedoch anders. Helgesen empfing sie mit ausgesuchter Höflichkeit, ließ ihnen Schokolade und Kuchen servieren und unterhielt sie mit Scherzen und Neckereien. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde bei ihm gewesen und endlich aufatmend Abschied nehmen wollten, geleitete er sie galant bis zur Tür und sagte dann plötzlich: „Ich bedauere, die Blaue noch einen Augenblick zurückbehalten zu müssen, es wird mir ein besonderes Vergnügen machen, die beiden

andern in den dänischen Farben durch die Straßen promenieren zu sehen."

Ich habe Helgesen einmal als Student in Rendsburg besucht. Schon im Vorzimmer wehte mir ein Geruch entgegen, als ob ich in eine Menagerie einträte und der Anblick, der sich mir darbot, als ich in ein großes, salonartiges Zimmer geführt wurde, rechtfertigte in der Tat diesen Eindruck. In der Mitte des Zimmers stand ein länglicher Trog, welcher mit dem verschiedensten Futter gefüllt war und aus diesem Troge fraßen in brüderlicher Eintracht nebeneinander mehrere Hunde, mehrere Katzen, ein paar Ziegen, ein Fuchs, zwei Fischottern und drei oder vier Kaninchen. Helgesen stand in dem seltsamsten Kostüm, das je mein Auge gesehen, daneben. Die goldgestickte Generalsuniform war weit geöffnet, um den Hals hatte er ein buntseidenes Tuch geschlungen, die Uniformhosen steckten in weichen Reiterstiefeln à la Wallenstein und auf dem Kopf trug er einen breitrandigen gelben Strohhut. In der Hand eine lange, schlanke Reitgerte, überwachte er das Mittagsmahl seiner vierbeinigen Zöglinge. Sobald sich bei einem der Futterneid regte und er nach seinem Nachbar rechts oder links schnappte, bekam er einen leichten Jagdhieb auf die Nase. Wieweit er es übrigens in der Dressur der Tiere getrieben, ersah ich später, nachdem mir Helgesen einen kleinen Hundestall gezeigt hatte, in welchem der Fuchs kaum Platz finden konnte. Hier mußten neben dem Fuchs zwei unglückliche Kaninchen schlafen, und zwar waren sie genötigt, des schmalen Raumes wegen, oben auf dem Fuchs zu liegen. Trotzdem wagte der nicht, die Kaninchen, sonst Leckerbissen für ihn, anzutasten.

Helgesen begrüßte mich in herzlichster Weise und wir frischten alte Erinnerungen auf. Als ich einen etwas ver-

wunderten Blick auf die dürftige Ausstattung seiner Zimmer warf, blitzte es schalkhaft auf in seinen Augen. „Seitdem ich jetzt Pascha bin,“ sagte er, „müßte ich eigentlich auf Sammet und Seide liegen und der König hat mir denn auch ein prachtvolles Mobiliar zu meiner Einrichtung geschenkt. Es war aber zu nobel für mein Getier. Damit es nicht eingesaut würde, habe ich es lieber gleich an einen Trödler verkauft. Das Geld ist leider bei meiner Tante, deiner Tante geblieben, ich aber fühle mich viel behaglicher bei meinen hölzernen Tischen und Stühlen. Nur darf der Teufel nicht sein Spiel haben und den König hierherführen, denn was soll ich ihm vormachen, wenn er sich nach seinem glänzenden Geschenk umsieht?“

Im weiteren Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß auch noch aus einem andern Grund ein Besuch des Königs ihm unerwünscht gewesen wäre. Seine sämtlichen Orden waren nämlich gleichfalls zum Trödler gewandert. Glücklicherweise hatte er sie nur versetzt.

Ende der fünfziger Jahre starb der alte Helgesen, schmerzlos, ohne Krankenlager. Noch in den letzten Tagen war er beim Morgengrauen zum Festungstor hinausgeritten, um draußen auf den von ihm gepachteten Jagdgründen mit seinen Hunden und Ottern bis zum letzten Strahle der Sonne zu jagen. Mit glänzendem, militärischen Gepränge wurde seine Leiche nach Kopenhagen überführt. Dort auf dem Soldatenkirchhof ist der alte Landsknecht neben seinen nordischen Waffenbrüdern Rye und Schleppegrell zur ewigen Ruhe gebettet.

Kapitel V.

1848.

I.

Man hat 1848 das „tolle Jahr" genannt. Und in der Tat gab es in Deutschland wohl kaum ein Land, in dem nicht die politische Gärung die merkwürdigsten Blasen trieb; der Rahnstedter Reformverein in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" ist hierfür ja typisch geworden. Auch in Schleswig-Holstein war die Bevölkerung wie von einem Taumel ergriffen, der um so drastischer wirkte, als er in einem seltsamen Kontrast zu ihrem angeborenen Phlegma stand. Trotz aller Überschwenglichkeiten, die für die nüchterne Gegenwart einen komischen Beigeschmack haben, geht aber doch ein großer, nationaler Zug durch die schleswig-holsteinische Bewegung, himmelweit verschieden von den kläglichen Aufstandsversuchen in Berlin, Sachsen, Baden, der Pfalz usw. Hier spielten die demokratischen oder republikanischen Tendenzen die Hauptrolle, in Schleswig-Holstein handelte es sich ausschließlich um patriotische Regungen, und alles drehte sich um den nationalen Gegensatz zwischen Deutsch und Dänisch. Parteigegensätze waren, wenigstens im Anfang, nicht vorhanden, es gab weder Konservative noch Liberale. Alles, von der fürstlichen Familie

der Augustenburger herunter bis zum letzten Gassenkehrer war darin einig, daß man die alten Rechte der Herzogtümer gegen die dänischen Übergriffe, wenn nötig mit den Waffen in der Hand, verteidigen müsse und es ist charakteristisch für den eigentümlichen Verlauf der schleswig-holsteinischen Erhebung, daß der „historische Rechtsboden“ ihren Ausgangspunkt bildete.

Die Nachricht von der Konstituierung der provisorischen Regierung in Kiel und von der Überrumpelung der Festung Rendsburg durch den Prinzen v. Noer und seine Kieler Jäger traf am 24. März spät abends in Johannisberg ein. Mein Vater war merkwürdigerweise zu Hause, mit einer größeren schriftlichen Arbeit in seinem Zimmer beschäftigt. Ich sehe noch, wie August Beckmann in höchster Aufregung ins Wohnzimmer trat und den Refrain eines damals vielgesungenen Liedes hervorstieß: „Und wer die Waffen führen kann, der schaff' sich eiligst Waffen an.“ Meine Mutter und ich begleiteten ihn zu meinem Vater, der ob der Nachricht zuerst etwas überrascht war, sich dann aber mit der verblüffenden Frage an Beckmann wendete: „Wieviel Geld ist in der Kasse?“ Als Beckmann die Summe genannt hatte, sagte mein Vater: „Stecken Sie alles, was da ist, zu sich, wir fahren morgen nach Rendsburg, um Gewehre zu kaufen.“ Mich frappierte die Übereinstimmung dieser Order mit dem ersten Ausruf Beckmanns und meine Knabenphantasie erfüllte sich mit Waffengeklirr und kriegerischen Abenteuern. Flehentlich bat ich meinen Vater, mich morgen mitzunehmen, was mir auch schließlich nach Überwindung einiger Bedenken zugestanden wurde.

Am nächsten Tage gegen Mittag fuhren wir nach Rendsburg. Da die Frühjahrsüberschwemmungen den nächsten Weg über Tentenhusen unpassierbar gemacht hatten, nahmen wir

den Umweg über Kropp. Als wir in die Chaussee von Schleswig nach Rendsburg einbogen, sahen wir in der Ferne Helme und Säbel blitzen. Mehrere Schwadronen Dragoner kamen in raschem Trab daher. Mein Vater ließ halten und begrüßte den an der Spitze reitenden Offizier. Es war der Rittmeister v. Fürsen-Bachmann. Dieser hatte durch eine kühne und entschlossene Tat das in Schleswig garnisonierende 1. Dragonerregiment der Sache der Herzogtümer erhalten. Als die Kunde nach Schleswig gedrungen war, daß der Prinz v. Noer das Generalkommando in Schleswig-Holstein übernommen und mit dem 5. Jägerkorps Rendsburg besetzt habe, hatte der Kommandeur der Dragoner, Oberstleutnant v. Holstein, ein geborener Däne, das Regiment alarmiert, um mit ihm nach Norden abzurücken. Da war Fürsen-Bachmann vor die Front geritten und hatte in einer kernigen Ansprache die Mannschaften aufgefordert, ihm nach Rendsburg zu folgen zur Verteidigung des Vaterlandes. Unter lautem Hurra hatte sich das ganze Regiment ihm angeschlossen, den Kommandeur und noch einen gleichfalls in Dänemark geborenen Rittmeister in trauriger Vereinsamung zurücklassend.*) Fürsen-Bachmann erzählte dies meinem Vater in fliegender Eile, während die Dragoner bei uns vorbeidefilierten. Dann sprengte er seinen Reitern nach.

In Rendsburg herrschte ein lebhaftes Treiben. Von allen Häusern hingen schwarz-rot-goldene und blau-weiß-rote

---

*) Das gleichfalls in Schleswig garnisonierende 4. Jägerkorps wurde von seinem Kommandeur, dem Obersten v. Renouard, auf die Nachricht von den Rendsburger Vorgängen hin nach Flensburg geführt. Hier nahmen aber die Mannschaften eine so störrische Haltung ein, daß der Oberst und die Stabsoffiziere (alles geborene Dänen) ihre Kommandos niederlegten. Das Korps wurde dann von dem Kapitän Lange nach Schleswig zurückgeführt.

Fahnen herab. Auf den Straßen liefen die Menschen hin und her in zielloser Geschäftigkeit, lebhaft sich unterhaltend und gestikulierend. Man stand noch unter dem Eindruck der gestrigen völlig überraschend gekommenen Einnahme der Festung. Dann hatte aber auch die Ankunft der Schleswiger Dragoner die freudigste Erregung hervorgerufen. Man erzählte sich, auch die in Itzehoe und Plön garnisonierenden Schwadronen seien bereits unterwegs, sämtliche holsteinische Regimenter hätten sich für die provisorische Regierung erklärt.

Mein Vater begab sich zu Beseler, der als Präsident der provisorischen Regierung, wenn ich nicht irre, im Rathaus seine Bureaus eingerichtet hatte. Beckmann, den ich begleitete, suchte Waffen einzukaufen, eine Aufgabe, die nicht leicht zu lösen war. Gewehre und Säbel waren schon an diesem Tag ein rarer Artikel geworden. Fast alle Leute, denen man begegnete, wes Standes und Alters sie auch sein mochten, trugen ein Schwert an der Seite. Jeder fühlte und gerierte sich als Vaterlandsverteidiger. Mit grellem Neide beobachtete ich eine Schar mit mir gleichalteriger Knaben, die nicht etwa im Spiel, sondern durchdrungen von dem Ernst und der Wichtigkeit ihres Tuns unter lauten Kommandorufen exerzierten.

Die Ausbeute von Waffen, die wir fanden, war daher nur gering. Höchstens ein Dutzend alter verrosteter Steinschloßgewehre konnte auf unseren Wagen verladen werden. Zu meiner großen Freude hatte Beckmann für sich einen mächtigen Kürassierdegen und für mich einen kleineren Artilleriesäbel gekauft, den ich mit furchtbarem Gerassel hinter mir schleppen ließ.

Als wir zur Rückfahrt wieder mit meinem Vater zusammentrafen, befand sich in dessen Begleitung ein schlanker,

eleganter junger Mann von militärischer Haltung, dessen tiefgebräunte Gesichtsfarbe zu seinen rotblonden Haaren in eigentümlichem Kontrast stand. Er wurde uns als Leutnant v. Quentin genannt und mein Vater sagte, er werde für die nächste Zeit unser Hausgenosse sein. Herr v. Quentin war ein geborener Hannoveraner (wie ich später erfuhr, der illegitime Sohn eines Grafen v. Kielmannsegge). Er hatte als Offizier in holländischen Diensten gestanden und eine Reihe von Jahren der holländischen Besatzung auf Java angehört, wo er auch an mehreren kriegerischen Expeditionen gegen die Eingeborenen teilgenommen hatte. Nach Europa zurückgekehrt, war er nach Rendsburg gekommen, um den holländischen Konsul Zerssen zu besuchen. Hier überraschten ihn die Vorgänge des 24. März. Rasch entschlossen hatte er seine Dienste dem Prinzen v. Noer angeboten, war aber von diesem unbegreiflicherweise in wenig freundlicher Weise zurückgewiesen worden (ähnlich wie dies wenige Tage später dem Kapitän Helgesen widerfuhr). Bei Beseler, an den er sich nun gewendet, hatte er meinen Vater getroffen, der, von der Idee einer Levée en masse erfüllt, ihm den Vorschlag gemacht hatte, mit ihm nach Johannisberg zu kommen, um von dort aus den Landsturm im südlichen Schleswig zu organisieren.

Quentin spielt in den Erinnerungen meiner Knabenjahre eine große Rolle. Er war eine ungemein sympathische Persönlichkeit, ein Kavalier comme il faut, der sich meine begeisterte Zuneigung im Sturm eroberte. Sobald ich den Unterrichtsstunden bei dem alten philiströsen Haesler entrinnen konnte, suchte ich ihn auf und klammerte mich an ihn wie eine Klette. Er lehrte mich reiten, fechten, Pistolenschießen und seine Erzählungen von seinen Kriegs- und Jagderlebnissen auf Java wirkten auf mich wie Coopersche Romane.

Zunächst galt es nun, die nötigen Mannschaften für den Landsturm zusammenzubringen. Schon in den nächsten Tagen trafen mehrere Wagenladungen von Gewehren ein, die mein Vater, Gott mag wissen wo, aufgetrieben hatte. Es waren größtenteils vorsintflutliche Bajonettgewehre, zum Teil noch mit Feuerschloß versehen. Auch eine Anzahl Faschinenmesser kamen zur Verteilung. Quentin beritt die benachbarten Dörfer Erfde, Bergenhusen, Bennebek, Kropp und wußte überall Begeisterung für die Volksbewaffnung und Landesverteidigung zu erwecken. Überall fanden sich auch gediente Unteroffiziere und Soldaten, die das Einexerzieren der jungen Leute zu übernehmen geeignet schienen. Die eigentlichen Kerntruppen der neuen Miliz aber bildete das Kontingent der Johannisberger, Meggerkooger und Meggerdorfer waffenfähigen Jugend, das pünktlich an jedem Nachmittag auf unserem Hof zum Exerzieren antrat. Auf dem rechten Flügel stand als Flügelmann der sechs Fuß lange Beckmann, auf dem linken stand ich, für mein Alter von elf Jahren ziemlich hoch aufgeschossen, mit Feuereifer meine Vogelflinte hantierend. Schon nach einigen Tagen klappte die Sache ganz nett. Nur mit dem Kommando haperte es bisweilen. Quentin war an das holländische Kommando gewöhnt und Johann Kock aus Meggerdorf, der bei den Jägern gedient hatte und jetzt bei uns als Unteroffizier fungierte, konnte sich nur schwer von dem dänischen losmachen und kommandierte nicht selten statt „Rechtsum!“ „Hoire-om!“ und statt „Linksum!“ „Venstre-om!“ Eines Tages wurde ein Bajonettangriff auf eine Reihe von großen Heudiemen ausgeführt, die in der Nähe der Wirtschaftsgebäude zusammengefahren waren und bei einiger Phantasie für Festungsmauern angesehen werden konnten. Unter brüllendem Hurra stürzten wir vorwärts. Als wir

das Ziel unseres Angriffs erreicht hatten, stockte natürlich die Linie. Da erscholl das Kommando unseres Unteroffiziers: „Stött to!“ (Stoßt zu), worauf wir berserkerwütig unsere Bajonette in die bedauernswerten Heudiemen hineinbohrten.

Übrigens wurde bald auch eine Kavallerieabteilung gebildet, deren spezielle Führung Beckmann übernahm. Sie übte mit demselben feierlichen Ernst wie die Infanterie. Nur die alten Ackergäule, mit denen sie beritten gemacht war, schüttelten bisweilen verwundert die Köpfe.

Wenn Quentin zu Pferde die Übungen in den benachbarten Dörfern inspizierte, pflegte ich ihn auf meinem Pony zu begleiten. Es war eine herrliche Zeit für ein jedem Eindruck zugängliches Knabenherz.

Inzwischen war die Nachricht zu uns gelangt, daß die lang erwarteten und ersehnten Preußen im Anmarsch seien, eine Nachricht, die alle Herzen höher schlagen machte, denn nun schien die Sache der Herzogtümer gerettet. Natürlich litt es uns nicht am Tage ihres Einzugs zu Hause. Quentin, Beckmann und ich fuhren nach Rendsburg, wohin sich mein Vater schon einige Tage früher zur Eröffnung der Landesversammlung begeben hatte. Auf der Chaussee begegnete uns ein nach Norden marschierendes Freikorps, phantastisch aufgeputzte Gestalten mit federgeschmückten Schlapphüten, die Gewehre an Riemen über die Schulter gehängt, die Offiziere mit breiten schwarz-rot-goldenen, von der Schulter nach den Hüften herabhängenden Schärpen. Sie zogen dahin, die Marseillaise mit einem deutschen Text singend. Auf Befragen erfuhren wir, daß es Württemberger und Badenser seien, die wie so viele aus Süddeutschland, zum Kampf für die Nordmark herbeigeeilt waren. Mit sehnsüchtigen Blicken sah ich

ihnen nach. Die Hälfte meines Lebens hätte ich darum gegeben, wenn ich mit ihnen hätte ziehen dürfen.

Ich will hier einschalten, daß schon acht Tage früher sämtliche verfügbaren regulären Truppen, sowie die drei aus geborenen Schleswig-Holsteinern gebildeten Freikorps nach Flensburg abmarschiert waren, um in der Nähe der Stadt in einer Defensivstellung die von Jütland heranrückenden Dänen zu erwarten. In Rendsburg waren außer der Festungsartillerie nur ein oder zwei Bataillone zurückgeblieben.

Diese kleine Besatzung stand an jenem Tag auf dem Paradeplatz in Rendsburg aufmarschiert. Die armen Kerls sahen jammervoll aus. Bekanntlich trug bis zum Jahre 1848 die dänische Infanterie rote Jacken mit kurzen Frackschößen; dazu unförmliche Tschakos mit fußhohen Pompons und breiten Fangschnüren. Nach der Einnahme Rendsburgs hatte es selbstverständlich noch an Zeit gefehlt, die schleswig-holsteinischen Bataillone sofort neu zu uniformieren. Um sie aber doch nach Möglichkeit von den dänischen zu unterscheiden, hatte man kurz entschlossen die roten Jacken in grüne Farbe getaucht und die Pompons und Fangschnüre von den Tschakos heruntergenommen. Die unglücklichen Soldaten erschienen nun, da die alte rote Farbe durch die grüne vielfach hindurchschillerte und die Tschakos ohne die Kopfzier wie kleine Schornsteine aussahen, in einem geradezu bemitleidenswert komischen Aufzug. Vor der Front hielt der Prinz v. Noer in Generalsuniform, von einem berittenen Stabe umgeben.

Zahllose Ehrenpforten, Girlanden, Fahnen und Flaggen bezeichneten den Weg, den die preußischen Garden nehmen sollten. Eine dichtgedrängte, von gespannter Erwartung erfüllte Menge sah ihnen entgegen, alle Fenster waren Kopf an Kopf besetzt. Auf dem Balkon der „Harmonie“ am

Jungfernstieg standen die Mitglieder der provisorischen Regierung, Beseler, Reventlou, Olshausen. Auch mein Vater hatte sich zu ihnen gesellt; ich durfte neben ihm stehen.

Und als nun das stolze Alexanderregiment heranrückte: mit klingendem Spiel und dem ganzen, in Schleswig-Holstein völlig ungewohnten militärischen Prunk des Schellenbaums, der Fahnen, der glitzernden Uniformen und Helme, da brach ein rasender Jubel los, der sich mit Hut- und Tücherschwenken wirbelwindartig fortsetzte. Die Alexandriner, die kaum 14 Tage zuvor gegen die Berliner Barrikaden einen blutigen Kampf zu bestehen gehabt, die dann zähneknirschend ohne Sang und Klang wie eine geschlagene Truppe die Hauptstadt hatten verlassen müssen, sahen freudig überrascht empor, als hier aus jedem Fenster Blumen und Kränze auf sie herabregneten und sie von einem ungeahnten Enthusiasmus umbraust wurden. Mein Vater packte meine Hand und es überrieselte mich wunderbar, als ich sah, daß auch ihm die Freudentränen in den Bart hinabliefen; die meinigen flossen schon lange. Kein Moment in meinem Leben hat sich mir so unauslöschlich eingeprägt, wie dieser. In späteren Jahren habe ich viele Truppeneinzüge mit angesehen. Ich war zugegen, als am Weihnachtsabend 1863 die Hannoveraner und Sachsen in Altona einrückten, als im Herbst 1866 die preußischen Regimenter aus dem Main-Feldzug nach Flensburg zurückkehrten; ich habe den imposanten Einzug der aus Frankreich heimkehrenden Truppen 1871 in Berlin miterlebt. Es waren das denkwürdige, erhebende Eindrücke, sie verblassen aber alle gegenüber dem Eindruck, den die als Befreier Schleswig-Holsteins erscheinenden preußischen Garderegimenter am 5. April 1848 auf mein Knabengemüt hinterlassen haben.

Dem Freudentaumel, in den alle Welt bei dem Erscheinen der Preußen geraten war, sollte wenige Tage später ein jähes Ende bereitet werden. Man erwartete stündlich die Nachricht von einem Zusammenstoß der dänischen und schleswig-holsteinischen Streitkräfte in der Nähe von Flensburg. Daß bei einem solchen Zusammenstoß die Unsrigen eine Niederlage erleiden könnten, kam niemandem in den Sinn; alles war voll Siegesgewißheit. Um so bitterer war die Enttäuschung.

Am Abend des 9. April, dem Tage des Gefechts von Bau, saßen wir auf Johannisberg zur Feier des Geburtstags irgend eines Hausgenossen in fröhlichster Stimmung beisammen. Quentin, der am Vormittag nach Schleswig geritten war, um über den Stand der Dinge Erkundigungen einzuziehen, war soeben zurückgekehrt und hatte erzählt, daß man in Schleswig in der Richtung auf Flensburg heftiges Schießen gehört habe. Es schien also ein größeres Gefecht stattgefunden zu haben, bei dem selbstverständlich die Unsrigen Sieger geblieben waren. Die Folgen dieses Sieges wurden lebhaft diskutiert und man stieß auf das Wohl der braven schleswig-holsteinischen Krieger an.

Während wir etwa um Mitternacht uns zur Ruhe begeben wollten und auf dem Hausflur einander gute Nacht sagten, erfolgten gegen die Haustür einige dröhnende Schläge und wir hörten draußen eine Stimme: „Lat mi in“ (laßt mich ein). Als die Haustür mit allen Vorsichtsmaßregeln geöffnet wurde, wankte und schwankte ein Dragonerunteroffizier herein, schwarz wie ein Mohr durch den Staub, der Gesicht und Uniform bedeckte. Er schien sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten zu können und fiel, als er in die Verwalterstube geführt wurde, wie ein Mehlsack in einen dort

stehenden Lehnstuhl. Auch sein Gaul draußen legte sich, sobald er sich des Reiters entledigt fühlte, platt auf den Erdboden nieder und war nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen.

Nur mit Mühe gelang es nach Einflößung einiger Gläser Kognak aus dem schlaftrunkenen Unteroffizier herauszubringen, wie er hierher gekommen. Eine blutige Schlacht hatte stattgefunden, Tausende von Leichen bedeckten das Feld, die Schleswig-Holsteiner waren bis fast auf den letzten Mann vernichtet worden. So ungefähr lauteten seine verworrenen Mitteilungen, die sich ja später als sehr übertrieben erwiesen.*) Was ihn selbst betraf, so war seine Schwadron auseinandergesprengt. Die einzelnen Reiter hatten die Flucht ergriffen, heftig von dänischen Dragonern verfolgt. Er war, soweit dies bei den zahllosen Knicks möglich war, querfeldein geritten, hatte in der Angst seines Herzens gänzlich die Richtung verloren und war nun stundenlang umhergeirrt, alle Ortschaften meidend, da er fürchtete, daß diese schon von den verfolgenden Dänen besetzt seien. So war er endlich nach Johannisberg gekommen, wo seine Kräfte und die seines Pferdes gänzlich versagt hatten.

Es war natürlich, daß dieser unerwartete nächtliche Besuch uns in nicht geringe Aufregung versetzte. Niemand wollte zu Bett gehen. Klopfenden Herzens erwarteten wir den anbrechenden Morgen. Dieser brachte neue Schreckenskunde. Eine Schar von Flüchtlingen, Männer, Weiber und Kinder aus den nördlich belegenen Dörfern Kropp, Alt- und Neu-

*) Die Verluste an Toten und Verwundeten betrugen auf dänischer Seite 94 Mann, auf schleswig-holsteinischer 8 Offiziere und 165 Mann. Fast alle Verwundeten und 780 Unverwundete gerieten in dänische Gefangenschaft.

Bennebek ergoß sich auf unsern Hof und berichtete jammernd von den haarsträubenden Greueltaten, die durch die Dänen nach ihrem Sieg verübt worden waren. Die ganze Stadt Schleswig stand in Flammen, die Dänen hatten überall, wohin sie kamen, kleine Kinder auf die Bajonette gespießt, Frauen geschändet, Mord und Brand um sich verbreitet.

Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß alle diese Räubergeschichten lediglich die Ausgeburt einer wild gewordenen Phantasie waren. In Wirklichkeit hatten die Dänen, abgesehen von einigen kleinen hergebrachten Ausschreitungen, wie sie bei jeder Truppe nach einem Gefecht vorzukommen pflegen, die strengste Manneszucht bewahrt. Die Bevölkerung aber war von einer Panik erfaßt, die sie überall blutige Gespenster erblicken ließ. Eine kleine Völkerwanderung entstand, wie sie komischer nicht gedacht werden kann. Die Erfder flüchteten über die Eider, die Meggerdorfer nach Erfde, die Kropper nach Meggerdorf. Jeder glaubte sich gerettet, wenn er sich eine Meile südlicher befand.

An jenem Morgen wurden von uns die tollsten Übertreibungen für bare Münze genommen. „Sauve qui peut“ lautete auch für uns die Parole. Auch wir glaubten flüchten zu müssen, so rasch wie möglich. Mit fieberhafter Hast wurde zusammengerafft und eingepackt, was man nicht entbehren zu können glaubte: Kleidungsstücke, Bettzeug, Silber- und sonstige Wertsachen. Große Ballen wurden zusammengeschnürt, in welche in buntem Durcheinander die verschiedenartigsten Gegenstände hineingestopft waren. So hatte man z. B. das silberne Schreibgeschirr, das meinem Vater von seinen Wählern geschenkt worden war und das noch heute auf meinem Schreibtisch steht, vorsorglich unter Bettwäsche verpackt, in der Eile aber vergessen, das Tintenfaß vorher zu entleeren. In

welchem Zustand sich später beim Auspacken die Bettwäsche befand, möge sich jeder selbst ausmalen.

Mein Vater war, wie erwähnt, in Rendsburg. Wäre er zugegen gewesen, so würde die allgemeine Kopflosigkeit wohl nicht einen solchen Höhegrad erreicht haben. Meine Mutter, die einzige, die ihre Ruhe und Umsicht bewahrte, vermochte die Aufgeregtheit der übrigen nicht zu mäßigen. Selbst der kaltblütige Quentin, der fortwährend zur Eile trieb, hatte die Nerven verloren. Man erwartete in jedem Augenblick das Hereinbrechen dänischer Dragoner.

Nach Verlauf von kaum einer Stunde setzte sich denn nun der seltsame Zug in Bewegung. Voran Quentin hoch zu Roß, den Säbel an der Seite und Pistolen im Gürtel, gefolgt von zwei oder drei berittenen und bewaffneten Landstürmern und dem Unteroffizier dieser Nacht, der kurz vor unserem Aufbruch mit unsäglicher Mühe aus einem todesähnlichen Schlaf erweckt worden war. Dann drei Wagen hintereinander, in dem ersten meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich, im zweiten unsere Haushälterin Mamsell Hahn (ein Seitenstück zu Mamsell Westphalen in Fritz Reuters „Ut de Franzosentid"), die kniefällig meine Mutter angefleht hatte, sie mitzunehmen und nicht den brutalen Angriffen der dänischen Soldateska preiszugeben, ferner zwei Mägde, ebenfalls von Todesangst erfüllt. Auf dem dritten Wagen waren die riesigen Gepäckstücke verladen. Den Schluß machte Beckmann, wiederum zu Pferde und von mehreren Berittenen begleitet. Von Zeit zu Zeit sprengte Quentin an der Wagenseite entlang, um zurückbleibend durch ein Fernglas nach etwa verfolgenden Dragonern auszuschauen.

In dem tiefen Sandweg konnte der Zug natürlich nur langsam vorwärts kommen. Es war daher Spätnachmittag

geworden, als wir die Festungstore Rendsburgs in Sicht bekamen. Eine rauschende Musik tönte uns entgegen. An der Spitze eine preußische Regimentskapelle und geführt von preußischen Offizieren rückten die in dem Gefecht bei Bau geschlagenen und nach Rendsburg retirierten schleswig-holsteinischen Bataillone wieder nach Norden ab, um bei Sorgbrück eine Vorpostenstellung zu beziehen.

An der Zugbrücke vor dem Festungstor machte der preußische Doppelposten Schwierigkeiten, uns einzulassen. Es mochte ihm dieser von Bewaffneten begleitete auffällige Wagenzug verdächtig erscheinen. Wir mußten ziemlich lange warten, bis der herangerufene wachthabende Offizier, nachdem er Quentin ausgefragt und sich eine Reihe von Notizen gemacht hatte, die Erlaubnis zur Einfahrt erteilte. Es war völlige Dunkelheit eingetreten, als wir über das holperige Pflaster der Rendsburger Straßen langsamen Schrittes dahinrollten.

Das Ziel unserer Flucht sollte Pinneberg sein. Es ging aber am Abend kein Eisenbahnzug mehr. Wir mußten daher ein Nachtquartier zu finden suchen, was erhebliche Schwierigkeiten machte, denn Rendsburg glich nach dem Einmarsch der Preußen, die während der letzten Tage noch bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, einem einzigen großen Feldlager, in dem jeder verfügbare Raum zur Unterbringung von Offizieren und Mannschaften Verwendung gefunden hatte. Schließlich überließ man uns einen Winkel in dem Speisesaal des Hotels „Stadt Hamburg", der durch Bettschirme von dem übrigen Raum abgetrennt wurde. Die Situation war um so peinlicher, als meine älteste Schwester gegen Abend erkrankt war und heftig fieberte. Meine Mutter saß voll Sorge an ihrem improvisierten Lager, während die halbe Nacht hindurch

Offiziere gingen und kamen und pokulierend eine sehr laute Unterhaltung führten. Wir waren froh, als am andern Morgen der herbeigeholte Arzt meine Schwester für reisefähig erklärte und wir den ersten Zug zur Weiterfahrt nach Pinneberg benutzen konnten, wo wir mit offenen Armen von den Großeltern empfangen wurden.

II.

Auch in Pinneberg, obwohl dreißig Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, starrte alles in Waffen. Der Schreiber meines Großvaters, ein kleines vermückertes Männchen, war stets mit einem großen Schleppsäbel umgürtet und der Wirt in dem sogenannten „Trichter" am Bahnhofsweg bediente seine Gäste, indem unter seinem Rock aus einem breiten schwarz-rot-goldenen Gurt zwei Reiterpistolen hervordrohten. Aus den angesehensten Männern des Städtchens (oder, wie man damals noch sagen mußte, „des Fleckens") hatte sich eine Bürgergarde gebildet, die unter dem Kommando des Hausvogts v. Mennsdorff, eines früheren Rittmeisters, nach allen Regeln der Kunst exerzierte, und im Laufe der nächsten Wochen sehr kleidsame Uniformen nach preußischem Schnitt erhielt. Auch wir Knaben hatten uns natürlich zu einem streitbaren Korps zusammengeschlossen und es erfüllte mich mit berechtigtem Stolz, als mir wegen meiner schon gesammelten militärischen Erfahrungen der Posten eines Unteroffiziers anvertraut wurde und ich einen goldenen Streifen an meiner Jacke tragen durfte. Wir wurden bald durch unsere kriegerischen Gepflogenheiten der Schrecken aller nervösen Mütter und Tanten. Keine Hausordnung wurde von

geworden, als wir die Festungstore Rendsburgs in Sicht bekamen. Eine rauschende Musik tönte uns entgegen. An der Spitze eine preußische Regimentskapelle und geführt von preußischen Offizieren rückten die in dem Gefecht bei Bau geschlagenen und nach Rendsburg retirierten schleswig-holsteinischen Bataillone wieder nach Norden ab, um bei Sorgbrück eine Vorpostenstellung zu beziehen.

An der Zugbrücke vor dem Festungstor machte der preußische Doppelposten Schwierigkeiten, uns einzulassen. Es mochte ihm dieser von Bewaffneten begleitete auffällige Wagenzug verdächtig erscheinen. Wir mußten ziemlich lange warten, bis der herangerufene wachthabende Offizier, nachdem er Quentin ausgefragt und sich eine Reihe von Notizen gemacht hatte, die Erlaubnis zur Einfahrt erteilte. Es war völlige Dunkelheit eingetreten, als wir über das holperige Pflaster der Rendsburger Straßen langsamen Schrittes dahinrollten.

Das Ziel unserer Flucht sollte Pinneberg sein. Es ging aber am Abend kein Eisenbahnzug mehr. Wir mußten daher ein Nachtquartier zu finden suchen, was erhebliche Schwierigkeiten machte, denn Rendsburg glich nach dem Einmarsch der Preußen, die während der letzten Tage noch bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, einem einzigen großen Feldlager, in dem jeder verfügbare Raum zur Unterbringung von Offizieren und Mannschaften Verwendung gefunden hatte. Schließlich überließ man uns einen Winkel in dem Speisesaal des Hotels „Stadt Hamburg“, der durch Bettschirme von dem übrigen Raum abgetrennt wurde. Die Situation war um so peinlicher, als meine älteste Schwester gegen Abend erkrankt war und heftig fieberte. Meine Mutter saß voll Sorge an ihrem improvisierten Lager, während die hal[illegible]

Offiziere gingen und kamen und pokulierend eine sehr laute Unterhaltung führten. Wir waren froh, als am andern Morgen der herbeigeholte Arzt meine Schwester für reisefähig erklärte und wir den ersten Zug zur Weiterfahrt nach Pinneberg benutzen konnten, wo wir mit offenen Armen von den Großeltern empfangen wurden.

II.

Auch in Pinneberg, obwohl dreißig Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, starrte alles in Waffen. Der Schreiber meines Großvaters, ein kleines vermückertes Männchen, war stets mit einem großen Schleppsäbel umgürtet und der Wirt in dem sogenannten „Trichter“ am Bahnhofsweg bediente seine Gäste, indem unter seinem Rock aus einem breiten schwarz-rot-goldenen Gurt zwei Reiterpistolen hervordrohten. Aus den angesehensten Männern des Städtchens (oder, wie man damals noch sagen mußte, „des Fleckens“) hatte sich eine Bürgergarde gebildet, die unter dem Kommando des Hausvogts v. Mennsdorff, eines früheren Rittmeisters, nach a[illegible]eln der Kunst exerzierte, und im Laufe der nächs[illegible] sehr kleidsame Uniformen nach preußischem Sch[illegible] Auch wir Knaben hatten uns natürlich zu eine[illegible] Korps zusammengeschlossen und es erfüllte mic[illegible]gtem Stolz, als mir wegen meiner schon ges[illegible]ärischen Erfahrungen der Posten eines Unteroffi[illegible]ut wurde und ich einen goldenen Streifen an[illegible] tragen durfte. Wir wurden bald durch un[illegible]en Gepflogenheiten der Schrecken aller ner[illegible]d Tanten. Keine Hausordnung wurde von

Zunächst galt es nun, die nötigen Mannschaften für den Landsturm zusammenzubringen. Schon in den nächsten Tagen trafen mehrere Wagenladungen von Gewehren ein, die mein Vater, Gott mag wissen wo, aufgetrieben hatte. Es waren größtenteils vorsintflutliche Bajonettgewehre, zum Teil noch mit Feuerschloß versehen. Auch eine Anzahl Faschinenmesser kamen zur Verteilung. Quentin beritt die benachbarten Dörfer Erfde, Bergenhusen, Bennebek, Kropp und wußte überall Begeisterung für die Volksbewaffnung und Landesverteidigung zu erwecken. Überall fanden sich auch gediente Unteroffiziere und Soldaten, die das Einexerzieren der jungen Leute zu übernehmen geeignet schienen. Die eigentlichen Kerntruppen der neuen Miliz aber bildete das Kontingent der Johannisberger, Meggerkooger und Meggerdorfer waffenfähigen Jugend, das pünktlich an jedem Nachmittag auf unserem Hof zum Exerzieren antrat. Auf dem rechten Flügel stand als Flügelmann der sechs Fuß lange Beckmann, auf dem linken stand ich, für mein Alter von elf Jahren ziemlich hoch aufgeschossen, mit Feuereifer meine Vogelflinte hantierend. Schon nach einigen Tagen klappte die Sache ganz nett. Nur mit dem Kommando haperte es bisweilen. Quentin war an das holländische Kommando gewöhnt und Johann Kock aus Meggerdorf, der bei den Jägern gedient hatte und jetzt bei uns als Unteroffizier fungierte, konnte sich nur schwer von dem dänischen losmachen und kommandierte nicht selten statt „Rechtsum!“ „Hoire-om!“ und statt „Linksum!“ „Venstre-om!“ Eines Tages wurde ein Bajonettangriff auf eine Reihe von großen Heudiemen ausgeführt, die in der Nähe der Wirtschaftsgebäude zusammengefahren waren und bei einiger Phantasie für Festungsmauern angesehen werden konnten. Unter brüllendem Hurra stürzten wir vorwärts. Als wir

das Ziel unseres Angriffs erreicht hatten, stockte natürlich die Linie. Da erscholl das Kommando unseres Unteroffiziers: „Stött to!" (Stoßt zu), worauf wir berserkerwütig unsere Bajonette in die bedauernswerten Heudiemen hineinbohrten.

Übrigens wurde bald auch eine Kavallerieabteilung gebildet, deren spezielle Führung Beckmann übernahm. Sie übte mit demselben feierlichen Ernst wie die Infanterie. Nur die alten Ackergäule, mit denen sie beritten gemacht war, schüttelten bisweilen verwundert die Köpfe.

Wenn Quentin zu Pferde die Übungen in den benachbarten Dörfern inspizierte, pflegte ich ihn auf meinem Pony zu begleiten. Es war eine herrliche Zeit für ein jedem Eindruck zugängliches Knabenherz.

Inzwischen war die Nachricht zu uns gelangt, daß die lang erwarteten und ersehnten Preußen im Anmarsch seien, eine Nachricht, die alle Herzen höher schlagen machte, denn nun schien die Sache der Herzogtümer gerettet. Natürlich litt es uns nicht am Tage ihres Einzugs zu Hause. Quentin, Beckmann und ich fuhren nach Rendsburg, wohin sich mein Vater schon einige Tage früher zur Eröffnung der Landesversammlung begeben hatte. Auf der Chaussee begegnete uns ein nach Norden marschierendes Freikorps, phantastisch aufgeputzte Gestalten mit federgeschmückten Schlapphüten, die Gewehre an Riemen über die Schulter gehängt, die Offiziere mit breiten schwarz-rot-goldenen, von der Schulter nach den Hüften herabhängenden Schärpen. Sie zogen dahin, die Marseillaise mit einem deutschen Text singend. Auf Befragen erfuhren wir, daß es Württemberger und Badenser seien, die wie so viele aus Süddeutschland, zum Kampf für die Nordmark herbeigeeilt waren. Mit sehnsüchtigen Blicken sah ich

ihnen nach. Die Hälfte meines Lebens hätte ich darum gegeben, wenn ich mit ihnen hätte ziehen dürfen.

Ich will hier einschalten, daß schon acht Tage früher sämtliche verfügbaren regulären Truppen, sowie die drei aus geborenen Schleswig-Holsteinern gebildeten Freikorps nach Flensburg abmarschiert waren, um in der Nähe der Stadt in einer Defensivstellung die von Jütland heranrückenden Dänen zu erwarten. In Rendsburg waren außer der Festungsartillerie nur ein oder zwei Bataillone zurückgeblieben.

Diese kleine Besatzung stand an jenem Tag auf dem Paradeplatz in Rendsburg aufmarschiert. Die armen Kerls sahen jammervoll aus. Bekanntlich trug bis zum Jahre 1848 die dänische Infanterie rote Jacken mit kurzen Frackschößen; dazu unförmliche Tschakos mit fußhohen Pompons und breiten Fangschnüren. Nach der Einnahme Rendsburgs hatte es selbstverständlich noch an Zeit gefehlt, die schleswig-holsteinischen Bataillone sofort neu zu uniformieren. Um sie aber doch nach Möglichkeit von den dänischen zu unterscheiden, hatte man kurz entschlossen die roten Jacken in grüne Farbe getaucht und die Pompons und Fangschnüre von den Tschakos heruntergenommen. Die unglücklichen Soldaten erschienen nun, da die alte rote Farbe durch die grüne vielfach hindurchschillerte und die Tschakos ohne die Kopfzier wie kleine Schornsteine aussahen, in einem geradezu bemitleidenswert komischen Aufzug. Vor der Front hielt der Prinz v. Noer in Generalsuniform, von einem berittenen Stabe umgeben.

Zahllose Ehrenpforten, Girlanden, Fahnen und Flaggen bezeichneten den Weg, den die preußischen Garden nehmen sollten. Eine dichtgedrängte, von gespannter Erwartung erfüllte Menge sah ihnen entgegen, alle Fenster waren Kopf an Kopf besetzt. Auf dem Balkon der „Harmonie“ am

Jungfernstieg standen die Mitglieder der provisorischen Regierung, Beseler, Reventlou, Olshausen. Auch mein Vater hatte sich zu ihnen gesellt; ich durfte neben ihm stehen.

Und als nun das stolze Alexanderregiment heranrückte: mit klingendem Spiel und dem ganzen, in Schleswig-Holstein völlig ungewohnten militärischen Prunk des Schellenbaums, der Fahnen, der glitzernden Uniformen und Helme, da brach ein rasender Jubel los, der sich mit Hut- und Tücherschwenken wirbelwindartig fortsetzte. Die Alexandriner, die kaum 14 Tage zuvor gegen die Berliner Barrikaden einen blutigen Kampf zu bestehen gehabt, die dann zähneknirschend ohne Sang und Klang wie eine geschlagene Truppe die Hauptstadt hatten verlassen müssen, sahen freudig überrascht empor, als hier aus jedem Fenster Blumen und Kränze auf sie herabregneten und sie von einem ungeahnten Enthusiasmus umbraust wurden. Mein Vater packte meine Hand und es überrieselte mich wunderbar, als ich sah, daß auch ihm die Freudentränen in den Bart hinabliefen; die meinigen flossen schon lange. Kein Moment in meinem Leben hat sich mir so unauslöschlich eingeprägt, wie dieser. In späteren Jahren habe ich viele Truppeneinzüge mit angesehen. Ich war zugegen, als am Weihnachtsabend 1863 die Hannoveraner und Sachsen in Altona einrückten, als im Herbst 1866 die preußischen Regimenter aus dem Main-Feldzug nach Flensburg zurückkehrten; ich habe den imposanten Einzug der aus Frankreich heimkehrenden Truppen 1871 in Berlin miterlebt. Es waren das denkwürdige, erhebende Eindrücke, sie verblassen aber alle gegenüber dem Eindruck, den die als Befreier Schleswig-Holsteins erscheinenden preußischen Garderegimenter am 5. April 1848 auf mein Knabengemüt hinterlassen haben.

Dem Freudentaumel, in den alle Welt bei dem Erscheinen der Preußen geraten war, sollte wenige Tage später ein jähes Ende bereitet werden. Man erwartete stündlich die Nachricht von einem Zusammenstoß der dänischen und schleswig-holsteinischen Streitkräfte in der Nähe von Flensburg. Daß bei einem solchen Zusammenstoß die Unsrigen eine Niederlage erleiden könnten, kam niemandem in den Sinn; alles war voll Siegesgewißheit. Um so bitterer war die Enttäuschung.

Am Abend des 9. April, dem Tage des Gefechts von Bau, saßen wir auf Johannisberg zur Feier des Geburtstags irgend eines Hausgenossen in fröhlichster Stimmung beisammen. Quentin, der am Vormittag nach Schleswig geritten war, um über den Stand der Dinge Erkundigungen einzuziehen, war soeben zurückgekehrt und hatte erzählt, daß man in Schleswig in der Richtung auf Flensburg heftiges Schießen gehört habe. Es schien also ein größeres Gefecht stattgefunden zu haben, bei dem selbstverständlich die Unsrigen Sieger geblieben waren. Die Folgen dieses Sieges wurden lebhaft diskutiert und man stieß auf das Wohl der braven schleswig-holsteinischen Krieger an.

Während wir etwa um Mitternacht uns zur Ruhe begeben wollten und auf dem Hausflur einander gute Nacht sagten, erfolgten gegen die Haustür einige dröhnende Schläge und wir hörten draußen eine Stimme: „Lat mi in“ (laßt mich ein). Als die Haustür mit allen Vorsichtsmaßregeln geöffnet wurde, wankte und schwankte ein Dragonerunteroffizier herein, schwarz wie ein Mohr durch den Staub, der Gesicht und Uniform bedeckte. Er schien sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten zu können und fiel, als er in die Verwalterstube geführt wurde, wie ein Mehlsack in einen dort

stehenden Lehnstuhl. Auch sein Gaul draußen legte sich, sobald er sich des Reiters entledigt fühlte, platt auf den Erdboden nieder und war nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen.

Nur mit Mühe gelang es nach Einflößung einiger Gläser Kognak aus dem schlaftrunkenen Unteroffizier herauszubringen, wie er hierher gekommen. Eine blutige Schlacht hatte stattgefunden, Tausende von Leichen bedeckten das Feld, die Schleswig-Holsteiner waren bis fast auf den letzten Mann vernichtet worden. So ungefähr lauteten seine verworrenen Mitteilungen, die sich ja später als sehr übertrieben erwiesen.*) Was ihn selbst betraf, so war seine Schwadron auseinandergesprengt. Die einzelnen Reiter hatten die Flucht ergriffen, heftig von dänischen Dragonern verfolgt. Er war, soweit dies bei den zahllosen Knicks möglich war, querfeldein geritten, hatte in der Angst seines Herzens gänzlich die Richtung verloren und war nun stundenlang umhergeirrt, alle Ortschaften meidend, da er fürchtete, daß diese schon von den verfolgenden Dänen besetzt seien. So war er endlich nach Johannisberg gekommen, wo seine Kräfte und die seines Pferdes gänzlich versagt hatten.

Es war natürlich, daß dieser unerwartete nächtliche Besuch uns in nicht geringe Aufregung versetzte. Niemand wollte zu Bett gehen. Klopfenden Herzens erwarteten wir den anbrechenden Morgen. Dieser brachte neue Schreckenskunde. Eine Schar von Flüchtlingen, Männer, Weiber und Kinder aus den nördlich belegenen Dörfern Kropp, Alt- und Neu-

*) Die Verluste an Toten und Verwundeten betrugen auf dänischer Seite 94 Mann, auf schleswig-holsteinischer 8 Offiziere und 165 Mann. Fast alle Verwundeten und 780 Unverwundete gerieten in dänische Gefangenschaft.

Bennebek ergoß sich auf unsern Hof und berichtete jammernd von den haarsträubenden Greueltaten, die durch die Dänen nach ihrem Sieg verübt worden waren. Die ganze Stadt Schleswig stand in Flammen, die Dänen hatten überall, wohin sie kamen, kleine Kinder auf die Bajonette gespießt, Frauen geschändet, Mord und Brand um sich verbreitet.

Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß alle diese Räubergeschichten lediglich die Ausgeburt einer wild gewordenen Phantasie waren. In Wirklichkeit hatten die Dänen, abgesehen von einigen kleinen hergebrachten Ausschreitungen, wie sie bei jeder Truppe nach einem Gefecht vorzukommen pflegen, die strengste Manneszucht bewahrt. Die Bevölkerung aber war von einer Panik erfaßt, die sie überall blutige Gespenster erblicken ließ. Eine kleine Völkerwanderung entstand, wie sie komischer nicht gedacht werden kann. Die Erfder flüchteten über die Eider, die Meggerdorfer nach Erfde, die Kropper nach Meggerdorf. Jeder glaubte sich gerettet, wenn er sich eine Meile südlicher befand.

An jenem Morgen wurden von uns die tollsten Übertreibungen für bare Münze genommen. „Sauve qui peut“ lautete auch für uns die Parole. Auch wir glaubten flüchten zu müssen, so rasch wie möglich. Mit fieberhafter Hast wurde zusammengerafft und eingepackt, was man nicht entbehren zu können glaubte: Kleidungsstücke, Bettzeug, Silber- und sonstige Wertsachen. Große Ballen wurden zusammengeschnürt, in welche in buntem Durcheinander die verschiedenartigsten Gegenstände hineingestopft waren. So hatte man z. B. das silberne Schreibgeschirr, das meinem Vater von seinen Wählern geschenkt worden war und das noch heute auf meinem Schreibtisch steht, vorsorglich unter Bettwäsche verpackt, in der Eile aber vergessen, das Tintenfaß vorher zu entleeren. In

welchem Zustand sich später beim Auspacken die Bettwäsche befand, möge sich jeder selbst ausmalen.

Mein Vater war, wie erwähnt, in Rendsburg. Wäre er zugegen gewesen, so würde die allgemeine Kopflosigkeit wohl nicht einen solchen Höhegrad erreicht haben. Meine Mutter, die einzige, die ihre Ruhe und Umsicht bewahrte, vermochte die Aufgeregtheit der übrigen nicht zu mäßigen. Selbst der kaltblütige Quentin, der fortwährend zur Eile trieb, hatte die Nerven verloren. Man erwartete in jedem Augenblick das Hereinbrechen dänischer Dragoner.

Nach Verlauf von kaum einer Stunde setzte sich denn nun der seltsame Zug in Bewegung. Voran Quentin hoch zu Roß, den Säbel an der Seite und Pistolen im Gürtel, gefolgt von zwei oder drei berittenen und bewaffneten Landstürmern und dem Unteroffizier dieser Nacht, der kurz vor unserem Aufbruch mit unsäglicher Mühe aus einem todesähnlichen Schlaf erweckt worden war. Dann drei Wagen hintereinander, in dem ersten meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich, im zweiten unsere Haushälterin Mamsell Hahn (ein Seitenstück zu Mamsell Westphalen in Fritz Reuters „Ut de Franzosentid"), die kniefällig meine Mutter angefleht hatte, sie mitzunehmen und nicht den brutalen Angriffen der dänischen Soldateska preiszugeben, ferner zwei Mägde, ebenfalls von Todesangst erfüllt. Auf dem dritten Wagen waren die riesigen Gepäckstücke verladen. Den Schluß machte Beckmann, wiederum zu Pferde und von mehreren Berittenen begleitet. Von Zeit zu Zeit sprengte Quentin an der Wagenseite entlang, um zurückbleibend durch ein Fernglas nach etwa verfolgenden Dragonern auszuschauen.

In dem tiefen Sandweg konnte der Zug natürlich nur langsam vorwärts kommen. Es war daher Spätnachmittag

geworden, als wir die Festungstore Rendsburgs in Sicht bekamen. Eine rauschende Musik tönte uns entgegen. An der Spitze eine preußische Regimentskapelle und geführt von preußischen Offizieren rückten die in dem Gefecht bei Bau geschlagenen und nach Rendsburg retirierten schleswig-holsteinischen Bataillone wieder nach Norden ab, um bei Sorgbrück eine Vorpostenstellung zu beziehen.

An der Zugbrücke vor dem Festungstor machte der preußische Doppelposten Schwierigkeiten, uns einzulassen. Es mochte ihm dieser von Bewaffneten begleitete auffällige Wagenzug verdächtig erscheinen. Wir mußten ziemlich lange warten, bis der herangerufene wachthabende Offizier, nachdem er Quentin ausgefragt und sich eine Reihe von Notizen gemacht hatte, die Erlaubnis zur Einfahrt erteilte. Es war völlige Dunkelheit eingetreten, als wir über das holperige Pflaster der Rendsburger Straßen langsamen Schrittes dahinrollten.

Das Ziel unserer Flucht sollte Pinneberg sein. Es ging aber am Abend kein Eisenbahnzug mehr. Wir mußten daher ein Nachtquartier zu finden suchen, was erhebliche Schwierigkeiten machte, denn Rendsburg glich nach dem Einmarsch der Preußen, die während der letzten Tage noch bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, einem einzigen großen Feldlager, in dem jeder verfügbare Raum zur Unterbringung von Offizieren und Mannschaften Verwendung gefunden hatte. Schließlich überließ man uns einen Winkel in dem Speisesaal des Hotels „Stadt Hamburg", der durch Bettschirme von dem übrigen Raum abgetrennt wurde. Die Situation war um so peinlicher, als meine älteste Schwester gegen Abend erkrankt war und heftig fieberte. Meine Mutter saß voll Sorge an ihrem improvisierten Lager, während die halbe Nacht hindurch

Offiziere gingen und kamen und pokulierend eine sehr laute Unterhaltung führten. Wir waren froh, als am andern Morgen der herbeigeholte Arzt meine Schwester für reisefähig erklärte und wir den ersten Zug zur Weiterfahrt nach Pinneberg benutzen konnten, wo wir mit offenen Armen von den Großeltern empfangen wurden.

II.

Auch in Pinneberg, obwohl dreißig Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, starrte alles in Waffen. Der Schreiber meines Großvaters, ein kleines vermückertes Männchen, war stets mit einem großen Schleppsäbel umgürtet und der Wirt in dem sogenannten „Trichter" am Bahnhofsweg bediente seine Gäste, indem unter seinem Rock aus einem breiten schwarz-rot-goldenen Gurt zwei Reiterpistolen hervordrohten. Aus den angesehensten Männern des Städtchens (oder, wie man damals noch sagen mußte, „des Fleckens") hatte sich eine Bürgergarde gebildet, die unter dem Kommando des Hausvogts v. Mennsdorff, eines früheren Rittmeisters, nach allen Regeln der Kunst exerzierte, und im Laufe der nächsten Wochen sehr kleidsame Uniformen nach preußischem Schnitt erhielt. Auch wir Knaben hatten uns natürlich zu einem streitbaren Korps zusammengeschlossen und es erfüllte mich mit berechtigtem Stolz, als mir wegen meiner schon gesammelten militärischen Erfahrungen der Posten eines Unteroffiziers anvertraut wurde und ich einen goldenen Streifen an meiner Jacke tragen durfte. Wir wurden bald durch unsere kriegerischen Gepflogenheiten der Schrecken aller nervösen Mütter und Tanten. Keine Hausordnung wurde von

13*

uns respektiert. Bald hatten wir früh morgens, bald spät abends Appell. Den größten Teil des Tages verbrachten wir in dem Pinneberger „Fahlt", einem großen, herrlichen Buchenwalde, der sich unmittelbar an den Ort anschließt und an dessen Rand die Pinnau dahinfließt. In einer am Ufer belegenen hölzernen Hütte, die für Spaziergänger mit Tisch und Bänken ausgestattet war, befand sich unser Hauptquartier. Von dort aus wurden in einem weiten Kreise Posten ausgestellt, um von dem Herannahen des Feindes, sobald er sich zeigen sollte, schleunigst Meldung zu machen.

Unser wichtigster Dienst aber bestand in der Einholung der Bundestruppen, die von der Frankfurter Zentralgewalt nach Schleswig-Holstein gesandt waren und deren Durchmarsch damals begann. Fast kein Tag verging, ohne daß neue Truppenteile zur Einquartierung angesagt wurden. Pünktlich erwarteten wir die heranmarschierenden am Eingang des Ortes, indem wir zur Seite des Weges Aufstellung nahmen. Sobald sich die Truppen zum Einmarsch formiert hatten, schwenkten wir in Sektionen ein, setzten uns vor der Musik an die Spitze und führten dergestalt die fremden Krieger zu dem Platz vor der Landdrostei, wo die Quartierbillets ausgegeben wurden. Dabei hatten wir die Empfindung, daß das Hauptinteresse bei dem Einzug eigentlich uns gelten müsse. Mit herausfordernder Miene schauten wir nach rechts und links, um die Blicke der Zuschauer auf unsere martialische Haltung zu lenken.

Wie viele Bataillone, Schwadronen, Batterien haben wir auf diese Weise ihrem Bestimmungsort zugeführt! Hannoveraner und Mecklenburger, Sachsen und Braunschweiger, Bayern und Hessen. Ja selbst die kleinsten thüringischen Staaten waren vertreten. Eines Tages hatten wir ein besonders buntscheckiges Bataillon mit den üblichen Ehren

geleitet. Ein junger, sehr fidel aussehender Unteroffizier kam zu uns ins Quartier. Als mein Großvater ihn nach der ersten Begrüßung befragte, welchem Kontingente er denn eigentlich angehöre, warf er sich in die Brust und antwortete: „Ich bin ein Reuß-Schleiz-Greiz-Ebersdorf-Lieb- und Lobensteiner!“

Durch unsere Erfolge kühn gemacht, ließen wir uns auch auf selbständige Unternehmungen ein. Eines Tages war in Pinneberg ein Strolch gesehen worden, den man mit Recht oder Unrecht mit einem kürzlich verübten Diebstahl in Verbindung brachte. Man vermutete, daß er sich, um den Nachforschungen der Polizei zu entgehen, im Walde versteckt halte. Die Dienstmädchen machten sich gegenseitig gruselig, indem sie sich die räuberischen Überfälle ausmalten, die möglicherweise noch von dem Strolch verübt werden konnten. Hierdurch wurde unser Tatendurst mächtig angeregt. Wir hielten Kriegsrat und beschlossen, den Missetäter zu fangen und im Triumph der rächenden Obrigkeit zuzuführen. Ein mondheller Abend wurde zur Ausführung der Unternehmung bestimmt. Heimlich schlichen wir uns vom Hause fort und sammelten uns in der Hütte. Von dort aus wollten wir auf einem schmalen, wenig begangenen Fußpfad uns dem Dickicht vorsichtig nähern, von dem wir annahmen, daß der Strolch in ihm nächtigen werde. Wir wollten das Gestrüpp leise umstellen, dann plötzlich hervorbrechen und den Strolch, noch ehe er sich von seiner Überraschung erholen konnte, mit Stricken binden. Im Gänsemarsch setzte sich die Expedition in Bewegung. Voran unser Hauptmann, ein stämmiger, 14jähriger Junge, der, weil er uns allen an Kräften überlegen war, die Würde des Häuptlings errungen hatte. Dann folgte ich als kriegserfahrener Unter-

offizier und hinter mir die aus etwa 15 bis 20 Knaben bestehende Mannschaft. Anfänglich schritten wir trotz der Dunkelheit rüstig vorwärts. Je mehr wir uns aber dem ominösen Dickicht näherten, desto langsamer wurden unsere Bewegungen. Jeden Augenblick wurde Halt gemacht. Bald war es ein vom Mondlicht gespenstisch beleuchteter Baumstamm, bald ein laut knackender, trockner Ast, der unsere Schritte hemmte. Endlich war das Ziel erreicht. In gebückter Haltung schlichen wir uns klopfenden Herzens immer näher heran. Da hörten wir plötzlich dicht vor uns ein lautes entsetzliches „Hu! Hu! Wau! Wau!“

Wer diese unheimlichen Laute ausgestoßen, hat niemals festgestellt werden können. Tatsache ist nur, daß wir in einer Weise Reißaus nahmen, die mit einem geordneten militärischen Rückzug nur wenig Ähnlichkeit hatte Namentlich unser Hauptmann befleißigte sich einer so beschleunigten Gangart, daß er alle seine Hintermänner über den Haufen rannte. Mit zerrissenen Hosen und geschundenen Knien kehrten wir nach Hause zurück, nicht ohne, daß wir uns vorher durch einen feierlichen Eid verpflichtet hatten, über den Verlauf unserer Expedition absolutes Stillschweigen zu bewahren.

Unter den Knaben, mit denen ich die intimste Kameradschaft hielt, befanden sich die drei jüngsten Söhne des Amtsverwalters v. Krogh. Er selbst stand mit seinen fünf ältesten Söhnen im Felde und kommandierte eins der neugebildeten schleswig-holsteinischen Freikorps. Ein Bruder von ihm stand ebenfalls im Felde, aber als dänischer General. Es war derselbe, der 1850 den Oberbefehl über die dänische Armee erhielt und die Schlacht von Idstedt gewann. Derartige Zerwürfnisse gehörten damals nicht zu den Seltenheiten. Auch in unserer Familie kamen sie vor. Mein Vetter, Detlef

v. Nielsen, im Kopenhagener Kadettenkorps erzogen, focht auf dänischer Seite als Offizier, sein Bruder Heinrich als freiwilliger Musketier auf deutscher. Am Tage von Idstedt wußten sie beide, daß sie sich direkt gegenüberstanden, und dabei liebten sie sich schwärmerisch.

Nicht ohne bange Sorge hatten wir der Entwicklung der Dinge auf Johannisberg entgegengesehen. Wenn die Gerüchte über angebliche Greueltaten der Dänen auch längst ihre Glaubwürdigkeit verloren hatten, so würde es mit Recht doch keine Verwunderung erregt haben, wenn die Dänen auf Johannisberg nicht gerade glimpflich gehaust hätten. Mein Vater galt bei den Dänen als einer der schlimmsten „Oprörer"; es war auch kein Geheimnis geblieben, daß er den Landsturm im südlichen Schleswig ins Leben gerufen und die Waffen dafür beschafft hatte. Die Befürchtung lag daher nahe, daß man an seiner Besitzung sein Mütchen kühlen würde. Merkwürdigerweise blieben aber die zurückgebliebenen Bewohner Johannisbergs von den Dänen völlig unbehelligt. Erst später fand sich die Aufklärung für diese unbegreiflich erscheinende Schonung. Ein schlauer, meinem Vater treu ergebener Bauer in der Dorfschaft Kropp, die von den Dänen besetzt war, hatte das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß Johannisberg eine preußische Sauvegarde erhalten habe und daß namentlich dort preußische Geschütze zur Bestreichung des sogenannten Umleitungsdeiches, des einzigen Zugangsweges von Kropp aus postiert seien. Unter diesen Umständen war allerdings ein Vormarsch auf Johannisberg ein nicht ungefährliches Unternehmen. Solange das Märchen Glauben fand, konnte man sich dort in Sicherheit wiegen. Allmählich wurden aber die Dänen, wahrscheinlich durch eine gut organisierte Spionage, über den wirklichen Sachverhalt aufgeklärt, und nun wurde

endlich beschlossen, eine Strafexpedition nach Johannisberg abgehen zu lassen. Der Leutnant Svane, ein Fanatiker, der zu den wenigen dänischen Offizieren gehörte, die sich brutale Übergriffe gegen die Einwohner im südlichen Schleswig hatten zuschulden kommen lassen, wurde mit der Führung der Expedition beauftragt. Er rückte mit einem Zug Dragoner am Morgen des Ostersonntags aus und wer kann sagen, welche Exzesse verübt worden wären, wenn er Johannisberg wirklich erreicht hätte. Aber ein seltsames Spiel des Zufalls wollte, daß die Preußen gerade am Ostersonntag zum Angriff gegen Schleswig vorgingen. Svane hatte noch nicht die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als in seiner linken Flanke, wenn auch in erheblicher Entfernung, die Helmspitzen preußischer Kavallerie auftauchten. Schleunigst machte er Kehrt und nur auf Umwegen gelang es ihm, seine Schwadron zu erreichen, die Kropp bereits nach kurzem Feuergefecht geräumt hatte.

Wenige Wochen nach der Schlacht von Schleswig, die am Ostersonntag geschlagen wurde, kehrten wir zum heimatlichen Herd zurück.

Kapitel VI.

Aus den fünfziger Jahren.

I.

Nach der Wiederauslieferung der Herzogtümer an Dänemark durch Preußen und Österreich lastete auf dem Lande eine dumpfe, hoffnungslose Schwüle. Man war des Kampfes müde und fand sich stumpfsinnig ins Unvermeidliche. Hätte die dänische Regierung damals versöhnliche Saiten angeschlagen, hätte sie sich bemüht, die schweren materiellen Schäden, die der dreijährige Krieg hüben und drüben angerichtet, mit schonender Hand zu heilen und auf einen Ausgleich der nationalen Gegensätze hinzuarbeiten, es wäre ihr leicht geworden, die Schleswig-Holsteiner zu gewinnen. Nicht gegen Dänemark, das man als tüchtigen, wehrhaften Gegner kennen und achten gelernt, richtete sich die allgemeine Erbitterung, sondern gegen die beiden deutschen Großmächte, namentlich gegen Preußen, das man direkt des Verrats an der deutschen und schleswig-holsteinischen Sache beschuldigte.

Wieweit der Preußenhaß ging, davon erlebte ich ein bezeichnendes Beispiel.

Infolge einiger übermütigen Streiche, die ich zusammen mit einigen Mitschülern des Meldorfer Gymnasiums verübt hatte (sie können mein Gewissen nicht sehr beschwert haben, denn ich erinnere mich ihrer mit dem besten Willen nicht mehr), wurde mir vor versammeltem Lehrerkollegium der gute Rat erteilt, das Gymnasium zu verlassen (was man auf deutsch consilium abeundi nennt). Mir persönlich war diese Wendung der Dinge eigentlich gar nicht unangenehm, denn ich hegte seit langem den Wunsch, Soldat zu werden, einen Wunsch, den ich aber bisher noch nicht geäußert hatte, weil ich den entschiedenen Widerspruch meiner Mutter fürchtete. Zu meinem Erstaunen zeigte meine Mutter ein verständnisvolles Entgegenkommen, als ich ihr jetzt meine Zukunftspläne vortrug. „Aber," fügte sie hinzu, „an meine Einwilligung knüpfe ich eine Bedingung. Tritt in hannöversche, sächsische, österreichische, meinetwegen auch in russische Dienste, nur nicht in preußische. Ich würde es nicht ertragen, meinen Sohn in preußischer Uniform zu sehen." So dachten damals die meisten. Man muß sich diese Stimmung vergegenwärtigen, wenn man verstehen will, warum es Preußen zwölf Jahre später, trotz der Vertreibung der Dänen, so schwer wurde, sich die Sympathien der Schleswig-Holsteiner zu erwerben. Die Erbitterung vom Anfang der fünfziger Jahre wirkte noch immer nach und die Knaben von damals, die sie frisch in sich eingesogen hatten, waren inzwischen Männer geworden und befanden sich großenteils in ausschlaggebenden Stellungen.

Meine militärischen Pläne scheiterten übrigens aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde und ich beschloß, nachdem ich durch eine Art Presse genügend vorbereitet war und die erforderliche Prüfung bestanden hatte, Jura zu studieren.

Als ich im Herbst 1855 die Universität Kiel bezog, erfüllte mich neben dem Preußenhaß ein wüster Radikalismus, der ebenfalls ein Niederschlag der Stimmungen war, die damals die schleswig-holsteinische Jugend beherrschten. Es gehörte gewissermaßen zum guten Ton, in der Pose zynischen Weltschmerzes die Begriffe Religion, Vaterland, Monarchie zum alten Eisen zu werfen, für die Helden der französischen Revolution zu schwärmen und von der Wiederkehr einer roten Republik in Frankreich den Umsturz der staatlichen Einrichtungen in Deutschland zu erhoffen. Meine Lieblingsschriftsteller waren Heine und Börne, Feuerbach und Bruno Bauer. Je radikaler, desto besser! Ich hatte die ganze Literatur des „Jungen Deutschlands" in mich aufgenommen und sah in „Gutzkows Rittern vom Geist" ernsthaft zu nehmende politische Vorbilder.

Da fiel mir ein Buch in die Hand, das um die Mitte der fünfziger Jahre das größte Aufsehen erregte und rasch hintereinander mehrere Auflagen erlebte: Julian Schmidts Geschichte der deutschen Literatur. Man macht sich heute nur schwer einen Begriff von der gründlichen Umwälzung, die dieses Buch in den Köpfen der studierenden Jugend bewirkt hat. Aber freilich, schwer begreiflich erscheint einem auch heute, wie es überhaupt möglich war, daß die damalige Jugend von politischen und literarischen Anschauungen beherrscht werden konnte, die in der Gegenwart als völlig abgestanden gelten, ja für die kaum noch ein historisches Interesse zu finden ist. Wer braucht heute noch davon überzeugt zu werden, daß in der Heineschen Poesie und Prosa nicht alles Gold ist, was glänzt, daß sie im Gegenteil, von wenigen herrlichen Ausnahmen abgesehen, den Deckmantel für eine erbärmliche, vaterlandslose Gesinnung und

für unwahre und unreine Empfindungen bilden oder daß Börnes politische Schriften bei Licht besehen nichts als öde, von Unwissenheit strotzende Kannegießereien sind! Damals gehörte ein nicht gewöhnlicher Mut dazu, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und den gesunden Menschenverstand gegen die Herrschaft der volltönenden Phrase und krankhaften Gefühlspolitik ins Feld zu führen.

Nicht nur die durchdringende Schärfe und Klarheit der Kritik, vor der die jungdeutschen Ideale wie Spukgestalten im Nebel zerrannen, gab dem Buch einen eigenen Reiz; seine Anziehungskraft lag ebensosehr in dem warmherzigen Patriotismus, von dem es durchweht war. Zum erstenmal wurde mir hier die Bedeutung des preußischen Staates klar mit seiner ruhmvollen Vergangenheit, seinen gesunden Nerven, seinem kategorischen Imperativ und seiner Eroberungskraft. Der Gedanke, daß Preußen allein imstande sei, Deutschland im Sinne der nationalen Einigung umzugestalten und auch mein engeres Heimatland dem großen Ganzen anzufügen, faßte damals zum erstenmal Wurzel. Er befestigte sich mehr und mehr während meiner Studienzeit, namentlich während meines Aufenthalts in Leipzig und Berlin und bildete den Ausgangspunkt für meine spätere politische Tätigkeit. Insofern darf ich Julian Schmidt als meinen ersten Lehrmeister in der Politik bezeichnen.

II.

Vorerst freilich wurde ich durch andere Dinge in Anspruch genommen. Ich stürzte mich kopfüber in den Strudel des Studentenlebens.

Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, meine eigentlichen studentischen Erlebnisse zu schildern, denn sie bieten des Interessanten und Ungewöhnlichen viel und fallen in eine Zeit, in der es auch in der Studentenwelt gärte. Meine Schilderungen würden aber einen zu breiten Raum einnehmen, wollte ich mehr wie eine oberflächliche Skizze liefern und diese würde ohne näheres Eingehen auf Einzelheiten kaum ein richtiges Bild geben. Ich beschränke mich also darauf, hier das Geständnis abzulegen, daß ich den Becher des Studentenlebens bis zur Neige geleert habe, daß ich der erste und der letzte auf der Kneipe gewesen bin und den Fechtboden häufiger besucht habe, als die Hörsäle. Wenn ich heute als alter Mann auch zugeben will, daß ich mehr wie unbedingt notwendig, Allotria getrieben, daß ich manche Stunde besser, wie geschehen, hätte verwerten können, daß manche Lücke in meinem Wissen nicht fühlbar gewesen wäre, wenn ich auf der Universität mehr den Wissenschaften und weniger dem Komment gelebt hätte, — heucheln müßte ich doch, wollte ich behaupten, daß ich mit irgendwelchem Gefühl von Reue an meine Studentenzeit zurückdächte. Ich habe kein Verständnis für die alten Herren, die griesgrämlich die Torheiten ihrer Jugend benörgeln, denn in diesen Torheiten, wenn man sie überhaupt so nennen will, liegt doch die Poesie des Lebens. Könnte ich noch einmal wieder jung werden, — ich glaube

kaum, daß ich mich als Musterknabe präsentieren würde; ich würde wahrscheinlich genau so wieder über die Stränge schlagen, wie ich es vor fünfzig Jahren getan habe. Noch heute kann ich mich im Geiste mit vollem Verständnis in den Gedankenkreis eines Korpsstudenten zurückversetzen, der nur darauf sinnt und trachtet, seinen Farben Ehre zu machen. Manche Auszeichnung ist mir später im Leben zuteil geworden, die mich in gehobene Stimmung versetzt hat, aber niemals habe ich doch ein lebhafteres Gefühl der Genugtuung empfunden, als an jenem Tage, wo ich erster Chargierter meines Korps geworden war.

III.

In Leipzig, wo ich von Michaelis 1856 bis dahin 1857 studierte, besuchte ich zum erstenmal regelmäßig Vorlesungen. Ich hörte bei Wächter Pandekten und Kriminalrecht, bei Albrechts Staats- und Kirchenrecht, bei Roscher Nationalökonomie. Namentlich das letztere Kolleg interessierte mich lebhaft. Die historisch-physiologische Methode Roschers, die von der Aufstellung allgemein gültiger, volkswirtschaftlicher Gesetze vollständig absah und die einzelnen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens (z. B. Zunftzwang und Gewerbefreiheit, Freihandel und Schutzzoll) aus den politischen und sozialen Zuständen eines Volkes in dessen verschiedenen Lebensaltern erklärte, erleichterte ungemein das Verständnis für Fragen der praktischen Handels- und Gewerbepolitik und gab die Anregung, sich mit solchen zu beschäftigen. Ich suchte mich über die Verhältnisse des deutschen Zollvereins durch Privatlektüre zu informieren und kam

immer wieder auf Friedrich List zurück, dessen System der politischen Ökonomie, wenigstens in seinem historischen Teil, ich schon als Knabe gelesen hatte. Zu den volkswirtschaftlichen Anschauungen, wie ich sie mir in Leipzig gebildet habe, bekenne ich mich auch noch heute, während meine politischen Ansichten im Laufe der Jahrzehnte wiederholten Wandlungen unterworfen gewesen sind.

Nachdem ich wieder nach Kiel zurückgekehrt war und mich hier von neuem ein Jahr lang ausschließlich dem Korpsleben gewidmet hatte, begab ich mich um Michaelis 1858 nach Berlin und verlebte hier einen sehr interessanten Winter.

Die Regentschaft des Prinzen von Preußen war eingesetzt, die „neue Ära" hatte begonnen. Man sah gespannt der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen und erwartete einen völligen Umschwung nicht nur in der inneren, sondern ebenso in der auswärtigen Politik.

Der totale Stimmungswechsel der öffentlichen Meinung fand seinen charakteristischsten Ausdruck in der äußeren Physiognomie des Abgeordnetenhauses vor und nach den Neuwahlen. Ich wohnte der ersten Sitzung des im Oktober zur Anerkennung der Regentschaft einberufenen alten Abgeordnetenhauses bei. Fast die ganze rechte Seite des Hauses war durch Herren in Uniform eingenommen, in ihrer überwiegenden Mehrzahl Landräte, wie denn ja die damalige Kammer seit Jahren den Spitznamen „Landratskammer" führte. Die konservative Fraktion dehnte sich dann noch über einen großen Teil der linken Seite aus. Auf der äußersten Linken saß das kleine Häuflein der alt-liberalen Opposition: Graf Schwerin, Frhr. v. Patow, Präsident Wentzel, Präsident Lette u. a. Einen merkwürdigen Kontrast hierzu

bildete das Abgeordnetenhaus, das im Januar, nach den inzwischen stattgehabten Neuwahlen zusammentrat. „Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht!“ Die große konservative Partei war bis auf 15 Mandate zusammengeschmolzen und dieser kleine Rest unter der Führung von Arnim-Neustettin und Blankenburg saß nicht etwa auf der äußersten Rechten, sondern auf der äußersten Linken, da, wo früher Schwerin, Patow usw. gesessen hatten. In Nachahmung englischer Sitten hatte die neue große liberale Partei, die sich jetzt als die ministerielle gerierte, die Sitze der ganzen rechten Seite des Hauses mit Beschlag belegt und in der vordersten Reihe saß ihr Führer, Freiherr von Vincke. Die konservative Partei war unter lebhaftem Protest ihrerseits auf die linke Seite gedrängt. Die neue Zentrumspartei unter Führung der beiden Reichensperger nahm die vorderen Bänke der Mitte ein und auf der Linken saß dann noch die sogenannte Fraktion „Jung-Litauen“, die Vorläuferin der späteren Fortschrittspartei.

Durch einen Zufall kam ich mit den Herren von Jung-Litauen in nähere Berührung. Ein Freund und Landsmann von mir, August Schwerdtfeger-Wetterade, der mich auf der Durchreise in Berlin besuchte, war von seiner Universitätszeit her mit dem Abgeordneten v. Hennig befreundet und machte mich mit diesem bekannt. Zu einem Diner, das Herr v. Hennig im Hotel du Nord gab, erhielt ich infolgedessen auch eine Einladung. Ich lernte hier eine Reihe späterer parlamentarischer Berühmtheiten kennen, so Behrend-Danzig, der während der Konfliktszeit eine kurze Zeit Vizepräsident des Abgeordnetenhauses war, v. Forckenbeck, v. Hoverbeck, v. Saucken-Julienfelde. Auch Vincke war zugegen. Eine kleine Szene, die sich nach Tisch abspielte, ist

mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Vincke, der damals den Höhepunkt seines politischen Einflusses erreicht und als Redner und Debatter nicht seinesgleichen hatte, war von einem großen Selbstbewußtsein getragen und behandelte die jungen Herren aus Ostpreußen, von denen im Abgeordnetenhause noch niemand das Wort genommen hatte, etwas von oben herab, etwa wie ein Korpsstudent im sechsten Semester neueingetretene Füchse. Er riß die Unterhaltung an sich und ließ keinen Widerspruch aufkommen. Dies verdroß offenbar den Freiherrn v. Hoverbeck und veranlaßte ihn zu wiederholten ironischen Zwischenbemerkungen, die wiederum Vincke reizten. Plötzlich sprang dieser auf, Hoverbeck ebenfalls und nun standen sich die beiden liberalen Freiherren wie ein paar Kampfhähne gegenüber, ein seltsamer Anblick, denn größere Gegensätze in der äußeren Erscheinung waren nicht zu denken. Vincke, vierschrötig und stiernackig, das breite, gerötete Gesicht von einer großen Brille beschattet, durch welche zwei kleine funkelnde Augen blitzten, Hoverbeck, lang aufgeschossen, mindestens einen Kopf größer, blaß, in hochmütiger Haltung, das Monokel im Auge. Herr v. Hennig, als liebenswürdiger Wirt, hatte seine liebe Not, die erregten Gemüter zu beschwichtigen.

Noch eine andere politische Größe lernte ich kennen, und zwar beim Glase Bier. Es existierte damals in ganz Berlin nur ein einziges Lokal, in dem echtes bayrisches Bier verzapft wurde, der „schwere Wagner", Ecke der Charlotten- und Behrenstraße. Hier saß Abend für Abend ein alter, würdig und vornehm aussehender Herr mit vollen, schneeweißen Haaren und scharfgemeißelten, ausdrucksvollen Gesichtszügen, der von der Korona, die ihn umgab, mit respektvoller Aufmerksamkeit behandelt wurde. Es war Waldeck, der

berühmte Führer der preußischen Demokratie aus der Revolutionszeit. Er hatte sich nach dem Eintritt der Reaktion grollend aus dem politischen Leben zurückgezogen und war auch jetzt noch nicht wieder ins Abgeordnetenhaus eingetreten. Dafür gewährte er beim schweren Wagner seinen Getreuen Audienz, die hier jeden Abend seinen Worten andächtig lauschten. Ich war eigentlich enttäuscht, als ich ihn zum erstenmal sah, denn er machte durchaus nicht den Eindruck eines Volkstribunen, sondern den eines höheren preußischen Bureaukraten.

Eines Abends traf ich beim schweren Wagner mit Theodor Mügge zusammen, in dessen Hause ich, in Erinnerung an seinen Besuch auf Johannisberg (siehe Kapitel III), liebenswürdige Aufnahme gefunden hatte. Mügge stellte mich Waldeck vor und dieser schüttelte mir kräftig die Hand, indem er äußerte, es mache ihm große Freude, den Sohn eines Mannes kennen zu lernen, der zu den besten Männern Deutschlands gezählt habe. Das war mir natürlich angenehm zu hören. Er erkundigte sich dann nach den Zuständen in Schleswig-Holstein, die ich mit jugendlicher Lebhaftigkeit als unerträglich schilderte. Als ich dabei der Beschwerden erwähnte, die damals von seiten der holsteinischen Stände zur Wahrung der Landesrechte an den Bundestag gerichtet worden waren, bemerkte Waldeck, solche Beschwerden seien töricht, von Deutschland und nun gar vom deutschen Bundestage sei nicht die geringste Hilfe zu erwarten, wir sollten doch lieber die alten Scharteken von Landesrechten mit ihren ritterschaftlichen Privilegien einfach über Bord werfen und uns mit der dänischen Demokratie zu verständigen suchen. Das ging mir denn doch wider den Strich. Ich erlaubte mir eine Gegenbemerkung, worauf Waldeck mit einer abweisenden Handbewegung

die Unterhaltung abbrach und sich einem anderen der Anwesenden zuwandte. Es machte den Eindruck, als ob Waldeck, nachdem der schleswig-holsteinischen Ritterschaft wieder die Führung im Kampfe gegen Dänemark zugefallen war, jede Sympathie für unsere Sache verloren hatte.

Daß diese Begegnung nicht gerade geeignet war, meine früheren radikal-liberalen Neigungen aufs neue zu beleben, wird man begreiflich finden.

Kapitel VII.

Das Wiedererwachen des politischen Lebens in Schleswig-Holstein.

I.

Die Herzogtümer waren 1851 durch die beiden deutschen Großmächte nicht bedingungslos an Dänemark ausgeliefert worden. Dänischerseits hatte man die Verpflichtung übernehmen müssen, ihnen beschließende Stände für ihre Sonderangelegenheiten zu bewilligen und diesen Ständen eine beratende Mitwirkung bei Erlaß einer Gesamtstaatsverfassung zuzugestehen. Zugleich war das Versprechen abgegeben worden, die Gleichberechtigung der deutschen Nationalität in Schleswig anzuerkennen und, was die Hauptsache, Schleswig nicht in Dänemark zu inkorporieren. Dieser letzte Punkt wirkte wie ein arger Dämpfer auf den Siegesjubel der eiderdänischen Partei, die sich damit die heißersehnte Beute wieder entrissen sah. Freilich nur staatsrechtlich, denn tatsächlich war das Objekt des jahrelangen Kampfes, das Herzogtum Schleswig, ihrer schrankenlosen Willkür preisgegeben.

Ohne sich im mindesten um die abgegebenen Versprechungen zu kümmern, begann die dänische Verwaltung die Danisierung des Herzogtums mit einer geradezu brutalen Rücksichtslosigkeit in Angriff zu nehmen. Fast sämtliche

deutsche Beamte wurden aus ihren Stellen entfernt und durch geborene Dänen ersetzt. In den nördlichen und sogenannten „gemischten" Distrikten bis zur Schlei herunter, ja selbst zum Teil in den rein deutschen Distrikten wurde die dänische Sprache als Kirchen- und Schulsprache eingeführt. Deutsche Hausandachten, Hausgottesdienste und Sonntagsschulen wurden verboten. Es erregte doch selbst in dem dänenfreundlichen England großes Befremden, als der Präsident der schleswigschen Ständeversammlung, der sehr gemäßigte Propst Otzen bei den Verhandlungen im Jahre 1856 die Tatsache mitteilte, daß in seinem Wahldistrikt, der Propstei Gottorp, wo kein Mensch dänisch verstehe, in nicht weniger als neun Kirchen dänisch gepredigt werde. Deutsche Kirchen- und Schulpatrone, welche der Danisierung Widerstand leisteten, wurden einfach im Verwaltungswege ihrer Patronatsrechte beraubt. Von den polizeilichen Schikanen will ich gar nicht erst reden, um mich nicht ins Detail zu verlieren. Rechtswidrige Haussuchungen, Konfiskationen, Verhaftungen und Einsperrungen waren an der Tagesordnung. Die deutsche Bevölkerung ertrug in stoischer Gleichgültigkeit alle diese Drangsalierungen. Sie hatte sich resigniert ins Unvermeidliche ergeben, von deutscher Hilfe erwartete sie nichts mehr.

Maßvoller verfuhr man in Holstein. Freilich wurde auch hier nach Aufhebung der von der provisorischen Regierung erlassenen Vereins- und Preßgesetze jede freie Meinungsäußerung rücksichtslos unterdrückt, und zwar im Wege willkürlichen, polizeilichen Verbots. Man hütete sich aber doch, eben weil Holstein zum deutschen Bunde gehörte, mit ähnlichen Gewaltmaßregeln, wie in Schleswig, in öffentliche oder privatrechtliche Verhältnisse einzugreifen. Die einzelnen Beamten wurden mit wenigen Ausnahmen in ihren Stellungen

belassen und man ging namentlich Konflikten mit der Ritterschaft vorsichtig aus dem Wege.

Nachdem in dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 die neue dänische Thronfolgeordnung zugunsten des Prinzen Christian von Glücksburg, sowie die Integrität der dänischen Monarchie und die Verbindung Holstein-Lauenburgs mit dem deutschen Bunde durch England, Frankreich, Österreich, Preußen, Rußland und Schweden garantiert worden war, begannen die Versuche, unter Anknüpfung an die Gesamtstaatspläne Christians VIII. eine gemeinsame Verfassung für Dänemark, für Schleswig und für Holstein-Lauenburg ins Leben zu rufen. Sie mußten an der Unmöglichkeit scheitern, disparate Elemente künstlich zusammenzuschweißen. Eine Verfassung, unterm 26. Juli 1854 von dem konservativ gerichteten Ministerium Örsted erlassen, erregte die wildeste Erbitterung der Eiderdänen, weil sie die Möglichkeit offen ließ, daß die gewählten dänischen Mitglieder des gemeinsamen Reichsrats (ein Teil sollte ernannt werden) auch einmal überstimmt werden konnten. Mit Hilfe der Gemahlin des Königs, der berüchtigten Gräfin Danner alias Rasmussen wurde das Ministerium Örsted gestürzt, an seine Stelle trat ein Ministerium Scheele*), das nichts Eiligeres zu tun hatte, als die soeben publizierte Verfassung wieder aufzuheben und am 2. Oktober 1855 eine neue zu oktroyieren, die in der Zusammensetzung des Reichstags den Dänen eine unerschütterliche Mehrheit gewährleistete. Dies war von um so größerer Bedeutung, als die Bewilligung und Überwachung des gesamten

*) Der frühere Amtmann und Regierungspräsident v. Scheel setzte, als er Minister geworden, seinem Namen ein „e" hinzu, um dadurch den Eindruck zu erwecken, als ob er mit der altadeligen hannoverschen Familie v. Scheele verwandt sei, worüber diese durchaus nicht sehr erbaut war.

Staatshaushalts dem Reichsrat zugewiesen war und auch die Verwaltung der Domänen nach der neuen Verfassung zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten gerechnet werden sollte. Die verhältnismäßig reichen Einkünfte der Domänen in Schleswig und Holstein flossen also in dieselbe Kasse, wie die sehr geringfügigen Dänemarks.*) Damit war einer neuen „Prägravation" der Herzogtümer der gesetzliche Stempel aufgedrückt.

Gegen die flagrante Verletzung der Abmachungen und Zusicherungen von 1852, wie sie in dieser ohne Anhörung der ständischen Vertretungen der Herzogtümer erlassenen Verfassung enthalten war, richteten sich die Verhandlungen der holsteinischen Ständeversammlung von 1856. Sie tagte zum erstenmal unter dem Vorsitz eines Mannes, der von jetzt ab den maßgebendsten Einfluß auf die Geschicke des Landes ausüben sollte. Baron Karl von Scheel-Plessen, einer alten ritterschaftlichen Familie entstammend, die sowohl in Holstein, wie auf Seeland und Fünen reich begütert ist, war bisher mit seinen Sympathien ganz auf dänischer Seite gewesen. In den verschiedensten amtlichen Stellungen, zuerst als Amtmann von Sonderburg und Norburg, dann 1848, wenn auch nur vorübergehend, als Präsident der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei, 1849—1850 als Departementschef unter der preußisch-dänischen Landesverwaltung traurigen Andenkens, 1852 als Chef der Zivilverwaltung in Holstein, hatte er stets die Interessen Dänemarks mit Eifer wahrgenommen. Jetzt trat er zur Opposition über, nicht obgleich, sondern weil er ein entschiedener Anhänger der dänischen Gesamtstaatsidee war. Mit voraussehendem Scharf-

*) Nach dem Normalbudget von 1856 brachten die Domänen dem Staate ein: in Dänemark 1617000 Tlr., in Schleswig 1768000 Tlr., in Holstein 1660000 Tlr.

blick erkannte er, daß das vertragswidrige Vorgehen des Ministeriums Scheele die Grundlagen des dänischen Gesamtstaates erschüttern, ja dessen Zusammenbruch schließlich herbeiführen müsse. Dem wollte er vorbeugen. Auch persönliche Motive mögen bei ihm mitgewirkt haben. Seiner durch und durch vornehmen Natur war das unwürdige, von der Gräfin Danner beherrschte Treiben am Kopenhagener Hofe gründlich zuwider und mit unverhohlener Verachtung sah er auf den Emporkömmling Scheele herab, der sich zum Handlanger des Eiderdänentums hergab. Nur mit gemischten Gefühlen nahmen ihn die Alt-Schleswig-Holsteiner in ihren Reihen auf. Er war eigentlich bei niemandem in der Versammlung beliebt, keiner traute ihm recht und doch hatte jeder das Empfinden, daß ihm bei seiner eminenten Begabung die Führung gebühre. Die überlegene Sicherheit, mit der er die Verhandlungen leitete, namentlich aber sein entschiedenes mit beißendem Sarkasmus gewürztes Auftreten dem königlichen Kommissarius gegenüber gewannen ihm bald das volle Vertrauen der Versammlung. In späteren Sessionen ist er stets einstimmig zum Präsidenten wiedergewählt worden.

Auf Scheel-Plessens Betreiben beschlossen die Stände, den Minister v. Scheele des Verfassungsbruches anzuklagen. Diese Anklage blieb wirkungslos, weil sich das Oberappellationsgericht in Kiel, das inzwischen durch willkürliche Entlassungen und Neuernennungen eine Umgestaltung erfahren hatte, für unzuständig erklärte.

Im dänisch-deutschen Reichsrat aber, der am 1. März 1856 im Christiansborger Schloß durch den König feierlich eröffnet wurde, protestierten die holsteinischen Mitglieder unter Führung Scheel-Plessens gegen die Gültigkeit einer Verfassung, bei deren Erlaß die Stände Holsteins

nicht gehört seien; zugleich brachten sie die Domänenfrage zur Sprache. Selbstverständlich blieben sie in der Minorität Ihr entschlossenes Auftreten aber hatte die Wirkung, daß man sich in Berlin und Wien und in Frankfurt beim Bundestage wieder für die schleswig-holsteinische Frage zu interessieren begann, die während des Krimkrieges völlig in Vergessenheit geraten war. Ein diplomatischer Notenwechsel nahm seinen Anfang, dessen Tonart im weiteren Verlaufe der Verhandlungen immer gereizter wurde und der trotz wiederholter retardierender Momente endlich zur Bundesexekution von 1863 und zum Kriege von 1864 führte.

II.

Um dieselbe Zeit veröffentlicht Wilhelm Beseler eine kleine Schrift: „Zur schleswig-holsteinischen Sache im August 1856“, die nach einem lichtvollen Rückblick auf die bisherigen politischen Kämpfe um die deutsche Nordmark die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jetzt beginnenden Verfassungskampf hinzulenken suchte. Ich erwähne ihrer hier speziell, weil sie einen Passus enthält, der für die Beurteilung der späteren augustenburgischen Bewegung von hohem Interesse ist. Beseler schreibt:

„Eine eigentümliche Stellung in der schleswig-holsteinischen Sache nimmt Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Chef der jüngeren königlichen Linie des oldenburgischen Hauses, ein. Nach dem Verdikt der deutschen Wissenschaft waren er oder seine Deszendenten nach dem Aussterben des Mannesstammes der älteren königlichen Linie zur Sukzession auf den

Thron der Herzogtümer berufen ...... Diese Verhältnisse machten den Herzog von Augustenburg zum Gegenstand großen Interesses für das Land; er war überdies auf der Insel Alsen und in Sundewitt reich begütert, ein Mann von ungewöhnlichem, theoretischen Verstand, anerkennenswerter Bildung und fürstlicher Haltung, in seinen Privat- und Familienverhältnissen durchaus achtbar. Man hätte denken sollen, daß ihm ein großer Einfluß auf die Landesangelegenheiten nicht hätte entgehen können, um so weniger, da er sich als Inhaber einer Virilstimme in der schleswigschen Ständeversammlung sehr bald als fähiger Parlamentsredner auszeichnete. Dennoch hat es ihm nie gelingen wollen, auf den Gang der Ereignisse sich einen hervorragenden Einfluß zu verschaffen. Er hatte, obgleich man sein Thronfolgerecht anerkannte und laut betonte, nicht einmal eine Partei; denn einige wenige ihm persönlich ergebene oder von ihm abhängige Männer können diesen Namen nicht beanspruchen. Sein Unglück war, daß er von seinem frühesten Mannesalter bis zum Jahre 1836 zurückgezogen auf seinen Gütern gelebt, Welt und Menschen nicht kennen gelernt hatte; als er ins öffentliche Leben trat, glaubte er diesen Mangel durch eine Antizipation seiner möglichen künftigen Stellung abhelfen zu können und machte in seiner Selbstüberschätzung bei der Behandlung von Menschen große Fehler, welche zu vermeiden ihm um so schwerer ward, als es seiner Neigung entsprach, mit kleinen Mitteln für die Erreichung großer Zwecke zu operieren. Durch sein, wie allgemein angenommen wird, streng gerechtes aber starres und nicht gewinnendes Benehmen gegen die zahlreichen Untergehörigen seiner Güter, besonders durch die strenge Handhabung des ihm zustehenden Jagdrechts, erbitterte er den Bauernstand im nördlichen Schleswig gegen sich,

was von den Dänen schlau ausgebeutet ward und dem Lande viele Verlegenheiten bereitet hat. Während des Krieges säsierten die Dänen seine Güter und haben ihm nach dem Kriege den Wert derselben erst dann ausgezahlt, als er das Versprechen gegeben, nichts gegen die von dem König von Dänemark für die seinem Szepter unterworfenen Gebiete einzuführende Sukzessionsordnung vornehmen, sich künftig ruhig verhalten zu wollen. Diejenigen, welche den Herzog kannten, waren der Meinung, daß er sich, wenn nicht aus anderen Gründen, so doch aus fürstlichem Stolz, nie dazu entschließen werde, irgend einen Verzicht, geschweige denn in so kränkender Form auszustellen, um wieder in den Besitz seines Privatvermögens zu gelangen. Kaufmännisch mag er richtig gehandelt haben. Sein Bruder, der Prinz Friedrich, gewöhnlich *von Noer* genannt, ließ gegen jenes Abkommen in Kopenhagen einen Protest einreichen und nahm diese Gelegenheit wahr, um sich dem absolutistischen Europa zu empfehlen, wobei man bedauern mußte, daß er bekannte Tatsachen vergessen hatte. *Das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ist auch, abgesehen von dem Umstand, daß in dem Londoner Protokoll das Talleyrand-Metternichsche Legitimitätsprinzip aufgegeben ist, tot für Schleswig-Holstein.*"

Wilhelm Beseler war ein Mann von kühler Besonnenheit und klarem vorurteilsfreien Blick, zugleich einer der gründlichsten Kenner des Landes. Er würde ein solches Verdikt über das Haus Augustenburg nicht gefällt haben, wenn er nicht der Zustimmung Aller im Lande sicher gewesen wäre. Ich glaube in der Tat, daß es damals (1856) auch nicht zehn Personen in ganz Schleswig-Holstein gab, welche über das Haus Augustenburg anders dachten, wie er.

III.

Auf die Verhandlungen zwischen dem deutschen Bundestag und Dänemark, die jetzt begannen, will ich nicht näher eingehen. Sie offenbarten die ganze Misere der alten Bundestagsherrlichkeit. Immer wiederholte sich dasselbe Spiel. Sobald der Bund Ernst zu machen schien, machten die Dänen einige scheinbare Konzessionen, dann machte der Bund sofort wieder Halt. Erwiesen sich die Konzessionen als eitel Schaumschlägerei, so reckte sich der Bund schwerfällig zu einer neuen grimmig drohenden Pose empor, um sofort wieder in Lethargie zurückzusinken, sobald ihm von Dänemark neuer Wind vorgemacht wurde. Dreimal wurde die Bundesexekution angedroht, dreimal wieder sistiert.

Es war natürlich, daß man in Schleswig-Holstein diesen Verhandlungen wenig Beachtung schenkte. Was sollte dabei herauskommen? Nach den trüben Erfahrungen von 1851 war man gegen jede deutsche Hilfe mißtrauisch geworden und gar der abgelebte deutsche Bund war wahrlich nicht geeignet, frische Hoffnungen zu erwecken.

Wesentlich anders ward die Stimmung, als nach dem französisch-österreichischen Kriege von 1859 Deutschland von einer neuen Bewegung ergriffen wurde. Die glänzenden Erfolge der Cavourschen Annexionspolitik hatten die Blicke nach Italien gelenkt. Man hatte gesehen, was ein entschlossener Wille, getragen von der nationalen Empfindung eines Volkes gegen eine Welt von Schwierigkeiten zu leisten vermochte. Die italienischen Einheitsbestrebungen wirkten vorbildlich auf Deutschland. Auch hier entstand, wie in Italien,

ein Nationalverein, der die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung als vornehmstes Ziel ins Auge faßte. Daß auch schon ein deutscher Cavour erstanden sei, der dieses Ziel mit gleicher Genialität verwirklichen sollte, ahnte man damals freilich noch nicht.

Und Preußen schien in der Tat die Führung übernehmen zu wollen. Die „neue Ära" war angebrochen. Der neue König, Wilhelm I. hatte erklärt: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen." Er hatte zugleich die Stärkung der preußischen Wehrkraft auf sein Programm geschrieben. Man war berechtigt, auf Preußen die weitgehendsten Hoffnungen zu setzen.

Die nationale Bewegung in Deutschland flutete nach Schleswig-Holstein hinüber und fand hier in Theodor Lehmann ihren geistvollsten und energischsten Vertreter. Lehmann war 1859 in die holsteinische Ständeversammlung eingetreten und hatte sehr bald den Beweis geliefert, daß er an politischer und parlamentarischer Begabung Scheel-Plessen vollständig ebenbürtig sei. Um ihn hatten sich sofort alle geschart, die nicht in einem wohlgeordneten dänischen Gesamtstaat nach Scheel-Plessens Ideal, sondern in der historischen, legislativen und administrativen Verbindung mit Schleswig das Heil für Holstein erblickten.

Zum 13. Januar 1861 berief Theodor Lehmann, der seit der Konstituierung des deutschen Nationalvereins zu dessen Ausschußmitgliedern gehörte, eine Versammlung nach Kiel, um einen holsteinischen Zweigverein des Nationalvereins zu begründen. Daß auch ich, obwohl damals noch Student, eine Einladung erhielt, erklärt sich aus meinen persönlichen

Beziehungen zu Lehmann. Er war mit einer Cousine meiner Mutter, der Tochter des Professors Jessen auf Hornheim verheiratet, ich verkehrte in seinem Hause und er wußte, ein wie lebhaftes Interesse ich an den politischen Ereignissen nahm, die damals die Gemüter bewegten. Vielleicht lag es auch in seiner Absicht, durch mich mit der Kieler Studentenschaft Fühlung zu gewinnen, in deren Kreisen ich als bemoostes Haupt in hohen Semestern nicht ohne Einfluß war.

Etwa hundert Personen aus allen Teilen Holsteins versammelten sich in der Harmonie. Theodor Lehmann berichtete über die Vorgänge, die zur Bildung des deutschen Nationalvereins geführt hatten und betonte nachdrücklich die Notwendigkeit, unter Zurückdrängung aller Parteiunterschiede nach dem Vorbilde Italiens, alle Kräfte auf die Erreichung des Hauptziels, die nationale Einigung unter Preußens Führung zu konzentrieren. Was das wehrkräftige Sardinien für Italien gewesen, das müsse das wehrkräftige Preußen für Deutschland werden. Seiner Aufforderung, dem Nationalverein beizutreten, wurde von sämtlichen Anwesenden Folge geleistet.

Dann beantragte Lehmann die Annahme einer Resolution, gewissermaßen als Spezialglaubensbekenntnis für die holsteinischen Mitglieder des Nationalvereins. Der Hauptsatz dieser Resolution lautete wörtlich wie folgt:

„Indem die Mitglieder des deutschen Nationalvereins im Herzogtum Holstein dem von der Generalversammlung des Vereins am 4. September 1860 aufgestellten Programm der staatlichen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung rückhaltlos beitreten, erkennen sie es, in Ausführung dieses Beschlusses für ihre besondere Aufgabe, auf

die Wiederherstellung und weitere Ausbildung der alten Verbindung Schleswigs mit Holstein, und auf den engsten Anschluß an das zentralisierte Deutschland mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken."

Bei der hierüber eröffneten Debatte ereignete sich ein interessanter Zwischenfall. Dr. Wilhelm Ahlmann, der schon der Landesversammlung von 1849/50 angehört und sich als Chef der schleswig-holsteinischen Postverwaltung große Verdienste erworben hatte, ein Mann von Scharfsinn und gewiegter Geschäftskenntnis, der als erster Bankier in Kiel über vielseitige Verbindungen gebot, glaubte bemängeln zu müssen, daß in der Resolution nicht auch die Anerkennung des augustenburgischen Erbrechts gegenüber der dänischen Thronfolgeordnung als ein zu erstrebendes Ziel hingestellt werde und beantragte einen entsprechenden Zusatz. Dem widersprach Lehmann auf das entschiedenste.

Ich bin, obwohl ich mich eines ziemlich guten Gedächtnisses erfreue, natürlich nicht in der Lage, das Wortgefecht, das sich zwischen beiden entspann, verbotenus wiederzugeben. Dessen entsinne ich mich aber mit voller Bestimmtheit, daß Th. Lehmann die Behauptung Ahlmanns, durch die Geldabfindung des Herzogs von Augustenburg sei dessen Erbrecht nicht alteriert worden, als einen „positiven Irrtum" bezeichnete. Lehmann warnte auf das dringendste davor, die „sonnenklare" Frage der Zusammengehörigkeit Schleswigs und Holsteins durch die Hereinziehung einer jedenfalls zweifelhaften erbrechtlichen Frage zu verdunkeln.

Niemand in der Versammlung sekundierte Ahlmann und als dieser sah, daß er mit seinen Anschauungen völlig allein stand, zog er sein Amendement zurück. Die Resolution wurde hierauf einstimmig angenommen.

Bei dem Bankett in der Harmonie, das sich an die Versammlung anschloß, brachte Dr. Steindorff ein Hoch dem deutschen Vaterlande. Ihm folgte H. D. Lange mit einem Hoch auf Schleswig-Holstein. Dann erhob sich Theodor Lehmann und trank unter stürmischen Zurufen auf „den zukünftigen deutschen Kaiser, Wilhelm den Eroberer!“

Die Sensation, die dieser Toast erregte, läßt sich schwer beschreiben. Es wurde hier ein Ausblick in die Zukunft eröffnet, der den meisten überraschend, aber sehr vielen einleuchtend war. Alles drängte sich um Lehmann, um mit ihm anzustoßen. Bei dieser Gelegenheit fiel auch eine Äußerung von ihm, die nachher von Mund zu Mund ging und die noch schärfer, wie sein Toast, seine Zukunftsideen kennzeichnete. Auf die Frage, wie er sich die politische Gestaltung der Herzogtümer für den Fall ihrer Lostrennung von Dänemark denke, erwiderte er: „Am liebsten wäre mir ein preußischer Oberpräsident in Kiel.“ Deutlicher konnte in der Tat nicht gesagt werden, was er wünschte und wollte.

Wenn in späteren Jahren wiederholt der Versuch gemacht worden ist, das Andenken Theodor Lehmanns für die partikularistisch-augustenburgischen Bestrebungen zu reklamieren, so kann dem im Interesse der historischen Wahrheit nicht entschieden genug widersprochen werden. Theodor Lehmann war, wie er sich mir gegenüber einmal ausdrückte, „Cavourianer“, das heißt in die Parteisprache der Jahre 1864—1867 übersetzt, Annexionist vom Scheitel bis zur Sohle.

IV.

Die Vorgänge in der Kieler „Harmonie“ konnten natürlich nicht Geheimnis bleiben. Die Kopenhagener Presse geriet in die größte Aufregung; sie forderte peremtorisch ein energisches Einschreiten gegen die beginnende Bewegung und die Regierung entsprach ihren Wünschen. Der Nationalverein wurde für Holstein und Lauenburg verboten und alle Hebel setzte man in Bewegung, um Theodor Lehmann unschädlich zu machen. Er wurde als Advokat und Notar suspendiert und wegen versuchten Hochverrats und Bruchs des Homagialeides angeklagt. Der trotz aller Abmahnungen des holsteinischen Obersachwalters, Justizrats Forchhammer, in Szene gesetzte Prozeß endete mit der Freisprechung Lehmanns in beiden Instanzen (am 20. Februar und 14. Juli 1862).

In Dänemark gewann die radikale und eiderdänische Partei jetzt vollständig wieder die Oberhand. Der Danewirkeverein ward gegründet (Januar 1861); Adressen und Resolutionen mit Tausenden von Unterschriften forderten stürmisch die Inkorporierung Schleswigs in Dänemark. Die militärischen Rüstungen begannen und das Danewerk, Düppel und Friedericia wurden befestigt.

Jetzt war aber auch Zug in die Bewegung in Holstein gekommen. Unter Theodor Lehmanns Vorsitz bildete sich ein „Landeskomitee“, das die Agitation kräftig in die Hand nahm. In den größeren Städten suchte man, wenn auch unter anderem Namen, Zweigvereine des Nationalvereins zu gründen, Vertrauensmänner wurden gewonnen, die die Vermittlung zwischen dem Landeskomitee und der ländlichen Be-

völkerung übernahmen, eine in Hamburg erscheinende Wochenschrift: „Der norddeutsche Grenzbote,“ von Römer ausgezeichnet redigiert, brachte packend geschriebene Artikel, die in allen Kreisen des Landes für die nationale Sache Interesse zu erwecken suchten. Dieselben Ziele verfolgte das „Itzehoer Wochenblatt“, das aber unter dem Druck polizeilicher Überwachung und Zensur natürlich eine sehr vorsichtige Haltung einnehmen mußte.

Kapitel VIII.

Segeberg.

I.

Im April 1861 bestand ich das juristische Staatsexamen vor dem Oberappellationsgericht in Kiel, nicht ohne Schwierigkeiten, wie ich der Wahrheit gemäß eingestehen muß, denn fleißig im eigentlichen Studium war ich nie gewesen. Wir kannten damals in Holstein nur ein Examen, das für alle Stellen der Justiz und Verwaltung befähigte, aber es war ein Löwe. Zweimal im Jahre, um Ostern und Michaelis, fand es statt. Um zugelassen zu werden, hatte man den Nachweis zu führen, daß man vier Jahre Jura studiert habe und davon zwei Jahre auf der Kieler Universität. Zugleich mit der Anmeldung waren zwei Abhandlungen einzureichen, eine deutsche und eine lateinische, deren Thema man selbst auszuwählen hatte. Wurden diese Abhandlungen für probehaltig erachtet, so erfolgte die Einberufung. Das eigentliche Examen zerfiel in drei Teile. Zunächst hatte man unter Klausur drei Tage lang von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr je acht Fragen, im ganzen also 24, schriftlich zu beantworten, darunter 4 in lateinischer Sprache. Die Fragen waren der Rechtsphilosophie und Rechtsgeschichte, der Hermeneutik, dem Römischen Recht, dem Kriminalrecht, dem deutschen Privatrecht,

dem Staats- und Kirchenrecht und dem Zivil- und Kriminalprozeß entnommen. Sodann erhielt man Akten des Oberappellationsgerichts ins Haus geschickt zur Anfertigung einer Relation und eines Erkenntnisses dritter Instanz innerhalb einer Präklusivfrist von drei Tagen; diese Aufgabe war um so schwieriger, als man in der praktischen Handhabung der Rechtsprechung völlig unerfahren war und bis dahin niemals Akten auch nur zu Gesicht bekommen hatte. Den Schluß bildete das mündliche Examen, das zwei Tage, und zwar von 8 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr dauerte und in dem wieder das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft den Gegenstand der Fragestellung bildete. Die letzte Stunde wurde der Philosophie im allgemeinen und der Geschichte und Geographie gewidmet. Man wird zugeben müssen, daß die Speisekarte dieses Examens an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Für meine deutsche Abhandlung wählte ich ein Thema, bei dem man mir eine gewisse Sachkenntnis nicht absprechen konnte: Das Duell. Ich beleuchtete es vom historischen, philosophischen, juristischen und ethischen Standpunkt und kam zu dem Resultat, daß es eine der verständigsten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft sei. Die Herren Examinatoren sollen zuerst etwas die Köpfe geschüttelt haben, als sie die Abhandlung zu Gesicht bekamen. Sie wurde aber doch für probehaltig erachtet und, wie ich später erfuhr, sogar mit recht hohen Points zensiert. Jedenfalls hat sie mir nicht geschadet. Die lateinische Abhandlung behandelte das römischrechtliche pactum de non petendo, eine traurige Arbeit, wie ich fürchte, die ein günstiges Vorurteil nicht erwecken konnte.

Die Hauptsache war, daß ich das Examen bestanden hatte und damit zu einem wichtigen Lebensabschnitt gekommen war. Jetzt lautete die Frage: Was nun?

Das Naheliegendste wäre gewesen, wenn ich Johannisberg und den Meggerkoog übernommen hätte. Hiergegen sprachen jedoch gewichtige Bedenken. Wie ich schon oben (Kapitel IV, S. 176) angedeutet habe, waren die Vermögensverhältnisse meines Vaters bei seinem Tode arg zerrüttet. Nur mit Mühe gelang es meiner Mutter, die bei dieser Gelegenheit eine ungeahnte Energie entwickelte, die Konkurserklärung abzuwenden. Durch Einschränkungen aller Art wurde es möglich, den komplizierten Betrieb in Gang zu erhalten und allmählich wieder so zu gestalten, daß er einen, wenn auch nur geringen Gewinn abwarf. Bei diesem Bemühen wurde meine Mutter auf das wirksamste durch August Beckmann unterstützt, der ihr als Kurator und Vormund der Kinder zur Seite stand, der aber, weil er selbst ein großes Gut übernommen hatte, natürlich nur von Zeit zu Zeit persönlich in die Verwaltung eingreifen konnte und die laufenden Geschäfte Administratoren überlassen mußte, bei deren Auswahl er anfangs nicht immer eine glückliche Hand hatte. Wesentlich besser wurden die Verhältnisse, als August Schwerdtfeger die Administration übernahm, ein Mann von großer Energie und Rührigkeit, der den Geschäftsbetrieb gründlich reformierte und namentlich darauf bedacht war, für den Heu- und Rethhandel neue Absatzmärkte zu erschließen. Er entstammte einer weitverzweigten Familie, die damals noch im Besitz zahlreicher adeliger Güter in Holstein war, hatte den Feldzug als Offizier im 1. schleswig-holsteinischen Dragonerregiment mitgemacht und besaß das Talent, seine Persönlichkeit wirksam zur Geltung zu bringen. Eine große äußere Ähnlichkeit mit Bismarck unterstützte ihn hierbei; der Fürst war selbst erstaunt über sein Ebenbild, als ich es ihm im Jahre 1879 auf einem parlamentarischen Rout vorstellte. In

späteren Jahren hat Schwerdtfeger im schleswig-holsteinischen Provinziallandtag und Provinzialausschuß eine nicht unbedeutende Rolle gespielt; er gehörte zu den bekanntesten und populärsten Persönlichkeiten der Provinz.

Damals nun, als die Frage meines zukünftigen Lebensweges entschieden werden sollte und nicht unberechtigte Zweifel (auch bei mir selbst) entstanden, ob ich nach meiner ganzen Veranlagung und Vorbildung zur Leitung eines großen landwirtschaftlichen und industriellen Betriebes geeignet sei, verlobte sich Schwerdtfeger mit meiner Schwester Amalie und machte dann meiner Mutter den Vorschlag, ihm Johannisberg und den Meggerkoog käuflich zu überlassen. Meine Mutter, deren sehnlicher Wunsch es war, Johannisberg der Familie erhalten zu sehen, und die vielleicht die Schwierigkeiten überschätzte, die es mir gemacht hätte, mich ohne große fremde Kapitalien dort zu behaupten, sah in diesem Vorschlag jetzt, wo Schwerdtfeger in die Familie eintrat, einen annehmbaren Kompromiß. Mir selbst wurde es nicht leicht, meine Zustimmung zu geben; ich tat es aber doch, und zwar hauptsächlich in der Erwägung, daß Neigung und Bildungsgang mich auf die politische Tätigkeit hinwiesen und daß diese nach den Erfahrungen, die mein Vater gemacht, mit einer wirklich erfolgreichen, die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch nehmenden Bewirtschaftung Johannisbergs jetzt noch schwerer zu vereinigen gewesen wäre, wie zur Zeit meines Vaters.

Es blieb jetzt also nur noch die juristische Karriere übrig. In den eigentlichen unmittelbaren Staatsdienst einzutreten, war natürlich ausgeschlossen für mich. Die dänische Regierung würde mich schon als Sohn meines Vaters niemals zu einem auch nur einigermaßen bedeutsamen Amte zugelassen haben; aber selbst wenn dies unerwarteterweise geschehen wäre,

würde ich, wie ich mit Sicherheit voraussehen mußte, unter den damaligen Verhältnissen in einer amtlichen Stellung sehr bald mit meinen politischen Ansichten und Überzeugungen in unlösliche Konflikte geraten sein. Ich entschloß mich daher Advokat zu werden. Als Vorbilder schwebten mir dabei Wilhelm Beseler und Theodor Lehmann vor, die beide eine ausgedehnte forensische Praxis mit intensiver politischer Tätigkeit zu vereinigen gewußt hatten.

Bei der Verleihung von Advokatenbestallungen verfuhr die dänische Regierung merkwürdigerweise nach ziemlich laxen Grundsätzen. Für jede Stadt war eine geschlossene Zahl von Advokaten festgesetzt; trat eine Vakanz ein, so wurde der Regel nach der erste Bewerber, der sich meldete, als Nachfolger zugelassen. Voraussetzung war nur, daß man eine Zeitlang als Auskultator beim Obergericht oder als Volontär oder Amtssekretär auf einem Amthause gearbeitet hatte.

Ich sah mich daher jetzt unter den Amthäusern im Herzogtum Holstein um und verfiel auf Segeberg, wo kurz vorher ein Advokat mit Tode abgegangen war und wo sich also eine Gelegenheit bot, baldmöglichst in eine vorhandene Vakanz einzurücken. Der Amtmann Graf Fritz Adamson von Moltke, ein jüngerer Bruder des vielgenannten Ministers Grafen Carl Moltke, erklärte sich bereit, mich als Volontär anzunehmen, und so siedelte ich denn nach Segeberg über.

II.

Justiz und Administration waren in Holstein so buntscheckig und systemlos gestaltet, daß es nicht leicht ist, ihre Organisation auch nur skizzenhaft zu zeichnen. In dem

Ministerium für Holstein und Lauenburg fanden beide ihre höchste Spitze. Die dritte und zweite Instanz für gerichtliche Entscheidungen bildeten das Oberappellationsgericht in Kiel und das Obergericht in Glückstadt. In der unteren Instanz waren Justiz und Administration vereinigt, aber es gab kaum zwei Amtsbezirke, die völlig gleichmäßig organisiert waren. Wie in einem Kaleidoskop schoben sich die Kompetenzen der einzelnen Behörden durcheinander, je nachdem sie im Osten oder Westen, in Stadt oder Land, in sogenannten königlichen oder privilegierten Distrikten zur Geltung kamen.

Das Land zerfiel in Ämter, von denen jedoch die Städte, die ritterschaftlichen Klöster, die adeligen Güter und die oktroyierten Kooge eximiert waren. An der Spitze der Ämter, die wiederum in Kirchspiele eingeteilt waren, standen die sogenannten Oberbeamten, kleine Könige mit Generalsrang und hohen Gehältern, aber mit den verschiedensten Amtsbezeichnungen. In den meisten Ämtern hießen sie Amtmann, in den beiden Dithmarschen Landvogt, in der Herrschaft Pinneberg Landdrost, in der Grafschaft Rantzau Administrator, in der Stadt Altona Oberpräsident. Der Regel nach vereinigten sie in sich, wie gesagt, richterliche und administrative Befugnisse; nur in der Herrschaft Pinneberg und in den Ämtern Steinburg und Bordesholm waren sie auf die Verwaltung beschränkt, während die Justiz in den Händen von Landrichtern lag. Als Polizeibeamte in den Kirchspielen fungierten Kirchspielvögte, doch auch deren Zuständigkeit war keineswegs überall die gleiche; im Amt Segeberg und in Dithmarschen z. B. übten sie auch richterliche Funktionen aus. Daneben existierten unter den Oberbeamten besondere juristisch oder technisch vorgebildete Beamte für die freiwillige Gerichtsbarkeit, die Steuerverwaltung, die Wegeverwaltung, die Feuerversicherung usw.,

die die verschiedensten Titulaturen führten und je nachdem Aktuar, Amtsverwalter, Amtsschreiber, Landschreiber, Pfenningmeister, Hausvogt, Branddirektor usw. genannt wurden, deren Zuständigkeit aber nirgends gleichmäßig abgegrenzt war. Was z. B. in dem einen Amt der Amtsverwalter besorgte, besorgte in dem andern der Hausvogt und umgekehrt. In mehreren Ämtern waren alle Funktionen in dem Amtsschreiber vereinigt, in anderen waren die Kirchspielvögte zugleich Hausvögte. Es herrschte in dieser Beziehung ein unglaublicher Wirrwarr.

In den Städten waren die Magistrate zugleich Gerichte erster Instanz. Die Bürgermeister, die in mehreren Städten den stolzen Titel „Präsident" führten, sowie sämtliche juristischen Mitglieder des Magistrats wurden vom König ernannt.

Die Verwaltung der Klöster lag den Priorinnen und Klosterpröpsten ob; in Itzehoe führten diese den Titel Äbtissin und Verbitter. Als Richter fungierten die Klostersyndizi.

Die adeligen Güter und oktroyierten Kooge waren hinsichtlich der Verwaltungsgeschäfte zu Distrikten vereinigt, an deren Spitze gewählte Distriktsdeputierte standen. Die Polizeiverwaltung lag in den Händen der Gutsherren selbst, die Justiz wurde von Gerichtshaltern (Justitiarien) gehandhabt, die von den Besitzern ernannt waren.

Eine eigentliche Kommunalverwaltung gab es, abgesehen von den Städten, im östlichen Holstein nicht. Die Bauernvögte (Gemeindevorsteher), die an der Spitze der Dorfschaften standen, wurden vom Amtmann ernannt und waren durchweg nur Organe des Kirchspielvogts. Anders im Westen, namentlich in den beiden Dithmarschen. Hier war das Selfgovernment seit Jahrhunderten in einer Weise ausgebildet, wie nur England es gekannt hat. Die beiden Dithmarschen

bildeten überhaupt einen kleinen Staat im Staate. Sie besaßen ein eigenes Indigenat, niemand konnte dort angestellt werden, der nicht geborener Dithmarscher war. Während im übrigen Holstein sämtliche Beamte bis auf die Bauernvögte herab, auch die städtischen, ernannt wurden, gingen in Dithmarschen sämtliche Beamte, mit alleiniger Ausnahme der beiden Landvögte, aus Wahlen hervor. In jedem Dorfe stand dem Bauernvogt (Gemeindevorsteher), der auf drei Jahre gewählt wurde, das Kollegium der Bauerschaftsinteressenten zur Seite. Mehrere Kommunen bildeten das Kirchspiel unter dem Kirchspielvogt, der richterliche Qualifikation besitzen mußte und dem Kirchspielskollegium, das aus den Bevollmächtigten (Deputierten) der einzelnen Dorfschaften bestand. Das landschaftliche Kollegium endlich, welches die ganze Landschaft repräsentierte, setzte sich zusammen aus dem Landvogt, sämtlichen Kirchspielvögten, den Deputierten der einzelnen Kirchspielskollegien, die den Titel Landesbevollmächtigte führten, dem Landespfenningmeister und dem Landsekretär. Die letzten beiden wurden von dem landschaftlichen Kollegium auf Lebenszeit gewählt. Der Landespfenningmeister hatte die Finanzen der Landschaft zu verwalten, den Etat aufzustellen, die Kontributionen (Steuern) zu erheben. Der Landsekretär führte das Protokoll im landschaftlichen Kollegium, fertigte die landschaftlichen Dokumente aus und nahm neben dem Landespfenningmeister an der ökonomischen Verwaltung teil; er mußte, wie die Kirchspielvögte, Jurist sein. Diese ganze Kommunalverwaltung war auf das peinlichste geregelt; selbst eine Art Oberrechnungskammer fehlte nicht: die Revisionskommission.

Ähnliche Einrichtungen bestanden in der Wilster- und Krempermarsch.

Noch krauser wie bei den sogenannten königlichen Behörden in den Ämtern sah es bei den ordentlichen Untergerichten aus. Den Oberbeamten stand nämlich gesetzlich nur eine sehr beschränkte Jurisdiktion zu. Abgesehen von der „prima audientia“, deren Wesen darin bestand, daß keine Sache vom Ordinarium (in der Regel den Dinggerichten) angenommen werden durfte, wenn nicht die Bescheinigung beigebracht wurde, daß von den Oberbeamten ein Vergleichsversuch gemacht sei, gebührte ihnen de jure nur die Entscheidung in völlig liquiden, geringfügigen und summarischen Sachen. Es stand aber den Parteien frei, auch in allen übrigen Sachen auf ihre Entscheidung zu „kompromittieren“ und dann traten sie völlig an die Stelle der ordentlichen Untergerichte. Mindestens 95 Prozent aller Prozesse wurden in dieser Weise geführt, denn die Kosten eines solchen Verfahrens waren weit geringer, wie im ordentlichen Prozeßgang.

Konnten sich die Parteien aber nicht auf einen Kompromiß einigen und wollten sie sich nicht dem „laudum“ der prima audientia unterwerfen, so ging die Sache an die als ordentliche Untergerichte fungierenden Volksgerichte, die eine der merkwürdigsten Einrichtungen in dem an Eigentümlichkeiten so reichen Schleswig-Holstein bildeten. Sie hießen „Ding und Recht“, in der Kremper- und Wilstermarsch „Lodding“, in der Herrschaft Herzhorn „Schöffengericht.“ Der Regel nach wurden sie einmal, hin und wieder auch zweimal im Jahre gehalten. Den Vorsitz führte (ohne Votum) der Oberbeamte, das Protokoll der Aktuar, Amtsverwalter, Amtsschreiber, je nachdem. Die eigentlichen Urteilsfinder waren die bäuerlichen Beisitzer; sie hießen „Holsten“, „fromme und sichere Holsten“, „Hausleute“ oder „Dingmänner“, in der Herrschaft Herzhorn „Schöffen“. Eine eigentümliche Rolle

spielten die „Dingvögte“, die ebenfalls dem Bauernstand entnommen waren und deren zu einem holsteinischen Ding und Recht zwei gehörten: der eigentliche „Dingvogt“ und der „Vorsprach.“ Der eigentliche Dingvogt hatte das Gericht einzuleiten mit der feierlichen „Hegung des Gerichts“ (auch „Holstenlandrecht“ genannt). Sie bestand in einem solennen Gespräch zwischen ihm, dem „Vorsprach“ und dem „Abfinder“ oder „Achtsmann“ über die von den Mitgliedern des Gerichts zu übernehmenden Verpflichtungen. Dann wurden die Parteien oder deren Vertreter mit ihren Anträgen und Einreden gehört, es wurde re- und dupliziert. Nach beendigten Verhandlungen führte der Abfinder die Holsten in die „Acht“, d. h. in ein neben dem Gerichtssaal befindliches Zimmer, um über das Erkenntnis zu beraten. Der Dingvogt und der Vorsprach, die kein Votum hatten, blieben unterdessen im Gerichtssaal. Das Urteil verkündete, nachdem es gefunden, der Oberbeamte.

Wir finden hier also in Holstein ein Schwurgericht für Zivilprozesse, was um so merkwürdiger ist, als ein solches niemals für Strafprozesse bestanden hatte.

Nun gab es aber in einigen Ämtern sogar auch noch Volksgerichte als Appellationsinstanz. Es waren dies das „Steinburger Göding“ in Itzehoe (12 sichere Holsten), das „adelige Lodgöding“ in Krempe (28 sichere Hausleute) und das Pinneberger Göding (17 fromme Holsten). Und während in den Untergerichten der Oberbeamte (Amtmann, Landdrost usw.) den Vorsitz führte, gebührte dieser sonderbarerweise in den Volksappellationsgerichten dem Amtsverwalter.

Außer diesen Volksgerichten gehörten zu den ordentlichen Untergerichten in den Ämtern und Landschaften noch vier landesherrlich besetzte Gerichte: das Plöner Landgericht für die Ämter Plön und Travental (die beiden Amt-

männer und drei Amtsverwalter), das Segeberger Amtsgericht (Amtmann, Amtsverwalter, drei Kirchspielvögte) und die beiden Landgerichte in den beiden Dithmarschen (Landvogt, sämtliche Kirchspielvögte und der Aktuar).

Damit nicht genug, gab es nun noch eine ganze Anzahl „exemter" Gerichte, z. B. die Konsistorien für kirchliche Angelegenheiten, das israelitische Gericht in Altona, die Deichgerichte, Kriegsgerichte, das akademische Gericht in Kiel, das Gymnasiarchalgericht in Altona usw. Als das reizendste Überbleibsel aus dem Mittelalter erschienen die „Zönobialgerichte", die für Streitigkeiten der Klosterkonventualinnen und ihrer Dienerschaft zuständig waren; sie setzten sich zusammen aus der Priorin (Äbtissin), dem Klosterpropst (Verbitter) und 12 adeligen Fräulein.

Hinsichtlich der Kriminalrechtspflege herrschte in den verschiedenen Ämtern eine größere Übereinstimmung. Sie lag in den Händen der Oberbeamten, die Strafen bis zu einem Jahre Zuchthaus verhängen konnten. War eine härtere Strafe angezeigt, so mußten die Akten mit einem Bericht an das als Oberkriminalgericht fungierende Obergericht eingesandt werden, welches dann das Urteil abfaßte und dem Oberbeamten zur Publizierung zustellte. In analoger Weise gestaltete sich die Sache, wenn das Obergericht eine höhere, wie zehnjährige Zuchthausstrafe für erforderlich hielt; in diesem Falle mußten die Akten an das Oberappellationsgericht zur Entscheidung eingesandt werden.

In allen drei Instanzen fand das geheime schriftliche Inquisitionsverfahren statt. Als Strafgesetzbuch diente, soweit sie nicht durch Spezialgesetz abgeändert war, die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die alte ehrwürdige Carolina.

III.

Für den jungen Juristen bildete das Amtssekretariat die erste Station in der amtlichen Karriere. Die Amtssekretäre waren gewissermaßen Privatgehilfen der Oberbeamten; sie wurden von ihnen angestellt und aus ihrer Tasche besoldet, fanden der Regel nach auch Wohnung und Beköstigung im Amthause. Da sie aber den Diensteid leisten mußten, galten sie als wirkliche Staatsbeamte. Neben den Amtssekretären konnten die Oberbeamten auch Volontäre beschäftigen, die keine Besoldung erhielten, sonst aber hinsichtlich ihrer Funktionen den Amtssekretären gleichgestellt waren. In Segeberg befanden sich zu meiner Zeit ein Amtssekretär (Witthöfft) und außer mir noch ein Volontär (Hansen-Brüll).

Unsere geschäftliche Tätigkeit spielte sich in sehr primitiven Formen ab. Ein großes zweifenstriges Zimmer mit einem Sofa und großem, runden Tisch davor, an der Fensterseite zwei Stehpulte für die Advokaten, die zu den Gerichtsterminen erschienen und daneben ein schmales, einfenstriges Zimmer, gefüllt mit Aktenschränken, — das war der ganze äußere Apparat. Um den runden Tisch saßen in brüderlicher Eintracht der Amtmann, der Amtssekretär und die beiden Volontäre, daneben in dem schmalen Zimmer hauste Herr Wilde, der Journalführer, Registrator, Kalkulator und Kanzlist alles zusammen in einer Person war. Für vier dekretierende Juristen genügte ein einziger Bureaubeamter! Heute werden auf dem Segeberger Landratsamt sicherlich mehr als zwanzig Bureaubeamte tätig sein. Nichts ist geeigneter, den Unterschied zwischen der damaligen und heutigen Geschäftsgebarung zu charakteri-

sieren. In Fällen, wo heute dicke Aktenfaszikel zusammengeschrieben werden, kam man damals nicht selten mit einem halben Bogen Papier aus.

Ich habe während meiner dreivierteljährigen Tätigkeit als Volontär auf dem Amthause einige Erkenntnisse in Zivilsachen abgefaßt, in mehreren Kriminaluntersuchungen Protokoll geführt und vielleicht ein Dutzend Berichte in Verwaltungsangelegenheiten erstattet. Aufreibend war das nicht. Die täglichen Bureaustunden (wenn man von solchen reden darf, denn jeder konnte kommen und gehen, wann es ihm beliebte) fanden meistens schon früh am Nachmittag ihr Ende, weil dann unser Chef, der Graf Moltke, zum Aufbruch nach der Kegelbahn zu mahnen pflegte. Er war ein passionierter Kegler und selten verging ein Tag, an dem wir nicht bis zum späten Abend auf der Kegelbahn des Hildebrandschen Hotels „Hamburg und Mecklenburg" spielten. Von den Honoratioren der Stadt fehlte selten jemand und häufig fanden sich auch die Gutsbesitzer der Umgegend ein. Nichts ist meinem Ansehen in Segeberg förderlicher gewesen, als daß ich einmal bei einem Match zwischen Stadt und Land zehnmal hintereinander alle Neune geschoben habe. Davon wurde noch tagelang gesprochen.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich mich im Anfang meiner amtlichen Karriere eines schweren Verstoßes gegen die Rechtsordnung schuldig gemacht habe, muß aber zugleich bekennen, daß ich trotz meines Schuldbewußtseins niemals von Gewissensbissen gepeinigt worden bin, ja daß ich auch heute noch mit dem Gefühle aufrichtiger Genugtuung auf meine strafbare Handlungsweise zurückblicke.

Der Fall lag folgendermaßen: Eines Morgens wurden auf einer Weide in der Nähe der Stadt fünf Kühe aufgefunden, die sich in furchtbaren Qualen wanden, weil ihnen

die Euter abgeschnitten waren. Sie mußten natürlich sofort getötet werden. Der Täter ward noch selbigen Tags ermittelt. Es war ein Dienstknecht von etwa 18 bis 20 Jahren, ein roher, frecher Patron, der von seinem Dienstherrn entlassen worden war und die Schandtat aus Rache verübt hatte. Er wurde verhaftet und einem Verhör unterzogen, bei dem ich das Protokoll führte. Mit trotziger Miene bekannte er sich schuldig. Nachdem er ins Gefängnis zurückgebracht war, berieten wir vier am runden Tisch, wie nun weiter gegen ihn zu verfahren sei. Die Sache bot große Schwierigkeiten. Nach eingehenden Erörterungen mußten wir zu dem Ergebnis kommen, daß unsere damalige Gesetzgebung keine Strafbestimmung enthielt, die hier zur Anwendung gelangen konnte. Der Begriff „Tierquälerei" fehlte in unserer Gesetzgebung ganz, ein öffentlicher Unfugparagraph, unter den die Tat hätte subsummiert werden können, war auch nicht vorhanden und ebensowenig gab es eine kriminell zu ahndende Sachbeschädigung. Wie wir die Sache auch drehen und wenden mochten, dem Täter war strafrechtlich nicht beizukommen; nur der Eigentümer der Kühe hätte gegen ihn auf Schadensersatz klagen können, ein Verfahren, das bei seiner Mittellosigkeit selbstverständlich ohne jede Wirkung geblieben wäre.

Graf Moltke ging zähneknirschend im Zimmer auf und ab. Er war empört darüber, daß ein so schändlicher Frevel ohne Sühne bleiben müsse. Wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt blieb er vor mir stehen und sagte: „Gehen Sie, bitte, zu Iwersen hinüber und sagen Sie ihm, daß er den Kerl laufen lassen solle." Dann sah er mir fest ins Auge und fügte hinzu: „Wenn ich jetzt Sie wäre, dann wüßte ich, was ich täte." Ich erwiderte seinen Blick, erhob mich und sagte:

„Ich glaube zu verstehen, Herr Graf!“ Dann ging ich zu Iwersen hinüber.

Iwersen, der Gefängniswärter, ein früherer Wachtmeister von den holsteinischen Dragonern, war eine wahre Hünengestalt, breitschulterig und von ungewöhnlicher Körperkraft. Als ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte, fuhr er auf: „Was, diesen Schandbuben soll ich laufen lassen?! Da hört ja alles auf!“ Ich sagte: „Ja, da läßt sich nun nichts machen; wir können dem Kerl nicht an den Kragen. Aber, Iwersen, wenn ich jetzt Sie wäre, dann wüßte ich, was ich täte.“ Er blickte mich verständnisinnig an. „Würden der Herr Sekretär dabei sein?“ „Gewiß,“ erwiderte ich, „unbedenklich.“ „Na warte, mein Jüngelchen, dann freue dich!“

Iwersen ergriff einen Ochsenziemer von Daumenstärke, wir begaben uns ins Gefängnis, der Bursche wurde kurzerhand auf eine Bank geschnallt und wenn er in der nächsten Viertelstunde die Engel im Himmel pfeifen zu hören geglaubt hat, so ist ihm das nicht zu verdenken, denn Iwersens Hiebe sausten hageldicht auf ihn herab und jeder war gepfeffert.

Als der Bursche stöhnend und wimmernd davonhinkte, rief ihm Iwersen nach: „So, du Hallunke, nun hast du deine Strafe besehen, nun hüte dich, uns wieder vor die Augen zu kommen!“

Gewiß, die hier vorgenommene Prozedur läßt sich mit dem geschriebenen Gesetzbuch in der Hand in keiner Weise rechtfertigen. Ich frage aber jeden unbefangen Denkenden, ob sie nicht vom Standpunkt des natürlichen, gesunden Rechtsgefühls als der einzig richtige Akt der Vergeltung erscheint für Roheits- und Brutalitätsverbrechen so nichtswürdiger Art, wie das hier in Frage stehende. Der Bursche selbst, dem die körperliche Züchtigung zuteil geworden war, hatte jedenfalls

die Empfindung, daß ihm sein Recht geschehen sei. Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, sich über die empfangenen Hiebe beschweren zu können.

IV.

Im Februar 1862 erhielt ich eine königliche Bestallung als Advokat für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg und kurze Zeit darauf ein Schreiben von Theodor Lehmann, in dem er mich aufforderte, dem „Landeskomitee" als Mitglied beizutreten und zugleich den Posten eines Vertrauensmannes des Nationalvereins für Segeberg Stadt und Land zu übernehmen.

Meine anwaltliche Praxis entwickelte sich naturgemäß nur langsam. Für die politische Agitation war daher vollauf Zeit vorhanden. Ich benutzte sie, um mich der Leitung der verschiedenen Vereine zu bemächtigen, in denen man damals das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten zu betätigen suchte. Es gelang mir, im Laufe des Sommers an die Spitze des Turnvereins und des Gesangvereins zu kommen und ein nützliches Mitglied des Schützenvereins zu werden. Mein Einfluß in der Segeberger Bürgerschaft befestigte sich noch mehr, als ich das städtische Bürgerrecht erworben und für den Bau der langersehnten Eisenbahnlinie Neumünster-Oldesloe auf mehreren Generalversammlungen der Altona-Kieler Eisenbahngesellschaft mit Erfolg plädiert hatte. Auch auf dem Lande suchte ich Verbindungen anzuknüpfen, wobei mir meine Beziehungen zu meinem Universitätsfreunde, dem Grafen Otto Rantzau-Rohlstorff und zu der Familie Schwerdtfeger, die in der Umgegend mehrere Güter besaß, sehr zustatten kamen. Dem Nationalverein wurden dadurch zahlreiche neue Mitglieder zugeführt.

Bei Gelegenheit einer Versammlung des Nationalvereins, die im Mai 1862 in Lübeck stattfand, lernte ich Miquel kennen. Er hielt einen Vortrag über die Gegner des Nationalvereins. Damals, im Beginne seiner politischen Tätigkeit, hatte er noch mit einem organischen Fehler zu kämpfen, von dem man in späteren Jahren nichts ahnte: wie sein griechischer Kollege Demosthenes stotterte er etwas. Bei seinem Vortrag in Lübeck fiel dies um so mehr auf, als vor und nach ihm zwei Redner sprachen, Dr. Wex aus Hamburg und Dr. Metz aus Darmstadt, die über eine geradezu phänomenale Zungengeläufigkeit verfügten. Ebensogroß freilich war der Kontrast zwischen seinen knappen, tiefdurchdachten sachgemäßen Ausführungen und dem phrasenhaften Wortschwall der beiden anderen.

Noch eine andere interessante Bekanntschaft machte ich. Nach einem Festmahl, bei dem die geöffneten Schleusen der Beredsamkeit eine wahre Sintflut von Toasten über die Teilnehmer ergossen hatten (auch ich hatte mich eines Toastes auf die zukünftige deutsche Flotte schuldig gemacht), gingen zu später Nachtstunde Miquel, Römer und ich nach unserem Hotel zurück. Als wir den Hausflur passierten, hörten wir aus dem Gastzimmer ein so herzliches Gelächter, daß wir unwillkürlich stehen blieben und mitlachen mußten. Neugierig geworden, öffneten wir vorsichtig die Tür und sahen eine fröhliche Gesellschaft um einen fröhlichen Mann von gedrungener Gestalt und gerötetem Gesicht gruppiert, der in plattdeutscher Sprache allerlei Schnurren zum besten gab: Es war Fritz Reuter. Wir traten ein, wurden lebhaft begrüßt und es gelang uns nach kurzer Unterbrechung, Reuter zur Fortsetzung seiner Erzählungen zu bewegen. Er schilderte uns in drastischer Weise einige Begebenheiten aus der langen Zeit seiner Festungshaft, die er später, zum Teil wenigstens, in

16*

seinem Buche „Ut mine Festungstid“ veröffentlicht hat. Miquel, den ich zwanzig Jahre später einmal an diesen Abend in Lübeck erinnerte, meinte, er könne sich nicht entsinnen, jemals mehr gelacht zu haben.

V.

Im September 1862 verheiratete ich mich mit Louise Meyer, einer Tochter des Dr. med. Meyer in Glückstadt, der den Ruf eines genialen Arztes genoß. Schon als Student hatte ich eine tiefe Neigung für sie gefaßt. Sie war ihrer anziehenden äußeren Erscheinung und der Lebhaftigkeit ihres Geistes wegen vielumworben und gefeiert.

Durch meine Heirat trat ich in einen neuen Familienkreis, der von dem meinigen in vielfacher Beziehung, namentlich aber in politischer, grundverschieden war. Mein Schwiegervater, wenn auch in Eckernförde geboren, stammte aus einer dänischen Familie und hatte in Kopenhagen studiert, meine Schwiegermutter, die Tochter des dänischen Generalzolldirektors Etatsrat Hornemann, war eine geborene Kopenhagenerin. Beide waren von den lebhaftesten Sympathien für Dänemark erfüllt und sahen in meiner politischen Haltung eine tadelnswerte Auflehnung gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Der älteste Bruder meiner Frau, Etatsrat Wilhelm Meyer in Kopenhagen, einer der gescheitesten und liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt, geriet geradezu außer sich, als ich in die politischen Umtriebe der damaligen Zeit verwickelt wurde. Abgesehen von diesen Meinungsdifferenzen gestaltete sich mein Verhältnis zu der Familie meiner Frau durchaus befriedigend.

Kapitel IX.

Das Jahr 1863.

I.

Ein schwerer und, wie es anfänglich schien, unersetzlicher Verlust für die schleswig-holsteinische Sache war der frühe Tod Theodor Lehmanns, der am 29. Juli 1862, noch nicht 38 Jahre alt, plötzlich starb. Sein politisches Wirken hatte nur drei Jahre umfaßt; in dieser kurzen Zeit aber hatte er seine Befähigung zur politischen Führerschaft in so glänzender Weise dargelegt, daß sie ihm von keinem bestritten wurde. Er war in der Tat ein staatsmännisches Talent ersten Ranges und besaß, um mit Treitschke zu reden, „ein Herz, glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar." Sein scharfer, unbarmherziger Verstand stieß manchen weichen, zur Überschwenglichkeit oder Sentimentalität geneigten Charakter anfangs zurück; wer aber einmal die spröde äußere Schale seines Wesens überwunden hatte, mußte hingerissen werden von der Wärme und Tiefe seines Gemüts. Eine solche, zugleich imponierende und gewinnende Persönlichkeit war geeignet, die widerstrebendsten

Elemente um sich zu scharen und Gegensätze auszugleichen, die ohne einen solchen Führer sich nie zusammengefunden hätten.

Es war keine leichte Aufgabe, die politische Erbschaft Theodor Lehmanns zu übernehmen. Sie wurde aber durch zwei Männer gelöst, die nach Herkunft, Charakter und Veranlagung grundverschieden, sich in eigenartiger Weise ergänzten und dadurch die Lücke füllten, die Theodor Lehmanns Tod gerissen.

Graf Ludwig zu Reventlow-Sandberg (gewöhnlich Louis Reventlow genannt), geb. 6. Januar 1824, gest. 14. Juni 1893, hatte eine stürmische Jugend hinter sich. Er war einer der vielgenanntesten, übermütigsten Korpsstudenten gewesen und noch heute leben in Heidelberg und Kiel die Erinnerungen an Taten, durch die sich in ihm ein Übermaß von Lebenskraft und Lebenslust Luft zu machen suchte. Am 24. März befand er sich in Kiel. Er wurde zu einem der Führer des rasch gebildeten Studentenkorps gewählt, mit dem der Prinz v. Noer die Festung Rendsburg überrumpelte. In dem unglücklichen Gefecht bei Bau geriet er in dänische Gefangenschaft.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurde Reventlow Offizier im dritten schleswig-holsteinischen Jägerkorps. Er war allgemein als ein schneidiger Draufgänger bekannt, rücksichtslos gegen sich und andere. Nach Beendigung der schleswig-holsteinischen Erhebung bestand er das juristische Staatsexamen und ließ sich, was damals einiges Aufsehen erregte, denn vor ihm hatte es noch nie einen gräflichen Sachwalter gegeben, als Advokat in Kiel nieder.

Ich lernte Reventlow kennen, als ich im Herbst 1857 in Kiel das seit dem Jahre 1848 suspendierte Korps Saxonia

von neuem auftat. Reventlow war Heidelberger Westfale und Kieler Sachse gewesen und interessierte sich lebhaft für das Gelingen meines Unternehmens. Er spendete nicht unerhebliche Beiträge zur ersten Einrichtung des Fechtbodens und der Kneipe und wußte das Interesse auch anderer alter Herren von der Saxonia für das wiedererstandene Korps zu erwecken. Auf dem Antrittskommers präsidierten wir beide beim Landesvater. Seitdem erfreute ich mich seiner besonderen Gönnerschaft.

Durch Theodor Lehmann, mit dem er eng befreundet war, wurde Reventlow für den Nationalverein gewonnen, in dessen geschäftsführenden Ausschuß er jetzt, nach Lehmanns Tode, eintrat. Zugleich übernahm er die Leitung des Landeskomitees. Er war damit das Haupt der nationalen Partei geworden.

Reventlow war ein Mann von durchdringendem Verstande und unbeugsamer Energie, schlagfertig und kaltblütig, vor keinem Hindernis zurückschreckend und wagelustig bis zur Extravaganz; zum Parteiführer fehlten ihm aber doch einige wesentliche Eigenschaften. Es wurde ihm zu schwer, sich in den Gedankenkreis des großen Haufens hineinzufinden. Nicht imstande, auch nur einen Augenblick den Aristokraten zu verleugnen, war es ihm unmöglich, den Jargon der Volksversammlungen zu treffen und durch populäre Schlagwörter ein „Bravo!“ zu provozieren. Ein kühler, durch keine Illusion beirrter Ironiker, sah er die Dinge wie sie sind und durchschaute die Menschen, mochten sie sich noch so effektvoll drapieren und maskieren. Besonders geschärft war sein Auge für die kleinen Schwächen der Eitelkeit und Wichtigtuerei. Keine Phrase blendete ihn und jede Sentimentalität forderte seinen Spott heraus. Erbarmungslos konnte er unklare,

im Gefühlsnebel entstandene Anschauungen in ihr Nichts auflösen.

Bennigsen erzählte mir einst, daß er nach einer Sitzung des Vorstandes des Nationalvereins in Eisenach mit Reventlow und Schultze-Delitzsch einen Spaziergang gemacht habe, bei dem einige Tagesfragen erörtert seien. Schultze-Delitzsch habe im Laufe des Gesprächs wiederholt mit Emphase ausgerufen: „Das will das Volk nicht!“ oder „Das kann das Volk nicht dulden!“ Da habe Reventlow gefragt: „Sagen Sie, lieber Herr Schultze, Sie reden immer vom Volk, was verstehen Sie eigentlich darunter?“ eine Frage, durch die Schultze-Delitzsch vollständig außer Fassung gebracht sei. Sprachlos habe er Reventlow angestarrt und nachher gegen Bennigsen geäußert: „Der Mann gehört doch eigentlich nicht zu uns.“

Neben Reventlow nahm in unserer Partei unbestritten August Römer die erste Stelle ein (geb. 15. Februar 1821, gest. 26. Januar 1885), ein Mann von einer Vielseitigkeit der Begabung, wie man sie selten findet. Als scharfsinniger Jurist und philosophischer Denker suchte er seinesgleichen; dabei besaß er das feinste Verständnis für die Dichtkunst (er kannte Goethe, wie wenige) und war ein Meister des Stils. Unter seiner Leitung hatte sich der „Norddeutsche Grenzbote“ zu einer der vornehmsten Wochenschriften in Deutschland entwickelt. Sein eigentliches Gebiet aber war die praktische Politik. Durch und durch Realist, von jedem Vorurteil frei und durch keine doktrinären Anschauungen beeinflußt, ließ er sich in seiner politischen Haltung lediglich durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit bestimmen. Niemals verlor er die großen Gesichtspunkte aus dem Auge oder ließ sich durch Kirchturmsinteressen beeinflussen. Was er wollte, stand

ihm mit nüchterner Klarheit vor Augen: für Deutschland die Einigung unter Preußen, für sein engeres Heimatland die Losreißung von Dänemark. Auf welchem Wege und mit welchen Mitteln diese Ziele zu erreichen, das schienen ihm Fragen zu sein, die heute so und morgen anders beantwortet werden konnten. Alle Wandlungen in seiner politischen Laufbahn haben sich nur auf diese Fragen bezogen, die Ziele hat er unverrückbar festgehalten. Ebenso hat er sich nie in den Dienst einer bestimmten Partei gestellt. Obwohl liberal nach seiner ganzen Entwicklung und Denkungsweise, war er viel zu sehr Realpolitiker, um nicht die ganze Unfruchtbarkeit der preußischen Fortschrittspartei während der Konfliktszeit und später der augustenburgisch-liberalen Partei zu durchschauen.

Wenn Römer auf dem politischen Theater nicht die Rolle gespielt hat, die ihm bei seiner eminenten, von Freund und Feind rückhaltlos anerkannten staatsmännischen Begabung von Rechts wegen gebührte, so lag das an zwei Ursachen. Er war mehr zur Kritik wie zur Initiative veranlagt, und dann besaß er durchaus nicht die Gabe, seine Persönlichkeit nach außen hin wirksam zur Geltung zu bringen. Er, der in wunderbarer Weise die deutsche Sprache beherrschte, sobald er die Feder zur Hand nahm, wurde befangen und unsicher, wenn er in größerer Versammlung reden sollte; er sprach dann stockend und in abgerissenen Sätzen. Ebenso ging ihm jedes Repräsentationstalent ab. Ihm fehlte, was man „Kinderstube“ zu nennen pflegt. Er war von einer grotesken Eckigkeit und Unbeholfenheit, sobald er aus seiner gewohnten Umgebung hinaustrat. Seine Verlegenheit Fremden gegenüber war so groß, daß sie ansteckend wirkte und auch die anderen verlegen machte. Denke man sich noch eine Zer-

streutheit dazu, wie sie gelehrten Professoren nachgesagt zu werden pflegt, so wird man das Bild einer Persönlichkeit gewinnen, deren übrigens durchaus nicht unsympathische äußere Erscheinung und Haltung auch nicht annähernd ihrer geistigen Bedeutung entsprach.

Von den übrigen Mitgliedern des Landeskomitees muß ich noch folgende besonders hervorheben: Christian Rave, Advokat in Itzehoe. Im Gegensatz zu Römer war er eine imponierende Erscheinung. Seine hochragende Gestalt, sein spiegelblanker Kopf mit großen, charaktervollen Zügen und sein sonores Organ lenkten von vornherein die Aufmerksamkeit auf ihn. Dabei besaß er eine ungekünstelte, herzerfrischende Beredsamkeit. Rave war der geborene Vorsitzende in allen größeren Versammlungen, und wo es galt, die Partei nach außen hin zu repräsentieren, wurde er vorgeschoben.

August Spethmann, ein spezieller Freund Lehmanns und Reventlows, war, wie diese beiden, Advokat in Kiel. Gescheit, zuverlässig und liebenswürdig, hielt er sich in der Regel bescheiden im Hintergrunde. Wenn aber einmal innerhalb des Landeskomitees oder in weiteren Kreisen der Parteiangehörigen Meinungsverschiedenheiten zutage traten und die Einheit der Aktion zu stören drohten, war er besonders geeignet, durch geschickte Vermittlung die Gegensätze auszugleichen. Wie Reventlow und Rave hatte auch er auf der Universität dem Korps Saxonia angehört.

Ahlmann, Wiggers und H. D. Lange habe ich schon früher erwähnt. Diese hatten bereits 1848 und früher eine politische Rolle gespielt. Auch der Advokat Rendtorff, der Gutsbesitzer Bokelmann-Müssen und der dithmarsische Landesbevollmächtigte Witt gehörten der älteren Generation

an, ebenso Dr. Julius Wallichs, der zu den gewandtesten und schlagfertigsten Rednern unter uns gehörte.

Zu den jüngeren Mitgliedern des Landeskomitees zählten außer mir, der ich der jüngste war, Johannsen und Bleick Bleicken. Mit beiden war ich schon von der Universität her befreundet. Johannsen war eine der originellsten Persönlichkeiten, die mir im Leben begegnet sind Hinter einem wenig gepflegten Äußeren (struppiges, rotes Haar und ebensolcher Bart umrahmten seine derben Gesichtszüge) verbargen sich Eigenschaften, die man nur bei näherer Bekanntschaft erkennen und schätzen lernen konnte. Er liebte es, sich auf den Zyniker hinauszuspielen und mit sarkastischen, zuweilen frivol scheinenden Bemerkungen um sich zu werfen. In Wirklichkeit besaß er ein weiches, treues Gemüt und war von einer Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit, die in ihrer Art einzig dastanden. Seine volle, persönliche Unabhängigkeit ging ihm über alles. Er verschmähte es daher auch, obwohl er den Ruf eines ausgezeichneten Juristen genoß, ein richterliches Amt zu übernehmen und wurde nach der Annexion Rechtsanwalt beim Obertribunal in Berlin und später beim Reichsgericht in Leipzig, wo er in hohem Ansehen starb. Vorübergehend, von 1876—79, gehörte er dem preußischen Abgeordnetenhause an und war Mitglied der nationalliberalen Fraktion.

Wesentlich anderer Art war Bleick Bleicken, eine lange, schlanke Friesengestalt mit feinen durchgeistigten Gesichtszügen; seine sympathische Erscheinung bestach auf den ersten Blick. Er war ein Idealist vom reinsten Wasser, weltfremd und grüblerisch, eine Hamletnatur von hochfliegenden Ideen und Plänen erfüllt, der es aber an Entschlußkraft und Ausdauer fehlte, um sie ins praktische Leben umzusetzen.

Ranke war sein Lieblingsschriftsteller; er hatte ihn aufs gründlichste studiert und pflegte ihn bei jeder Gelegenheit zu zitieren. In späteren Jahren betrachtete er es als Lebensaufgabe, auf eine Umgestaltung des bürgerlichen Rechts in Deutschland hinzuwirken. Nach seiner Auffassung krankte unser Recht daran, daß es sich im wesentlichen auf dem römisch-rechtlichen Eigentumsbegriff aufgebaut hatte; er wollte den Begriff der christlich-germanischen Familie zur Grundlage machen. Für diese Idee hat er in zahlreichen Broschüren und Eingaben an den Reichskanzler, den Reichstag usw. gekämpft. Auch eine größere Schrift veröffentlichte er unter dem Titel: „Das deutsche Haus, die germanische Gemeinde und das christlich-germanische Reich“ — eine Schrift, die eine Fülle der geistreichsten Gedanken enthielt und sicher großes Aufsehen erregt hätte, wenn sie etwa bei Hirzel in Leipzig oder Cotta in Stuttgart zum Preise von 10 Mark erschienen wäre. So aber erschien sie in Neumünster im Selbstverlag des Verfassers und kostete 1 Mark 20 Pf.! Sie hat infolgedessen fast gar keine Beachtung gefunden.

Noch eines Mannes will ich hier gleich gedenken, der zwar nicht dem Landeskomitee angehörte, auch kein geborener Schleswig-Holsteiner war, sich aber an der politischen Bewegung dieser Zeit in wirksamster Weise beteiligte und zu mir in sehr nahe persönliche Beziehungen trat. Kein Name wird wohl in meinen weiteren Aufzeichnungen so häufig genannt werden, wie seiner. Baron Eduard von Ungern-Sternberg, ein Livländer und gleichalterig mit mir, erschien im Sommer 1863 in Holstein im Auftrage des badischen Ministers Freiherrn von Roggenbach, um sich über Land und Leute zu informieren. Ich lernte ihn in einer der zahlreichen politischen Versammlungen kennen, die wir im

Laufe jenes Sommers in Hamburg abhielten. Kurze Zeit darauf besuchte er mich in Segeberg und von da ab entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis, das mit der Zeit immer inniger wurde.

Ungern-Sternberg war ein stattlicher Mann von robuster Gestalt, aber sehr reizbarem Nervensystem. Es lag etwas Ruheloses in seinem Wesen. In jede Angelegenheit, die er betrieb, legte er seine ganze Persönlichkeit hinein. Halbheiten kannte er nicht. So groß wie sein Haß gegen Bismarck 1863 war, so groß war 1865 seine Bewunderung für ihn. 1863 entschieden liberal, stand er wenige Jahre später auf dem äußersten rechten Flügel der konservativen Partei. Solche Wandlungen waren in damaliger Zeit nichts Ungewöhnliches. So jäh wie bei Ungern-Sternberg aber vollzogen sie sich selten. Und doch rang er sich in seiner Ehrlichkeit immer erst nach langen, inneren Kämpfen zu anderen Ansichten hindurch.

Nachdem er anfangs der achtziger Jahre in die Redaktion der „Kreuzzeitung" eingetreten war, gingen unsere politischen Wege mehr und mehr auseinander. Trotzdem blieben wir in freundschaftlichstem Verkehr. Bedauerlicherweise führte die leidige Hammersteinaffäre zu einer persönlichen Kontroverse und damit zu längerer Entfremdung. Erst kurz vor seinem Tode haben wir uns wieder in alter Herzlichkeit die Hand gedrückt und ich habe die Empfindung mit mir genommen, daß es einen edleren Menschen und treueren Freund selten gegeben hat.

Ungern-Sternbergs Bedeutung ist von der Mitwelt nicht gebührend gewürdigt worden. In seiner aristokratischen Abgeschlossenheit, die leicht den Eindruck der Schroffheit machte, war ihm jede Berührung mit der Öffentlichkeit lästig

und er unterzog sich ihr, wenn es sein mußte, nur aus Pflichtgefühl. Um den Beifall der Menge war es ihm nie zu tun und seine vornehme Denkungsart verschmähte jede Reklame. Als Parlamentarier — er gehörte von 1884–87 dem Reichstag an — ist er nicht hervorgetreten; als Journalist nahm er eine hervorragende Stellung ein. Seine Wochenrundschau in der „Kreuzzeitung“ las man ihrer klaren, durchsichtigen Darstellungsweise wegen immer mit Vergnügen, auch wenn man mit ihrer Tendenz nicht einverstanden war. Unter den zahlreichen Broschüren, die in den Jahren 1863–65 erschienen, war eine von ihm verfaßte: „Die Herzogtümer seit dem 15. November 1863“ nach Form und Inhalt eine der bedeutendsten. Auch persönliche Erinnerungen an seine schleswig-holsteinischen Erlebnisse hat er in Velhagen & Klasings Monatsheften, Jahrgang 1898/99, Heft 8 bis 10 veröffentlicht, die vorzüglich geschrieben sind und eine Reihe höchst interessanter Mitteilungen enthalten. Wunderlicherweise nennt er keinen von uns Schleswig-Holsteinern mit Namen, sondern bezeichnet uns nur durch willkürlich gewählte Buchstaben. So heißt Graf Ludwig Reventlow Graf X, Römer R, Ägidi Z, ich werde N genannt usw. Das Verständnis wird dadurch für Fernstehende nicht gerade erleichtert.

II.

Zu Anfang des Jahres 1863 entschloß sich das dänische Ministerium Hall zu einem entscheidenden Schritt. Es wollte Holstein aus dem dänischen Gesamtstaat völlig ausscheiden, das letzte schwache Band zwischen Holstein und Schleswig zerreißen und Schleswig mit Dänemark durch ein gemein-

sames Grundgesetz unlöslich verbinden. Gelang dies, so war das Ziel erreicht, das der eiderdänischen Partei seit Mitte der vierziger Jahre vorschwebte.

Zur Ausführung des Plans wurde zunächst eine besondere Regierung für Holstein in Plön errichtet. Zu ihrem Präsidenten wurde mein früherer Chef, der Amtmann Graf Moltke in Segeberg ernannt, als ihr eigentlicher spiritus rector aber galt vom ersten Tage ihres Bestehens der Regierungsrat Ferdinand von Warnstedt, bis dahin Amtsschreiber in Tremsbüttel, ein genial veranlagter Mann von großer geselliger und geschäftlicher Gewandtheit, politisch gesinnungslos. Er fungierte als königlicher Kommissar bei der bald darauf zusammentretenden holsteinischen Ständeversammlung.

Ich war um jene Zeit mit Julian Schmidt in Verbindung getreten und auf seinen Wunsch Mitarbeiter der damals von ihm redigierten „Berliner Allgemeinen Zeitung" geworden. Sämtliche Leitartikel in der schleswig-holsteinischen Frage, die in diesem Blatte im Jahre 1863 erschienen sind, habe ich geschrieben, und außerdem zahlreiche Korrespondenzartikel. Ich glaube die Vorgänge jenes Jahres am besten illustrieren zu können, wenn ich einige von ihnen hier wiedergebe.

„T. Aus Holstein, 28. Januar. Am 24. Januar ist die holsteinische Ständeversammlung in Itzehoe zusammengetreten. Natürlich sieht man mit Spannung ihren Verhandlungen entgegen. Zwei Jahre sind seit jener denkwürdigen Diät verflossen, in der durch die Taktlosigkeit des damaligen holsteinischen Ministers und königlichen Kommissars, Raaslöff, die ganze zweideutige, hinterlistige dänische Politik ans

Tageslicht kam. In dieser Zeit hat sich in den Zuständen der Herzogtümer wenig oder nichts geändert. In Schleswig war schon damals das Willkürregiment zu einer Höhe gediehen, welche ein weiteres Wachsen unmöglich machte; in Holstein herrscht jetzt wie damals dasselbe konfuse System der halben Maßregeln und der Doppelzüngigkeit, derselbe bureaukratische Druck und dasselbe Kokettieren mit dem Liberalismus. Die Szene des langen Dramas, von dem soeben ein neuer Akt begonnen, ist dieselbe geblieben; nur in den handelnden Personen ist eine Änderung eingetreten.

„Damals fungierte als Vertreter der Regierung ein braver, aber beschränkter und etwas ängstlicher Mann, welcher es gut mit dem Lande meinte, dessen Minister er war, der sich aber nach allen Richtungen den kindlichsten Täuschungen hingab. Von seinen Kollegen in Kopenhagen auf das gründlichste düpiert, trat er später als allgemeiner Sündenbock vom politischen Schauplatz ab. — Jetzt erscheint statt seiner als königlicher Kommissar ein diplomatischer Aventurier, den die Lorbeeren des Herrn v. Bismarck nicht schlafen lassen. Ferdinand v. Warnstedt, noch vor kurzem Amtsschreiber in Tremsbüttel, jetzt Rat in der neugebackenen holsteinischen Regierung, will dem Renommee, welches er sich als routinierter Beamter und vollendeter Weltmann erworben hat, noch den Ruf eines Staatsmannes hinzufügen. Daß ihm dies gelingen werde, bezweifeln wir sehr. Gewiß ist Herr v. Warnstedt ein überaus gewandter Mann, der sich mit Leichtigkeit in jeder Lebenslage zu orientieren weiß; — allein bekanntlich verlangt man heutzutage von einem Staatsmann etwas mehr, wie bloß kavaliermäßige Haltung. Die Zeit der Buckingham und Alberoni ist vorbei. Herr v. Warnstedt täuscht sich sicher über den Ernst der Situation; er wird es, ebenso

wie sein politischer Glaubensgenosse in Berlin, zu spät erkennen, „in welche Sauce er sich gesetzt hat“.

„Auch die Physiognomie der Ständeversammlung wird nicht mehr ganz dieselbe sein. Nicht alle früheren Mitglieder kehren nach Itzehoe zurück. Graf Otto Rantzau ist in preußische Dienste getreten, Theodor Lehmann in der Blüte seiner Manneskräfte gestorben. Des letzteren Verlust ist für den Augenblick nicht zu ersetzen. Lehmann war gewissermaßen der Mittelpunkt, das zugleich anregende und mäßigende Prinzip der Versammlung. — Es ist Lehmanns großes Verdienst, daß er zuerst wieder den nationalen Charakter der schleswig-holsteinischen Bewegung betonte, daß er den innigen Zusammenhang derselben mit den gegenwärtigen liberalen Bestrebungen des übrigen Deutschlands hervorhob. Aber nicht minder hoch ist es ihm anzurechnen, daß er die holsteinische Ritterschaft mit diesem Charakter und dessen Bestrebungen auszusöhnen wußte. Wäre Lehmann ein gewöhnlicher Parteiagitator gewesen, so würde ein Bruch zwischen der Ritterschaft und den liberalen Elementen des Landes unvermeidlich gewesen sein. Weil er aber ein wirklicher Staatsmann war, vermochte er es, die Ritterschaft aus ihrem einseitigen Partikularismus aufzurütteln, und zugleich die Prinzipienreiter unter den Liberalen im Zaum zu halten Durch seinen Einfluß wurde die Ständeversammlung zu einer fest geschlossenen Phalanx, welche gerade auf das Hauptziel losging, und jeden theoretischen Streit über Nebendinge bis nach den Tagen des Sieges verschob.

„Als neues Mitglied tritt an Lehmanns Stelle Rendtorff, ebenfalls ein Kieler Advokat, in die Ständeversammlung ein. Auch er ist ein Mann von bedeutenden Talenten, aber er ist mehr Advokat wie Politiker, und wieder me h

Bankier wie Advokat. Es ist daher zu befürchten, daß er die Interessen der Herzogtümer in zu kaufmännischer Weise beurteilen werde. Jedenfalls wird er Lehmanns Platz nicht ausfüllen.

„Die Führerschaft der Ständeversammlung wird daher wahrscheinlich wieder an die hervorragendsten ritterschaftlichen Ständemitglieder zurückfallen. Es ist das kein Unglück. Die holsteinische Ritterschaft hat sich in dem langjährigen parlamentarischen Kampfe gegen dänische Übergriffe als ebenso besonnen wie entschieden bewährt. Solange sie Männer in ihrer Mitte zählt, welche gleich den Baronen Scheel-Plessen und Blome, dem Grafen Emil Rantzau usw. ebenso hervorragend an geistiger Begabung wie an Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit der Gesinnung sind, kann ihr das Land in diesem Kampfe unbedingt vertrauen. Etwas anderes ist es freilich, ob die Ritterschaft auch in anderen Fragen zur parlamentarischen Führung geeignet sei.

„Man hat der schleswig-holsteinischen Ritterschaft den Vorwurf gemacht, daß sie zu „gesamtstaatlichen Tendenzen" hinneige, oder daß sie in der Weise des seligen Stahl den deutsch-dänischen Streit als eine holstein-lauenburgische Angelegenheit auffasse. Dieser Vorwurf ist entschieden aus der Luft gegriffen. Die Ritterschaft hat immer auf dem Rechtsboden gestanden; sie ist stets konsequent „schleswig-holsteinisch" gewesen. Aber ein anderer, schon oben angedeuteter Vorwurf ist begründet. Die Ritterschaft ist in ihrem Schleswig-Holsteinismus zu einseitig, zu partikularistisch. Ihr Patriotismus hat einen etwas engherzigen Gedanken. Sie kümmert sich nur wenig um die Dinge, welche jenseits der Elbe vorgehen. Wenn dieses aber einmal geschieht, so nimmt sie einen ähnlichen Standpunkt ein, wie die Herren v. Lerchenfeld und

Genossen in Bayern. Fast alle Mitglieder der Ritterschaft sind, wenn auch vielleicht unbewußt, „großdeutsch". Sie stehen in intimer Verbindung mit dem österreichischen und hannoverschen Hofe. Aus Sympathie für die Dynastien der Habsburger und der Welfen verschließen sie sich der Einsicht, daß ihrem engern Vaterland nur von Preußen wirkliche, durchgreifende Hilfe kommen kann, daß der deutsche Bund ohne Preußen oder Österreich ein kranker, ohnmächtiger Mann, und daß Österreich schon durch die Gesetze der Natur gezwungen ist, der heimliche Gegner der schleswig-holsteinischen Bewegung zu sein.

„Doch diese großdeutschen Tendenzen der Ritterschaft sind, wie gesagt, für den Augenblick nur von sekundärer Bedeutung. Noch ist bekanntlich nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß der Kampf gegen Dänemark ein baldiges Ende nehme. So lange derselbe aber dauert, wäre nichts mehr zu beklagen, als wenn sich in Schleswig-Holstein zwei Parteien bildeten, von denen die eine etwa dem Nationalverein, die andere dem großdeutschen Reformverein angehörte. Es wäre das ein ebenso großes Unglück, als wenn die Ständeversammlung in eine liberale und eine konservative Fraktion zerfiele. Nur durch einmütiges, festes Zusammenhalten aller gegen den äußeren Feind kann die schleswig-holsteinische Sache gefördert werden. Es wäre frevelhaft, wollte jemand unnötigerweise ein Zerwürfnis im eigenen Lager provozieren."

„T. Aus Holstein, 15. Februar. Die Adreßberatung in der holsteinischen Ständeversammlung bietet bis jetzt, soweit aus den Zeitungen ersichtlich, wenig Bemerkenswertes. Es geschah hier, was in jeder Versammlung geschieht, wo nicht verschiedene Parteien vertreten sind: die Verhandlung

war nicht belebt; die Reden hatten etwas Monotones. Die meisten Redner beschränkten sich darauf, einzelne Maßregeln der Regierung zum Gegenstand ihrer Angriffe zu machen. Nur Blome und Versmann versuchten, den eigentlichen Nerv der dänischen Politik bloßzulegen. Geradezu komisch war es, daß der königl. Kommissar nicht begreifen konnte, wie man von einer Inkorporation des Herzogtums Schleswig reden könne, da keine dahin lautende offizielle Handlung der Regierung vorliege. Mit Recht meinte der greise Graf Reventlow-Jersbeck, es werde nachgerade kindisch, Absichten verleugnen zu wollen, welche jedes Kind kenne.]

„Blome bemerkte sehr richtig, daß die neue „holsteinische Regierung" unter anderen Umständen für das Land große Vorteile haben würde. Jetzt aber sei sie nichts weiter wie eine reine Kolonialregierung. In Kopenhagen sei ein Revisionsbureau, welches darauf sehe, daß kein dänisches Interesse verletzt werde. Der dänische Minister könne jede Sache zur kollegialischen Behandlung stellen, und doch liege die schließliche Entscheidung immer in seinen Händen, wenn auch alle Räte einig seien. — Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Blome noch schärfer hervorgehoben hätte, daß die Einsetzung der holsteinischen Regierung nur als Demonstration gegen Deutschland Bedeutung habe, daß dadurch nichts beabsichtigt sei, als eine neue Scheidewand zwischen Schleswig und Holstein zu ziehen. In Hinsicht der Kompetenz der Versammlung bemerkte Blome, daß diese seit dem Ausscheiden der Holsteiner aus dem Reichsrat in bezug auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten wesentlich hätte erweitert werden müssen. Gegen jede Beschränkung derselben müsse die Versammlung Protest einlegen. Als das Haupthindernis des Friedens stellte Blome die gemeinsame Verfassung

Dänemarks und Schleswigs, das Fortbestehen des Reichsrats hin.

„Versmann charakterisierte die dänische Politik im Sinne der Adresse, und geißelte namentlich die großen und kleinen Mittel, mit welchen die Regierung ihren eigentlichen Zweck, die Unterdrückung des deutschen Elements in Schleswig, verfolge.

„Anfangs hieß es, daß mehrere Abgeordnete beabsichtigten, zu der vom Ausschusse entworfenen Adresse Amendements einzubringen. Es ist sicherlich besser, daß dieses unterblieben ist. Präziser, wie in dem Adreßentwurf geschehen, konnten die Mißstände, unter denen das Herzogtum Holstein leidet, nicht dargelegt werden. Ein Herbeiziehen der innern Verhältnisse Schleswigs aber würde für die Versammlung eine Kompetenzüberschreitung enthalten haben. Und was die Hauptsache ist: jede Veränderung der Adresse hätte wahrscheinlich den Schwerpunkt derselben verrückt. Die Adresse kulminiert in dem energischen Protest gegen diejenige Politik, welche den Verträgen zum Trotz ein Reich Dänemark-Schleswig schaffen, welche für dieses Reich die Verfassung vom Jahre 1855 aufrecht erhalten und das deutsche Element, soweit man nicht hofft es unterdrücken zu können, gänzlich aus der Gemeinschaft ausscheiden will. Und in der Tat: auf diesen Protest kommt es augenblicklich allein an. Alles andere ist Nebensache."

„Die holsteinische Adresse.

„T. Aus Holstein, 17. Februar. Die Adresse der holsteinischen Ständeversammlung findet unerwarteterweise vielfache Gegner. Man tadelt sie als zu klug und berechnend, als nicht selbstbewußt und rücksichtslos genug; man glaubt

in derselben eine versteckte Hinneigung zu gesamtstaatlichen Tendenzen zu entdecken; man vermißt „Wärme des Ausdrucks.“ Ich muß gestehen, daß mir diese Angriffe vollständig unerklärlich sind. — Allerdings ist die Form der Adresse so ruhig und gemäßigt wie möglich; keine Hyberbel ist angebracht. Sollte aber dieser nüchterne, leidenschaftslose Stil nicht gerade ein Vorzug der Adresse sein? — und wo findet sich eine unnötige Schonung der dänischen Regierung? — wo sind die Sympathien für den Gesamtstaat versteckt? Die Sache ist wichtig genug, um sie einer eingehenden Erörterung zu unterziehen.

„Rekapitulieren wir den Inhalt der Adresse. Dieselbe stellt zunächst alle Beschwerden zusammen, welche das Herzogtum Holstein allein betreffen. Sie gibt dem holsteinischen Minister Hall ein kräftiges Mißtrauensvotum; sie erklärt, daß die Übergriffe, welche sich dieser durch die Nichtachtung des Normalbudgets erlaubt hat, um so verletzender sind, als die außerordentlichen Ausgaben, welche Holstein Millionen gekostet, dem Interesse des Herzogtums geradezu widerstreiten, geradezu für Rüstungen verausgabt sind, „welche nur bezwecken können, eine nicht nur die Interessen des Herzogtums, sondern der ganzen Monarchie gefährdende Politik mit Gewalt durchzuführen;“ sie rügt die Einsetzung der neuen „holsteinischen Regierung“ als rechtswidrig, weil sie ohne Zustimmung der Stände geschehen, und erklärt, daß nur deshalb keine Anklage des Ministers stattfinden werde, weil unser Verfassungsgesetz unklare Bestimmungen über die gerichtliche Kompetenz bei Ministeranklagen enthalte; — sie hebt endlich hervor, wie unerträglich überhaupt der Druck sei, welcher durch Aufrechthaltung des § 8 der Verfassung, durch Vorenthaltung der Preßfreiheit, des Versammlungs- und Vereins-

rechts, durch Zurücksetzung der Kieler Universität — auf dem Lande laste.

„Bis hierher nimmt also die Adresse nur auf die inneren Verhältnisse Holsteins Bezug. Schwerlich wird jemand an der Art und Weise, wie dieses geschieht, etwas auszusetzen wissen. Die Kränkungen, durch welche das Land in seinen wichtigsten Angelegenheiten geschädigt ist, können, wenigstens nach unserer Ansicht, nicht schärfer und klarer hervorgehoben werden.

„Nun aber kommt der Hauptpunkt. Die Adresse konstatiert, daß alle diese Kränkungen von keiner Bedeutung seien im Vergleich mit der „unheilvollen“ Politik, durch welche jede Ausgleichung der jetzigen Wirren verhindert werde. Mit dieser Wendung geht die Adresse also auf die wichtigste Frage, auf die Stellung Holsteins zu Dänemark und zu Schleswig ein. Sie spricht nun in dem folgenden klar und deutlich aus, was sie für das größte Hindernis, und was sie für die unerläßliche Bedingung eines dauerhaften politischen Zustandes der Monarchie hält. Sie nennt diejenige Politik eine „unheilvolle“, welche bestrebt ist, „den Verträgen zum Trotz ein Reich Dänemark-Schleswig zu schaffen, für dies Reich die Verfassung vom Jahre 1855 aufrecht zu erhalten, und das deutsche Element, soweit man nicht hofft, es erdrücken zu können, gänzlich aus der Gemeinschaft auszuscheiden.“ Sie konstatiert, daß drei von den vier Ländern, welche die dänische Monarchie bilden und für welche jene Verfassung das gemeinsame Band sein soll, feierlichst sich gegen die Rechtsbeständigkeit dieser Verfassung verwahren, daß der deutsche Bund sich diesen Verwahrungen angeschlossen, und daß in neuester Zeit ein englischer Staatsmann sich ebenfalls für Aufhebung des dänisch-

schleswigschen Reichsrats ausgesprochen habe. Dann kommt sie einen Absatz später zu der Erklärung, daß die Stände „nur in der Wiedervereinigung der Herzogtümer Schleswig und Holstein eine befriedigende Lösung der gegenwärtigen Verwicklungen finden können." Nachdem sie sich endlich dagegen verwahrt, als ob die Stände es gewesen, welche eine Verständigung auf Grundlage von Vorschlägen von der Hand gewiesen, durch die wenigstens bessere Zustände als die jetzigen in Aussicht gestellt worden wären, schließt sie mit den Worten: „Es kann nicht die Aufgabe der holsteinischen Stände sein, den Verhandlungen der Großmächte und des Bundes mit der Regierung Ew. Majestät vorzugreifen, aber sie halten es für ihre Pflicht, ihre feste Überzeugung dahin auszusprechen, daß nur eine vollständige Umkehr von dem bisher befolgten politischen System zum Frieden und zur Wohlfahrt der Monarchie führen kann." — Wer in dieser Sprache eine Hinneigung zu gesamtstaatlichen Tendenzen erblicken kann, der muß seltsam konstruierte Augen haben.

„Daß durch die Adresse die Achillesferse der dänischen Politik so wirksam wie möglich getroffen ist, beweist am besten das Schreien der Kopenhagener Presse, welche ihrem Schmerz in ebenso lächerlichen wie pöbelhaften Expektorationen Luft macht. Fädrelandet, bekanntlich das Hauptorgan der Eiderdänen, meint, nach dem „sachsen-koburgischen Rate des Grafen Russell" wäre es eine gegebene Sache gewesen, daß die „privilegierten Pferde- und Butterhändler in Holstein" (!) zur höchsten Ekstase sich begeistern, daß sie ihren Übermut bis zur äußersten Spitze treiben würden. Es nennt die holsteinische Ständeversammlung eine „Rotte amnestierter Ausreißer" (!), eine „faktiöse Ligue, die mit Hilfe der Lüge und

des Betrugs (!!) den Beistand des Auslandes anrufe" usw. und kommt zu dem Resultat, daß fernerhin noch an die Möglichkeit der Wiederherstellung des Gesamtstaates zu denken ein „Blödsinn" sei.

„Fädrelandet möge sich beruhigen. Niemand wird sich eines solchen „Blödsinns" mehr schuldig machen. Auch die „privilegierten Pferde- und Butterhändler in Holstein" sollen, sicherm Vernehmen nach, eine nähere Gemeinschaft mit dem liebenswürdigen Volke, dessen Orakel Fädrelandet ist, durchaus nicht gerade für wünschenswert halten."

„T. Aus Holstein, 18. März. Als im Jahre 1851 die Erhebung der Herzogtümer Schleswig-Holstein durch die Intervention des deutschen Bundes, durch preußische und österreichische Waffen niedergeworfen wurde, — da bemächtigte sich der gesamten Bevölkerung unseres Landes ein Gefühl der tiefsten Erbitterung gegen Preußen. Man sah sich von demjenigen Staate verlassen, ja geradezu dem Feinde überliefert, auf welchen man die größte und wohlbegründetste Hoffnung gesetzt hatte. Die preußische Regierung legte damals die erste Probe von jener Fertigkeit ab, die gegen andere gerichtete Entrüstung auf sich hinüberzuleiten.

„Hätte die dänische Regierung die damalige Stimmung des Landes klug benutzt, hätte sie statt eines chikanösen Polizeiregiments wahrhaft liberale Institutionen eingeführt, hätte sie das deutsche Element rücksichtsvoll geschont, anstatt es systematisch niederzutreten, so würde es heute vielleicht keine deutsch-dänische Frage mehr geben; die Schleswig-Holsteiner hätten vielleicht nie ihre Stimme wieder erhoben.

„Die dänische Regierung suchte jedoch ihre Pläne in so plumper und verletzender Weise durchzuführen, daß sie selbst

ihre früheren Anhänger ins feindliche Lager trieb. Nichtsdestoweniger kostete es eine lange Zeit, ehe die tiefeingewurzelte Antipathie unseres Volkes gegen Preußen überwunden war. Solange das Ministerium Manteuffel am Ruder war, erhielt diese Antipathie immer neue Nahrung. Die große Menge identifizierte das Ministerium Manteuffel mit dem preußischen Staate. Sie sah nicht ein, daß die Reaktion nur eine vorübergehende Krankheit des preußischen Staates, und zwar nur eine äußere, eine Hautkrankheit sei, daß der innere Organismus Preußens eine viel zu zähe Gesundheit besitze, um diese Krankheit nicht früher oder später zu überwinden.

„Mit der Einsetzung des liberalen Ministeriums fand aber ein vollständiger Umschwung statt. Der Jubel, welcher bei der Thronbesteigung König Wilhelms I. in unserm Lande herrschte, kann in keiner preußischen Stadt größer und ergreifender gewesen sein. Jetzt erst erhielt die schleswig-holsteinische Bewegung neues Leben; sie nahm jenen nationalen Charakter an, welcher ihre jetzige Stärke ausmacht.

„Allerdings blieben die Fortschritte, welche unsere Sache unter dem Ministerium Hohenzollern-Auerswald machte, hinter den Erwartungen zurück, welche man hier anfangs gehegt hatte. Man hatte gehofft, daß mit der Durchführung der preußischen Hegemonie in Deutschland jetzt wirklich Ernst gemacht werde. Nun war es jedem Einsichtigen klar geworden, daß Schleswig-Holstein das Feld sei, auf welchem Preußen am leichtesten sich Deutschland erobern könne. Auf diesem Wege konnte man Österreich demütigen, ohne zugleich die Sympathien der Süddeutschen zu verletzen; ja dieser Weg war der sicherste und zugleich der einzige, um die gesamte Heereskraft Deutschlands ohne Widerstand von seiten der übrigen Souveräne unter preußischem Kommando zu

vereinigen. Leider verschmähte das liberale Ministerium die Anwendung heroischer Mittel. Man lenkte von neuem in den öden Sandweg der Bundestagsverhandlungen ein. Man versuchte noch einmal einen Krebsschaden mit Kamillentee zu heilen.

„Nichtsdestoweniger blickten die Schleswig-Holsteiner mit Hoffnung und Vertrauen nach Berlin. Sie wußten jedenfalls, daß man dort den Verlauf ihrer Sache mit Aufmerksamkeit und Interesse verfolge, daß die preußische Regierung ihnen jederzeit einen unterstützenden Rückhalt gewähren werde. Die Hoffnung stieg, als Graf Bernstorff in seinen Depeschen einen Ton anschlug, welcher von der gewöhnlichen diplomatischen Sprache wesentlich abwich, als er einen schleswig-holsteinischen Grafen als Ratgeber in sein Ministerium rief, der als Kämpfer für die Rechte seines Vaterlandes bewährt war, als endlich Lord John Russell, wie es schien infolge der offenen männlichen Sprache des Berliner Kabinetts eine neue Auffassung der deutsch-dänischen Frage gewann. Mochte auch die preußische Politik im übrigen durch keine nennenswerten Erfolge gekrönt werden — in dieser Frage wenigstens war kein Rückzug zu erwarten.

„Wir sahen den Grafen Bernstorff mit Bedauern aus seinem Amte scheiden. Wir hegten aber auch gegen seinen Nachfolger durchaus kein ungünstiges Vorurteil. Herr v. Bismarck galt ja als der Mann der „großen Aktionen". Er hatte ja eine Vorliebe für „Blut und Eisen." Er war ja der geschworene Gegner Österreichs. Was war natürlicher, als zu glauben, Herr v. Bismarck werde seine Waffen zunächst gegen Dänemark kehren? Wo waren die Lorbeeren eichter zu ernten wie hier bei uns im Norden? Welches Mittel war geeigneter, die öffentliche Aufmerksamkeit von den inneren Fragen in Preußen abzulenken, für die neue Militär-

organisation Propaganda zu machen, und den Grund zu einer großartigen echt-preußischen und anti-österreichischen Politik zu legen, wie ein siegreicher Feldzug gegen Dänemark? —

„So argumentierten wir Schleswig-Holsteiner noch vor einem halben Jahre. Und jetzt? — Jetzt sind wir von dem Fehler der Vertrauensseligkeit, welcher einen hervorragenden Charakterzug unseres Volkes bildete, hoffentlich für immer glücklich kuriert. — Die schleswig-holsteinische Sache ist in diesem Augenblick zu ihrem entscheidenden Wendepunkt gelangt. Vor wenigen Tagen haben sich die holsteinischen Stände mit ihren Beschwerden an den deutschen Bund gewandt. Zum erstenmal seit 1846 haben sie selbst die Hilfe Deutschlands angerufen. Und was antwortet Deutschland, was Preußen auf diesen Hilferuf? — Keine Stimme, kein Arm rührt sich jenseits der Elbe für die schleswig-holsteinische Sache.

„Die Dänen frohlocken. Sie weisen triumphierend darauf hin, daß Preußen isolierter dastehe, wie je zuvor; daß es Mühe genug habe, sich aus den bisher eingefädelten Verwicklungen herauszuziehen, daß es daher neuen Verwicklungen vorsichtig aus dem Wege gehen werde. Die alten Preußenfeinde in unserer Mitte schütteln weise das Haupt und erklären, den Gang der Dinge längst vorausgesehen und vorausgesagt zu haben. Was nützt es, rufen sie aus, daß die preußische Regierung bisweilen diplomatische Erfolge erringt, wenn sie diese Erfolge später selbst wieder vernichtet? Wer kann nach Abschluß der russisch-preußischen Konvention noch das geringste Vertrauen auf Preußen setzen! Resignieren wir; Preußen wird uns ebenso wie im Jahre 1851 verlassen.

„Derartige Äußerungen werden jetzt immer mehr und mehr laut. Trotzdem ist die Stimmung aber doch eine wesentlich andere wie im Jahre 1851. Man fürchte nicht, daß ein

ähnlicher Preußenhaß je wieder Platz greifen werde. Kein Mensch identifiziert das Ministerium Bismarck mit dem preußischen Staat. Wir hoffen alle, daß das preußische Volk treu zu uns hält.

„Eben darum aber glauben wir uns der Erwartung hingeben zu dürfen, daß die preußische Volksvertretung dieses treue Festhalten an der Sache der Herzogtümer einmal nachdrücklich manifestieren werde. Wir wissen, daß die Zeit des Herrn v. Bismarck zu kostbar ist: Warum erhebt aber das preußische Abgeordnetenhaus nicht seine Stimme, um den wackern Kämpfern der holsteinischen Ständeversammlung zu Hilfe zu kommen? Solange die Stände tagten, ist ihnen kein Wort der Anerkennung, der Ermutigung zuteil geworden. Jetzt, wo die Diät in wenigen Tagen geschlossen sein wird, ist das preußische Abgeordnetenhaus der einzige Ort, wo die Rechte unseres Landes wirklich gewahrt werden können. Fast scheint es, als ob dort die Situation, in welcher sich die Herzogtümer augenblicklich befinden, nicht genügend gewürdigt werde. Ist denn aber die Ehre Preußens weniger in der schleswig-holsteinischen Frage wie in der polnischen in Gefahr?“

„T. Aus Holstein, 29. März. Kritischer, wie in diesem Augenblick, ist wohl niemals die Lage der Herzogtümer gewesen. Während dänischerseits alles zur Entscheidung drängt, ist die Aktion Deutschlands vollständig gelähmt; während das übrige Europa durch die zusammenziehenden Gewitterwolken in drückender Spannung gehalten wird, fühlt sich die dänische Regierung eben darum freier und unbehinderter wie je. Die dänischen Staatsmänner haben es immer meisterhaft verstanden, aus den Verlegenheiten ihrer Gegner Nutzen zu ziehen. Nichts ist daher wahrscheinlicher, als daß sie jetzt,

wo Preußen aus einer Verwicklung in die andere gerät, ihre lange vorbereiteten und bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Pläne verwirklichen werden. Ich muß in dieser Beziehung eines Gerüchts erwähnen, für das ich durchaus keine Bürgschaft übernehmen will, welches aber keineswegs als unglaubwürdig erscheint. In Kopenhagener Kreisen wird nämlich unter der Hand erzählt, es sei eine Art Konvention zwischen Frankreich und Dänemark abgeschlossen. Ein Krieg gegen Preußen sei in den Tuilerien beschlossene Sache; man sei nur noch um den nötigen Vorwand verlegen. Hoffentlich werde dieser durch die polnische Frage geboten. Für den Fall jedoch, daß diese Frage hierzu nicht ausreiche, habe Dänemark sich verpflichtet, einen Streit mit Preußen zu provozieren, um Frankreich auch zu einer Einmischung in der deutsch-dänischen Frage Gelegenheit zu geben. Wie gesagt, ich referiere nur ein Gerücht; dasselbe wird jedoch von Leuten kolportiert, welche gewöhnlich aus guten Quellen schöpfen. — Daß man im eiderdänischen Lager im Vorgefühl eines gewissen Sieges schwelgt, daß man am Ziele aller Wünsche angelangt zu sein glaubt, geht aus dem Benehmen der Parteiführer deutlich hervor. Die Resolutionen, welche der gestrigen Kasinoversammlung vorgelegt worden, sind schon neulich von Ihnen mitgeteilt. Ich weiß aber nicht, ob Sie die Rede gelesen haben, welche Herr Bille am vorigen Sonnabend vor seinen Wählern gehalten hat. Herr Bille ist ein hervorragendes Mitglied des dänischen Reichstags, er ist zugleich Redakteur des ministeriellen Dagbladet und ein intimer Freund des Herrn Hall. Seine Worte verdienen daher Beachtung. Herr Bille nun sagt: Jetzt sei der Augenblick gekommen, vorwärts zu gehen. Holstein müsse ausgeschieden werden, damit

die Dänen, wie Manderström gesagt habe, ihr eigenes Leben leben könnten. Die Zeit sei günstig, die holsteinischen Stände hätten sich für den Schleswig-Holsteinismus ausgesprochen, durch dessen Annahme Dänemark, wie ebenfalls Manderström geäußert, einen Selbstmord begehen würde; sie hätten alle Gemeinsamkeit verworfen, und man brauche daher nicht allmählich die Gemeinsamkeit aufzulösen. Preußen sei immer tiefer gesunken . . . (Mit Rücksicht auf Ihre Preßverhältnisse halte ich es für richtiger, was nun folgt, auszulassen. Die Staatsanwaltschaft könnte in den Worten des Herrn Bille nicht ohne Grund eine Aufreizung zu Haß und Verachtung finden.) Der polnische Aufstand sei ein überaus glückliches Ereignis, und wenn es möglich wäre, daß ein polnisches Reich wieder erstände, so würde Dänemarks und des Nordens Sache durch nichts mehr als dadurch begünstigt werden können; darin würde das beste Gegengewicht gegen die Gefahren liegen, die Dänemark vom Süden und Schweden vom Osten her bedrohten. — Wie Sie sehen, fehlt es dem Herrn Bille weder an Courage noch an politischem Blick. Charakteristisch in dieser Rede ist übrigens die mehrmalige Anführung Manderströms. Die skandinavischen Herren Eiderdänen brüsten sich gar zu gern mit der angeblichen intimen Freundschaft Schwedens."

„T. Aus Holstein, 4. April. Die Würfel sind also gefallen. Ich hatte recht, wenn ich in meiner letzten Korrespondenz prophezeite, daß in der deutsch-dänischen Angelegenheit eine entscheidende Wendung eintreten werde. Durch die königl. Reskripte vom 30. März sind die kühnsten Erwartungen der Eiderdänen übertroffen worden. Der König hat die in der Kasinoversammlung vom 28. März gefaßten Resolutionen

vollständig sanktioniert. Die „allerhöchste Bekanntmachung, betreffend die Verfassungsverhältnisse des Herzogtums Holstein“ bestimmt, daß Holstein eine gesonderte Armeeabteilung erhält, welche aus den besonderen Finanzen dieses Herzogtums zu unterhalten ist, daß es dagegen auch in Zukunft an allen übrigen, im vorläufigen Normalbudget aufgeführten, für die Monarchie gemeinschaftlichen Ausgaben teilzunehmen hat; daß die gesetzgebende Gewalt in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten für Holstein von dem König und den holsteinischen Ständen im Verein ausgeübt werden soll, und daß (wie es dann weiter heißt), „wenn ein solches Gesetz von uns mit Genehmigung der Stände für Holstein erlassen wird, ohne daß ein gleichlautendes Gesetz gleichzeitig in den übrigen Landesteilen eingeführt werden kann, die infolgedessen notwendigen Veranstaltungen getroffen werden sollen, insofern das Gesetz ein Verhältnis betrifft, worin eine verschiedene Gesetzgebung mit der Aufrechterhaltung der bisherigen Gemeinschaft unvereinbar ist.“ Abgesehen von der wundervollen Stilisierung dieses letzten Passus ist derselbe auch dadurch wieder charakteristisch, daß er abermals eine Drohung mit einer noch weitergehenden Aussonderung enthält. In der Einleitung zu dieser famosen Bekanntmachung heißt es: „Die deutsche Bundesversammlung hat sich in die inneren Verfassungsangelegenheiten Unserer Monarchie eingemischt (!) und Forderungen aufgestellt, welche weder in den Bundesgesetzen eine Berechtigung finden (!!), noch mit der Unabhängigkeit Unserer Krone und den Rechten Unserer zum Bund nicht gehörenden Länder vereinbar sind.“ Einen Absatz weiter wird aber die Sache wieder so gewendet, als ob diese Bekanntmachung ein neues „Zugeständnis“ enthalte,

als ob dieselbe den Forderungen des deutschen Bundes entspreche. Seit der Kopenhagener Revolution von 1848 hat für die Herzogtümer kein Ereignis eine solche Bedeutung gehabt, wie diese allerhöchste Bekanntmachung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieselbe nach den Grundsätzen des Völkerrechts einen Friedensbruch vollständig enthält. Alle seit 1851 dänischerseits gegebenen Zusicherungen werden gänzlich ignoriert. Man geht auf das Programm der revolutionären eiderdänischen Kasinopartei von 1848 zurück; — ja, man geht weiter als dieses. Die Kopenhagener Revolution von 1848 bezweckte die Inkorporation Schleswigs in Dänemark; aber man wollte Schleswig in Dänemark aufnehmen, wie Posen in Preußen aufgenommen ist, man wollte das dänische Grundgesetz mit allen seinen Freiheiten auf Schleswig ausdehnen; Schleswig sollte alle Vorteile eines dänischen Landesteiles genießen. Holstein dagegen sollte ein selbständiger, unabhängiger Staat mit getrennten Finanzen, eigener Militärverfassung usw. werden. Jetzt ist die Inkorporation Schleswigs eine vollendete Tatsache; aber Schleswig ist nicht als ein gleichberechtigter Landesteil in das dänische Königreich eingefügt, es steht nicht wie Posen zu Preußen, es steht wie eine altrömische Provinz zu der Stadt Rom; es hat wohl dänische Sprache, dänische Münze, dänische Beamte erhalten, aber keine dänische Preßfreiheit, kein dänisches Versammlungs- und Petitionsrecht usw. — Und Holstein? — Holstein ist jetzt nur so weit ausgesondert, daß ihm jeder Zusammenhang mit Schleswig und jeder Einfluß auf die Angelegenheiten der Monarchie benommen ist. Im übrigen ist es nach wie vor mit Gut und Blut dem Königreich Dänemark pflichtig, es ist und bleibt ein Annexum des Eiderstaates, es erhält eine Stellung, welche dem Verhältnis der römischen Bundes-

genossen zur römischen Republik nicht unähnlich ist. Die weitesten Ziele der Eiderdänen sind also jetzt mit einem Schlag erreicht, und dieser Schlag trifft Deutschland, und Preußen vor allem, gerade ins Gesicht. Er wird mit einer Kühnheit geführt, welche nur durch die augenblickliche Lage der Dinge in Berlin erklärt werden kann. Niemals würden die Dänen gewagt haben, in so frecher Weise Deutschland zu verhöhnen, wenn in Preußen ein liberales Ministerium am Ruder wäre, ja wenn nur ein Mann wie Graf Bernstorff die auswärtigen Angelegenheiten leitete. — Als im Jahre 1848 die Beschlüsse des Kasinos durch den König sanktioniert wurden, da griff ganz Deutschland zu den Waffen. Jetzt sind abermals im Kasino Beschlüsse gefaßt, die weiter gehen als jene, und abermals haben sie die königliche Sanktion erhalten. Was wird jetzt in Deutschland geschehen?"

„T. Aus Holstein, 6. April. Begreiflicherweise herrscht hier infolge der königlichen Reskripte vom 30. März eine nicht geringe Aufregung. Die allgemeine Stimmung ist jedoch keineswegs eine gedrückte. Man freut sich, daß endlich einmal der Rubikon von den Dänen überschritten worden ist — ja, man kann nicht umhin, ihnen deswegen eine gewisse Anerkennung zu zollen. Die Politik der Dänen läßt allerdings an Kühnheit und Energie nichts zu wünschen übrig. Sie setzen alles auf eine Karte. Jetzt oder nie ist ihre Parole.

„Die Situation ist durch dieses Verfahren mit einem Male sonnenklar geworden. Alle Verträge sind mit Füßen getreten. Die nackte Gewalt steht der Gewalt gegenüber. Von einer Vermittlung, einer friedlichen Beilegung des deutsch-dänischen Streites kann nie wieder die Rede sein. Es gilt jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. Nur ein Pessimist kann aber

über den Ausgang dieses Kampfes zweifelhaft sein. Mag es auch augenblicklich in Deutschland so trostlos wie möglich aussehen — wir hoffen, daß gerade die unumwundene Kriegserklärung, welche Dänemark gegen Deutschland schleudert, in einer Beziehung wenigstens diesem trostlosen Zustand ein Ende machen wird. Daß Preußens Ehre in Schleswig-Holstein verpfändet sei, ist nachgerade zu einer banalen Phrase geworden. Wir Schleswig-Holsteiner wagen jedoch nicht zu denken, daß irgend eine preußische Regierung jenem Satz in Wirklichkeit nur die Bedeutung einer Redensart beilegen könne.

„Als Kuriosum teile ich Ihnen noch folgendes mit: Herr v. Warnstedt, der königliche Kommissar bei der letzten holsteinischen Ständeversammlung, und bekanntlich der Kopf der vor kurzem eingesetzten holsteinischen Regierung, versichert in Privatkreisen, weder er noch der Regierungspräsident Graf Moltke seien von dem dänischen Staatsstreich unterrichtet gewesen; beide seien daher jetzt gesonnen, ihren Abschied zu nehmen. Nous verrons! Es ist allerdings im höchsten Grade komisch, daß Herr v. Warnstedt in dem Augenblick, wo die dänische Regierung va banque spielt, sich in Holstein befindet, um — Schnepfen zu schießen. Vorläufig glauben wir jedoch annehmen zu dürfen, daß nicht Herr v. Warnstedt düpiert worden ist, sondern daß er vielmehr selbst sich das harmlose Vergnügen macht, seine gläubigen Zuhörer zu düpieren.“

„T. Aus Holstein, 24. April. Sie haben schon in Nr. 183 Ihres Blattes den Wortlaut der Resolution mitgeteilt, welche am 20. d. M. von einer zahlreich besuchten Versammlung von Schleswig-Holsteinern in Hamburg beschlossen wurde. Gestatten Sie mir, Ihnen nachträglich noch einige Einzelheiten über diese Versammlung mitzuteilen. Die Bedeutung

derselben wird, wie mir scheint, von der deutschen Presse unterschätzt. Sie war mehr wie eine bloße politische Besprechung einzelner Privatpersonen. Die Resolution vom 20. April war in Wahrheit eine Antwort des schleswig-holsteinischen Volkes auf die Kasinobeschlüsse der Eiderdänen und auf das „Allerhöchste Reskript" vom 30. März. Fast kein Distrikt der beiden Herzogtümer war in dieser Versammlung ohne Vertretung. Aus allen Himmelsgegenden waren die tüchtigsten Männer herbeigeströmt. Die Stimmung war ernst und besonnen, aber in jedem Wort sprach sich die Überzeugung aus, daß zwischen dem schleswig-holsteinischen Volk und der dänischen Regierung jetzt ein Kompromiß nicht mehr möglich sei. Jedes Wort war ein energischer Protest gegen das neueste Attentat der eiderdänischen Regierungspolitik.

„Die Einladung zu der Versammlung war von einem Komitee ausgegangen, welches aus hervorragenden Mitgliedern der Nationalpartei bestand. Der Ort der Zusammenkunft sollte Elmshorn sein. Es ging jedoch schon am Tage vorher das Gerücht, daß die Polizeibehörde des Ortes infolge „höheren Befehls" jede Besprechung inhibieren werde. Nichtsdestoweniger wurde ein Versuch gemacht. Kaum war jedoch die Versammlung eröffnet, als die Polizei einschritt. Der Kirchspielsvogt von Elmshorn erklärte den Anwesenden, daß er beordert sei, keine Besprechung öffentlicher Angelegenheiten zu dulden, ja daß er, wie er auf Befragen hinzufügte, selbst in keinem Privathaus eine Zusammenkunft gestatten werde. Der Versammlung blieb also nichts übrig, als über die Landesgrenze zu gehen und in Hamburg die Beratung fortzusetzen. Dies geschah, nachdem noch mit dem Mittagszug die Versammlung eine bedeutende Verstärkung aus dem Norden erhalten hatte. Es ist charakteristisch für unsere inneren Ver-

hältnisse, daß, während man den Dänen jede, auch noch so extravagante öffentliche Demonstration gestattet, in Holstein nicht einmal in einer geschlossenen Gesellschaft eine ruhige politische Besprechung stattfinden darf!

„Die von dem Komitee vorgeschlagene Resolution wurde mit wenigen stilistischen Abänderungen angenommen. Nur über einen Punkt erhob sich eine lebhafte Debatte. Zu dem Passus 2 der Resolution, so lautend: „Das Volk der Herzogtümer kann nur in der Vereinigung Schleswigs und Holsteins zu einem konstitutionell geordneten Staatswesen, wie solche in dem durch die Vertretung des Landes festgestellten Staatsgrundgesetz vom 15. September 1848 zur Geltung gebracht wird, eine wirkliche Sicherung seines nationalen Lebens und seiner materiellen Interessen finden" — war ein Amendement gestellt worden, welches die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund verlangte. Dasselbe wurde nach längerem Kampf, hauptsächlich auf den Wunsch des Komitees, zurückgezogen. Die Gründe, welche gegen die Annahme desselben vorgebracht wurden, schienen mir nicht stichhaltig zu sein. Die Formulierung der Resolution wäre meiner Ansicht nach präziser geworden, wenn man dem ausgesprochenen Verlangen der Dänen, Schleswig in das Königreich zu inkorporieren, die dänische Grenze also bis an die Eider auszudehnen, die Forderung einer Inkorporation Schleswigs in den deutschen Bund, eines Deutschlands bis zur Königsau entgegengesetzt hätte. Daß man diese Forderung als noch nicht zeitgemäß bezeichnete, mußte um so mehr inkonsequent erscheinen, als man durch Erwähnung des Staatsgrundgesetzes vom 15. September 1848 den Wünschen des Landes über eine spätere Gestaltung des schleswig-holsteinischen Staates so positiv wie möglich einen Ausdruck zu geben suchte. — Doch ich will einräumen,

daß diese Frage für den Augenblick von mehr untergeordneter Bedeutung war. Gegen eine Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund sprach sich jedenfalls niemand aus, und im übrigen herrschte vollständige Einmütigkeit.

„Als charakteristisch für diese Versammlung möchte ich noch zweierlei hervorheben. Zunächst, daß sich überall die Ansicht geltend machte, die Reskripte vom 30. März seien eigentlich nicht hinderlich, sondern im Gegenteil geradezu fördernd für die naturgemäße Entwicklung der schleswig-holsteinischen Sache; man sei durch dieselben von dem drückenden Alp der Gesamtstaatsidee für immer befreit; man sei daher jetzt berechtigt, vor Gott und aller Welt auf das alte, ungeschmälerte Recht der Herzogtümer zu rekurrieren. Sodann, daß sich eine allgemeine Indignation über die Haltung des preußischen Abgeordnetenhauses Luft machte. Einigen Demokraten vom reinsten Wasser (sehr vereinzelte Erscheinungen in Schleswig-Holstein), welche die Schuld an dem Unglück der Herzogtümer allein den deutschen Fürsten aufbürden wollten, wurde unter lebhaftem Beifall erwidert, daß die Schuld des deutschen Volkes und besonders der demokratischen preußischen Presse eine wenigstens ebensogroße sei. Diese Stimmung äußerte sich noch drastischer, als nach dem Schluß der eigentlichen Versammlung ein großer Teil der Anwesenden in ungezwungener Vereinigung beisammen blieb. Ein Toast auf die preußische Fortschrittspartei wurde mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß man mit einem Danke warten müsse, bis wirklich etwas geschehen, was des Dankes würdig sei; mit einer Debatte, wie die neuliche im Abgeordnetenhause, könne aber sicher nicht den Herzogtümern gedient sein.

„Die Nachwirkungen der Versammlung vom 20. April zeigen sich jetzt in allen Städten des Landes. In Kiel ist

eine Versammlung von 400 Männern den dort beschlossenen Resolutionen unumwunden beigetreten. In Rendsburg wurde eine Versammlung von gleicher Zahl durch die Polizei auseinandergetrieben. In Segeberg ist die Resolution ebenfalls von mehreren Hunderten unterschrieben worden. Ähnliche Nachrichten werden täglich aus den übrigen Ortschaften laut werden."

„T. Aus Holstein, April. Die neue „holsteinische Regierung", welche in diesen Tagen von Kopenhagen nach der kleinen Landstadt Plön übergesiedelt ist, scheint ihre Tätigkeit auf holsteinischem Boden in würdiger Weise eröffnen zu wollen. Sie hat an alle Oberbeamten des Herzogtums ein geheimes Rundschreiben (Anm. der Red.: Wir haben es bereits vorgestern veröffentlicht) erlassen, in welchem dieselben zu den strengsten Maßregeln gegen die Verbreitung der am 20. d. M. in Hamburg gefaßten Resolutionen aufgefordert und für die Nichtabhaltung politischer Versammlungen verantwortlich gemacht werden. Leider werden die Herren Oberbeamten jetzt wohl keine Gelegenheit mehr haben, ihre Geschicklichkeit im Auflösen oder Überwachen ruhiger Privatzusammenkünfte zu entfalten. Das geheime Rundschreiben kommt einen Posttag zu spät. In allen bedeutenderen Orten des Landes hat die Resolution vom 20. April bereits die lebhafteste und rückhaltloseste Zustimmung gefunden. In Kiel, Itzehoe, Elmshorn, Altona sind, soweit bis jetzt bekannt, Versammlungen abgehalten worden; in unzähligen anderen Orten hat man den Beitritt zur Resolution durch Namensunterschrift zu erkennen gegeben; in Rendsburg hat die Polizei den Erlaß jenes geheimen Rundschreibens im voraus gewittert und aus eigener Machtvollkommenheit die Abhaltung einer Versammlung in-

hibiert. Der dortige Polizeimeister ist ein junger, unternehmender Mann, der nach dem Ruhm geizt, ein holsteinischer Hinckeldey zu werden, der aber freilich niemals ein so tragisches Ende wie dieser nehmen wird, da er schon als Student eine unüberwindliche Abneigung gegen das Knallen von Pistolen an den Tag gelegt haben soll. Doch das gehört eigentlich nicht hierher. Komisch ist es übrigens, welche fieberhafte Angst gerade die Rendsburger Behörden entwickeln. Am 23. April, dem Jahrestag der Schlachten von Schleswig und Kolding, sind die dortigen Truppen konsigniert gewesen. Es muß weit gekommen sein, wenn solche Vorsichtsmaßregeln bei dem phlegmatischen Charakter unseres Volkes nötig werden! Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Aufregung hier im Lande mit jedem Tage wächst. Aber Maßregeln, wie die in Rendsburg getroffenen, können augenblicklich nur Heiterkeit hervorrufen.

„Charakteristisch für das Wirken der neuen holsteinischen Regierung ist ferner das Verbot des Norddeutschen Grenzboten. Diese Wochenschrift, welche in Hamburg erscheint, aber von einem ausgezeichneten holsteinischen Publizisten redigiert wird, ist als das Organ der Ständeversammlung zu betrachten. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, den nationalliberalen Standpunkt gegenüber dem einseitigen Partikularismus und den rein demokratischen Tendenzen aufrecht zu erhalten. Ihre vornehme, wahrhaft staatsmännische Haltung stellt sie würdig an die Seite von Wochenschriften, wie die Leipziger Grenzboten, die Preußischen Jahrbücher usw. Daß jenes Verbot ihre immer wachsende Verbreitung nicht hindern wird, versteht sich von selbst. Hat doch der Norddeutsche Grenzbote bisher noch immer, aller Wachsamkeit der Polizei zum Trotz, seinen Weg bis ins nördlichste Schleswig gefunden. Hoffen

wir vielmehr, daß jenes Verbot dazu dienen wird, dem Norddeutschen Grenzboten einen größeren Leserkreis im Süden der Elbe zu verschaffen.

„P. S. Soeben erfahre ich, daß auch in Meldorf eine größere Versammlung durch die Polizei auseinandergetrieben worden ist."

„Die dänische Frage.

„T. Aus Holstein, 16. Juli. In den zehn Wochen, welche seit meiner letzten Korrespondenz verflossen sind, war ich durch dringende, anderweitige Geschäfte verhindert, Ihnen über unsere Landesangelegenheiten zu berichten. Gestatten Sie mir daher jetzt, einen kurzen Rückblick auf diese Zeit zu werfen.

„Seit dem Erlaß der berüchtigten „allerhöchsten Reskripte" vom 30. März ist der schroffe Gegensatz zwischen dem dänischen Regierungssystem und dem holsteinischen Volk mit jedem Tage mehr hervorgetreten. Die neue „holsteinische Regierung" hat ihr möglichstes getan, um die Spannung zu erweitern. Sie hat durch eine Reihe halber, kleinlicher Maßregeln in allen Schichten der Bevölkerung eine Erbitterung hervorgerufen, welche lebhaft an die letzten Zeiten vor 1848 erinnert. Gleich nach Abhaltung jener Versammlung, welche zuerst in Elmshorn zusammentrat, dort aber aufgelöst wurde, und dann in London Tavern auf St. Pauli bei Hamburg tagte, begannen die Vexationen der Polizei. Die Regierung erließ ein Reskript, durch welches sie alle politischen Versammlungen für gesetzlich verboten erklärte, obwohl bisher kein noch so Gesetzeskundiger eine derartige gesetzliche Bestimmung entdecken konnte. Zugleich sandte sie an alle Oberbeamten ein geheimes Rundschreiben, in welchem dieselben für die

Nichtverbreitung der in Hamburg gefaßten Resolutionen und für die Nichtabhaltung politischer Versammlungen persönlich verantwortlich gemacht wurden. Infolge der kleinen Krawalle in Altona wurde sodann das Land mit Truppen überschwemmt. Der Exminister, jetzige Oberpräsident v. Scheele in Altona wurde von einer derartigen Herzensbeklemmung ergriffen, daß er in einem Privatbericht an den Kriegsminister die Überzeugung ausgesprochen haben soll, es stehe in Holstein eine neue Auflage der sizilianischen Vesper bevor. Ein gleiches Grauen packte fast sämtliche Kommandeure der dänischen Truppen. Die Soldaten wurden in den Kasernen konsigniert, die Bahnhöfe militärisch besetzt, aus Ratzeburg und Rendsburg der letzte Rest des dort sich befindenden Kriegsmaterials fortgeschafft. Überall zeigte sich die größte Geschäftigkeit. Man suchte hinter einer äußerlich energischen, drohenden Haltung das Gefühl der Unsicherheit zu verbergen. Die kleinen Reibereien zwischen Studenten und Soldaten in Kiel vermehrten die Aufgeregtheit dänischerseits. — Aber nicht genug, daß die holsteinische Regierung, oder vielmehr das dänische Gesamtministerium Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft traf, — man versuchte auch strafend gegen alle einzuschreiten, welche sich bisher irgendwie aktiv an der Politik beteiligt hatten. Die Polizeibehörden in Kiel, Itzehoe und der Grafschaft Rantzau wurden instruiert, gegen die Konvokanten der in London Tavern abgehaltenen Versammlung, die Advokaten Graf Reventlow, Rendtorff, Rave und Römer eine Untersuchung einzuleiten. Rave war der einzige, welcher auf die an ihn ergangene Ladung sich stellte, indem er unumwunden seine Teilnahme an jener Versammlung einräumte. Die übrigen weigerten sich aus verschiedenen Gründen, Rede zu stehen. Sie supplizierten an das Obergericht, als eine schärfere

Ladung mit Brüchandrohung erfolgte. Vom Obergericht ist in dieser Sache noch kein Bescheid erfolgt, wohl aber hat dasselbe in Sachen der Altonaer, welche für sich im Anfang des Aprils mehrere Resolutionen gefaßt, einen Bescheid erteilt, durch welchen alle von der Altonaer Lokalbehörde getroffenen Maßregeln wieder aufgehoben wurden. Dieser Bescheid hat, wie es scheint, den Herrn Regierungspräsidenten Grafen Fritz Moltke etwas nachdenklich gestimmt. Er soll, sicherem Vernehmen nach, auf dem richtigen Wege zu der Einsicht sein, daß es bei der Beschaffenheit unserer höchsten Gerichte, welche bisher in ebenso würdiger wie entschiedener Weise ihre Unabhängigkeit gewahrt haben, in Holstein sein Mißliches habe, die Rolle eines Demagogenjägers zu spielen. In den Fällen aber, wo er die Gerichte nicht anzurufen braucht, entwickelt Graf Moltke eine Energie und einen Takt, um die ihn Graf Persigny beneiden könnte. Der Kirchspielarzt Borgfeld in Hemme ist lediglich deswegen abgesetzt worden, weil er in der Versammlung in London Tavern zugegen war. Man hat sich gehütet, gegen ihn das sonst in Holstein gebräuchliche Verfahren einzuschlagen, ihn im Wege des sogenannten „fiskalischen Prozesses“ zu removieren, — man hat ihn einfach auf disziplinarischem Wege entlassen. — In gleich brutaler Weise verfährt Graf Moltke gegen die Presse. Ich werde auf diesen Punkt nächstens noch einmal zurückkommen. Für heute sei nur des Schicksals erwähnt, das den „Norddeutschen Grenzboten“ und seine Nachfolger betroffen. Graf Moltke hat in einem Zirkular alle Blätter verboten, „die sich durch ihren Inhalt als Fortsetzung des Norddeutschen Grenzboten kennzeichnen“. Es ist also jetzt lediglich der Konduite der einzelnen Polizeibeamten überlassen, ob sie ein politisches Blatt ferner passieren lassen wollen

oder nicht. Wenn die Weisheit irgend eines strebsamen Wächters des Gesetzes in einer beliebigen Zeitung den verpönten Grenzboten wittert, so wird diese Zeitung ohne Gnade der Konfiskation verfallen.

„Während die „holsteinische Regierung“ sich in dieser Weise bestrebt, in unserem Land eine französische Polizeiwirtschaft zu etablieren, erwacht in dem holsteinischen Volk mit jedem Tage mehr die Überzeugung, daß es in so kritischen Zeiten Pflicht eines jeden sei, Farbe zu zeigen. Der alte Trotz der „Holsten“ rührt sich. Während man früher nur in den größeren Städten, und auch hier nur in den gebildeten Kreisen sich aktiv an der Politik beteiligte, während das große Publikum höchstens mit neugierigem Interesse den Tagesereignissen folgte, ist jetzt bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinein eine Teilnahme für die Geschicke des Landes rege geworden, welche sicherlich zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit gehört. Die Tausende von Dankadressen, welche aus Holstein an den Großherzog von Oldenburg abgingen, sind gewiß ein deutlicher Beweis für die Gesinnung unseres Volkes. Man sollte glauben, diese Meinungsäußerung sei nicht mißzuverstehen. Leider ist sie jedoch in einzelnen Kreisen wirklich mißverstanden worden. Diese Dankadressen an den Großherzog von Oldenburg sind von einigen dahin interpretiert worden, als ob das holsteinische Volk sich durch dieselben gegen eine Bundesexekution ausgesprochen hätte. Nichts ist irriger, wie eine solche Auffassung. Die große Mehrzahl unseres Volkes ist allerdings entschieden gegen die Bundesexekution, wenn sie die Wahl hat zwischen bloßer Exekution und Krieg; sie ist aber ebenso entschieden dafür, wenn es sich frägt, ob der jetzige Zustand unverändert bleiben, oder ob, selbst durch unzu=

reichende Mittel, versucht werden soll, diesem Zustande eine Wendung zum Bessern zu geben. Ich behalte mir vor, in meiner nächsten Korrespondenz die Frage der Bundesexekution eingehender zu beleuchten."

Meine weiteren Korrespondenzartikel haben für die Gegenwart kein Interesse mehr. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit staatsrechtlichen und politischen Untersuchungen der Frage: ob Exekution oder Okkupation und wurden durch die Ereignisse überholt. Bemerken will ich hier nur noch, daß ich auch ein sehr eifriger Mitarbeiter des „Norddeutschen Grenzboten" war.

III.

Eine besondere Bedeutung gewann in diesem Jahre der 18. Oktober, der Jahrestag der Schlacht von Leipzig. Wie überall in Deutschland sollte seine fünfzigste Wiederkehr auch in Holstein gefeiert werden. In jeder Stadt bildeten sich Festkomitees und Vorbereitungen aller Art wurden getroffen. Da verbot die holsteinische Regierung in Plön jede Feier unter drakonischen Strafen. Mir wurde das Verbot durch die Polizei noch besonders insinuiert, da ich an der Spitze des Segeberger Festkomitees stand. Die Unzufriedenheit, die es in der Bürgerschaft erregte, suchte ich natürlich nicht zu dämpfen; sie war mir für meine politischen Zwecke gerade damals sehr erwünscht.

Einige Tage nach dem 18. Oktober, der nun still verlief, fand auf Wensien, einem Schwerdtfegerschen Gut in der Nähe von Segeberg, eine größere Jagd statt. Ich traf dort zu meiner Überraschung Ferdinand von Warnstedt, der

sich höchst unbefangen in der Gesellschaft bewegte und gerade so tat, als ob nichts vorgefallen sei und er, wie früher, als guter Schütze und amüsanter Gesellschafter Allen willkommen sein müsse. Mich ärgerte diese Süffisance und ich beschloß, ihn womöglich wieder zu ärgern. Eine Gelegenheit dazu fand sich beim Jagddiner. Ich saß ihm gegenüber und markierte zunächst völlige Gleichgültigkeit bei Anhörung seiner Witze oder ließ gelegentlich mit gelangweilter Miene ein halbunterdrücktes „Au" hören. Das war ihm schon unangenehm, da er eine beifallspendende Korona um sich zu sehen liebte. Meine ablehnende Haltung steckte aber auch meine Tischnachbarn an und so kam es, daß seine sprühende Unterhaltung nicht den erhofften Anklang fand und allmählich erlahmte.

Die üblichen Jagdtoaste wurden ausgebracht. Dann erhob sich Pastor Griebel aus Werder, ein Mann von großer Beredsamkeit, der sich als Geistlicher und als Mensch der allgemeinsten Sympathien erfreute. Er begann in ernstem Ton von dem Ernst der Zeit zu reden, erwähnte dann der Völkerschlacht bei Leipzig, deren nationale Bedeutung er hervorhob und schloß mit der Bitte, dem Andenken der Helden, die am 18. Oktober im Kampf gegen die Fremdherrschaft für das Vaterland gefallen seien, ein stilles Glas zu weihen.

Wir alle hatten uns erhoben. Ich sah erwartungsvoll zu Warnstedt hinüber. Er biß sich auf die Lippen und setzte sein Glas so heftig auf den Tisch, daß es zerbrach.

Das reizte mich zu einem weiteren Angriff. Ich schlug ans Glas und sagte, nach dem stillen Gedenken der Toten von Leipzig wolle ich jetzt an die lebenden Helden erinnern, die in der schleswig-holsteinischen Armee in gleicher Weise wie jene für ihr Vaterland gegen die Fremdherrschaft gefochten hätten. Ich sei überzeugt, sie würden mit derselben

Begeisterung wie 1848 wieder zu den Waffen greifen, wenn das Vaterland sie von neuem rufen sollte. Der alten schleswig-holsteinischen Armee gelte mein Hoch. Stürmischer Beifall ertönte. Mein Toast hatte deshalb eine so durchschlagende Wirkung, weil über die Hälfte der Anwesenden, darunter der Hausherr und Pastor Griebel, der schleswig-holsteinischen Armee angehört hatten.

Wenn ich heute an die damalige Situation zurückdenke, muß ich bekennen, daß meine Rede, um eine holsteinische Redensart zu gebrauchen, für Warnstedt starker Tabak war. Er sprang denn auch mit Vehemenz in die Höhe, warf mir einen zornfunkelnden Blick zu und rief: „Das ist unerhört!" Dann verließ er die Tafel und war in der nächsten Viertelstunde davongefahren. Mir aber bewahrte er seit jenem Tage einen Haß, der während der nächsten Monate begreiflicherweise nicht gemildert wurde und der vier Jahre später zu einem ernsten Zusammenstoß führte.

Kapitel X.

Die Anfänge der augustenburgischen Bewegung.

I.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode Frederiks VII. wirkte wie ein Donnerschlag bei heiterem Himmel. Sonderbar! Seit Jahren hatte man sich in Gedanken mit diesem Ereignis beschäftigt; man hatte das Land mit einer netzartigen Organisation von Vereinen, Ausschüssen, Vertrauensmännern usw. überzogen, man hatte gerade in den letzten Monaten wieder angefangen, sich mit der schleswig-holsteinischen Erbrechtsfrage theoretisch zu beschäftigen, und doch wirkte der Tod Frederiks VII. zunächst völlig verblüffend. Er fand niemand vorbereitet.

Mich durchrieselte beim Eintreffen der Nachricht die Empfindung, daß eine neue Epoche der Weltgeschichte begonnen habe und daß auch in meinem eigenen Leben ein entscheidender Wendepunkt eingetreten sei. Eine Stunde später schon war ich auf dem Wege nach Neumünster.

Das Gefühl, es müsse etwas Ungewöhnliches, Überraschendes geschehen und ich müsse mit dabei sein, trieb mich nach Kiel. Wie mir, war es den meisten meiner politischen Freunde ergangen. In Neumünster, dem Eisenbahnknoten-

punkt, traf ich Römer, Rave, Wiggers, Johannsen. Wir bestiegen zusammen ein Coupé und tauschten auf der einstündigen Fahrt nach Kiel unsere Erwartungen und Hoffnungen aus. Jetzt oder nie war die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark möglich. Was aber zunächst beginnen, wie die Aktion ins Werk setzen? Niemand hatte eine Antwort. Vielleicht war die Frage schon in Kiel gelöst, vielleicht war es dort schon, ähnlich wie am 24. März 1848 zu folgenschweren Entscheidungen gekommen. Wir erwarteten zum mindesten, den Bahnhof von Militär besetzt, und ein erregtes Gewoge in den Straßen zu finden.

Von alledem nichts. Als der Zug in den Bahnhof einlief, war nicht das Geringste zu entdecken, was auf ein sensationelles Ereignis hätte schließen lassen können. Am Perron empfing uns Ernst Lehmann.*) Er bat uns, nach Ahlmanns Wohnung zu gehen, wo wir auch Ludwig Reventlow und die anderen Kieler Mitglieder des Landeskomitees treffen würden. Auf unsere eindringlichen Fragen, ob man sich in Kiel denn noch gar nicht gerührt habe, erwiderte er, es sei eine Volksversammlung auf den Abend nach einem größeren Lokal in der Schuhmacherstraße berufen und hier solle das Schicksal des Vaterlandes beraten werden. Bei Ahlmann werde die Parole ausgegeben.

So wanderten wir denn schweigend nach Ahlmanns Wohnung. Nach kurzer Begrüßung nahmen wir an einem länglichen Tische Platz und Reventlow eröffnete die Verhandlung. Auf allen Gesichtern stand ein großes Fragezeichen geschrieben, nur Ahlmann schien mit sich im reinen zu sein. Er stellte und motivierte denn auch sofort den An-

*) Praktischer Arzt in Kiel, ein jüngerer Bruder Theodor Lehmanns.

trag, es möge eine Deputation an den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg abgeordnet werden, um diesen zu veranlassen, unter Geltendmachung seines unbestreitbaren Erbrechts auf Schleswig-Holstein durch irgend einen feierlichen Akt seinen Regierungsantritt zu markieren. Ihm widersprach mit großer Lebhaftigkeit Wiggers, indem er ausführte, daß das augustenburgische Erbrecht keineswegs zweifellos sei, daß der Großherzog von Oldenburg ein ebenso gutes Anrecht auf die Erbfolge besitze, daß sich die augustenburgische Familie durch ihre Verzichtleistung und die an sie geknüpfte Abfindung in den Herzogtümern unmöglich gemacht habe und daß man wohltue, nur einen Mann auf den Schild zu erheben, der bereits Beweise seiner aufrichtig liberalen Gesinnung gegeben und sich deshalb allgemeiner Popularität erfreue. In dieser Beziehung biete aber der Oldenburger eine weit größere Gewähr als der Augustenburger.

Wenn man sich erinnert, daß Wiggers einige Wochen später der leidenschaftlichste Parteigänger Friedrichs VIII. war und daß er sich von dieser Gefolgschaft später trotz Düppel und Alsen und Königgrätz nicht hat loslösen können, so kann seine Haltung an jenem denkwürdigen Abend Verwunderung erregen. Wiggers war aber ein Liberaler aus der Rotteck-Welckerschen Schule, dem eine geschriebene Verfassung als der Inbegriff politischer Weisheit galt und der deshalb im Handumdrehen für den Herzog gewonnen wurde, als dieser in seiner ersten Proklamation das Staatsgrundgesetz vom 15 September 1848, diese Musterkarte liberal-doktrinärer Anschauungen, auf seine Fahne schrieb.

Römer hörte anfänglich mit stoischer Ruhe dem Wortgefechte zwischen Ahlmann und Wiggers zu. Endlich mischte er sich mit ungefähr folgenden Ausführungen in die

Diskussion: Wir alle seien Mitglieder des Nationalvereins und müßten daher auch das Programm desselben: Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze für unsere Entschließungen maßgebend sein lassen. Man könne die schleswig-holsteinische Frage nicht losgelöst von der deutschen Frage behandeln. Wenn die preußische Regierung jetzt ihre Aufgabe richtig erfasse, so könne das Programm des Nationalvereins mit einem Schlage verwirklicht werden. Der Weg zur Eroberung Deutschlands führe durch Schleswig-Holstein. Wenn Preußen jetzt wirksam hier eingreife, so falle ihm alles in Deutschland zu. Abgesehen aber auch von der Lösung der deutschen Frage, seien wir Schleswig-Holsteiner auf Preußen angewiesen. Wir wollten für uns die Losreißung von Dänemark. Diese sei aber mit frommen Wünschen nicht zu erreichen, sondern nur durch Kanonen und Bajonette. Preußen habe solche zu seiner Disposition, nicht aber der Augustenburger und Oldenburger. In Summa: man dürfe sich bezüglich der Erbfolgefrage, die lediglich den Wert eines politischen Prozeßmittels habe, nicht voreilig binden, man müsse abwarten, was Herr v. Bismarck beabsichtige und müsse alles tun, diesen zum militärischen Einschreiten zu bewegen. Das Weitere werde sich dann finden. Wolle Preußen uns annektieren, so müsse man sich das gefallen lassen. Die Losreißung von Dänemark sei damit nicht zu teuer erkauft. Er (Römer) stelle deshalb den Antrag, daß ein Vertrauensmann (am besten Graf Ludwig Reventlow) nach Berlin gesandt werde, um die Pläne des Herrn v. Bismarck zu erforschen und ihn über die Situation in den Herzogtümern aufzuklären.

Johannsen und ich sekundierten Römer und wenn auch Ahlmann sowohl wie Wiggers über den Gedanken, man könne von Herrn v. Bismarck irgend etwas Vernünf-

tiges erwarten, wie über eine Tollheit die Hände rangen, so siegte doch Römers Ansicht, zumal da auch Reventlow ihr beitrat. Es wurde nach einigen hitzigen Bemerkungen in der Tat beschlossen, daß Reventlow am nächsten Morgen nach Berlin reisen und sich durch Julian Schmidts und Keudells Vermittlung eine Audienz bei dem preußischen Ministerpräsidenten verschaffen solle. Von den Eindrücken, die er in Berlin empfangen, wurde das weitere Vorgehen abhängig gemacht.

Inzwischen war Ernst Lehmann erschienen, um sich nach dem Gang unserer Verhandlungen zu erkundigen und über den Verlauf der Volksversammlung in der Schuhmacherstraße zu berichten. „Was habt Ihr denn bisher gemacht?" so fragten wir neugierig. Lehmann erwiderte etwas kleinlaut: „Wir haben Dankadressen beschlossen." — „Dankadressen?! An wen?" — „Nun, an den Großherzog von Baden und an den Herzog von Gotha." — „Um Gotteswillen, wofür?" — „Nun, für ihre freundlichen Gesinnungen und für das, was sie hoffentlich zu unseren Gunsten noch tun werden." — Als wir unserer Heiterkeit freien Lauf ließen, meinte Lehmann spitz, wenn wir etwas Besseres wüßten, so könnten wir es ja angeben.

Mit Ausnahme Reventlows, der noch Reisevorbereitungen treffen wollte, begaben wir uns jetzt sämtlich in diese Versammlung. Etwa 200 bis 300 Personen saßen dichtgedrängt in einem großen, von Tabaksqualm erfüllten Saal. Man hatte inzwischen auch dem König von Bayern eine Dankadresse votiert und als wir eintraten, bemühte sich ein Redner, die Notwendigkeit einer solchen auch für den König von Sachsen nachzuweisen. Ein anderer Redner hielt jedoch den König von Sachsen für eine derartige Auszeichnung noch

nicht reif. Ein dritter wollte eine verklausulierte Dankadresse; sie sollte nur gelten, wenn der König von Sachsen sofort gegen Dänemark mobil mache.

Die Komik der Situation wurde so überwältigend, daß Johannsen seinen Sarkasmus nicht länger bändigen konnte. Er erbat sich das Wort und beantragte eine Dankadresse an den Kaiser Napoleon, weil dieser seit dem Tode Frederiks VII. noch nichts Böses verübt habe. Diese Verhöhnung der gefaßten Beschlüsse erregte natürlich allgemeine Entrüstung. Ein großer Tumult entstand. Man verlangte stürmisch, daß Johannsen das Wort entzogen werde und nur mit Mühe gelang es dem Vorsitzenden, die Ruhe wiederherzustellen. Um zu einem Abschluß zu gelangen, wurde endlich eine Redaktionskommission, mit Dr. Handelmann an der Spitze, eingesetzt, welche am nächsten Tage die beschlossenen Adressen endgültig formulieren und absenden sollte. Ich hoffe, daß weder das eine noch das andere geschehen ist.

Charakteristisch für diese an den Bräsigschen Reformverein erinnernde Versammlung aber war jedenfalls, daß während der ganzen Verhandlung des Erbprinzen von Augustenburg mit keiner Silbe erwähnt wurde.

II.

Am nächsten Tage fuhren Bleicken und ich nach Hamburg. Fast auf allen Stationen trafen wir Bekannte, die nach Neuigkeiten begierig waren und dabei die seltsamsten Vermutungen äußerten. So meinte einer, der neue König Christian IX. werde wohl Scheel-Plessen ans Ruder berufen und damit eine neue Ära der deutschen Herrschaft in

Kopenhagen eröffnen. Ein anderer wollte wissen, Christian IX. sei bereits von den Dänen vertrieben und auf dem Wege nach Kiel.

In Hamburg besuchten wir Hugo Jensen, einen Agenten des Herzogs von Augustenburg, den ich schon im Laufe des Sommers kennen gelernt hatte und der namentlich bei der Verbreitung von Broschüren über die Erbfolgefrage tätig gewesen war. Wir fanden ihn in großer Aufregung. Soeben war die Proklamation, und zwar in Tausenden von Exemplaren, eingetroffen, durch welche der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, kraft der alten Erbfolgeordnung des oldenburgischen Hauses und kraft der Verzichtsurkunde seines Vaters als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein die Regierung der Herzogtümer angetreten hatte. „Mein Recht ist Eure Rettung." Hugo Jensen sollte für die Verteilung dieser Proklamation Sorge tragen.

Das erste Auftreten des Herzogs war mit großem Geschick inszeniert. Die Proklamation, offenbar schon seit langem auf Lager, erschien bereits am Tage nach dem Tode Frederiks VII. Ebenfalls bereits am 16. führte sich der badische Bundestagsgesandte Robert v. Mohl als herzoglich schleswig-holsteinischer Gesandter ein und zeigte der Bundesversammlung den Regierungsantritt des Herzogs Friedrich VIII. mit dem Hinzufügen an, der Herzog erachte es „für eine, wie er sich schmeichle, überflüssige Maßregel, wenn er hiermit eine feierliche Rechtsverwahrung gegen jede etwaige Bestreitung seiner Regentenrechte, sowie gegen jede mit dem vollen Genuß derselben nicht zu vereinigende Handlung verbinde."

Der Aplomb, mit welchem diese raschen Kundgebungen erfolgten, zeugte von großer Sicherheit und ließ für die

Zukunft ein ebenso entschlossenes Auftreten erhoffen. Auf Hugo Jensens Aufforderung erklärte ich mich bereit, für die Verbreitung der Proklamation zu wirken. Das konnte keinenfalls schaden und brachte Leben in die Gemüter.

Hierin täuschte ich mich jedoch. Nach Segeberg zurückgekehrt, stieß ich in allen Kreisen auf eine sehr skeptische Auffassung der Situation. Jedermann las die Proklamation, aber niemand legte ihr eine besondere Bedeutung bei und niemand hatte Neigung, sich für den „Herzog“ zu erwärmen. Das Mißtrauen gegen die augustenburgische Familie überwog alle anderen Empfindungen. In wenigen Tagen werde die ganze Sache im Sande verlaufen sein: das war die Meinung, der man allerorten, namentlich aber bei den Beamten begegnete. Trübe Erinnerungen an die Folgen der achtundvierziger „Erhebung“ wurden wach. „Ick erhew mi nich wedder“, sagte ein Kirchspielvogt in gutem Plattdeutsch.

In der Tat wurden die Beamten und Advokaten mit einem Schlage vor eine Entscheidung gestellt, die für den weiteren Verlauf der augustenburgischen Bewegung von den einschneidendsten Folgen war. Jeder hatte bereits einen Erlaß des Kopenhagener Ministeriums für Holstein erhalten, in welchem er aufgefordert wurde, bei Verlust seines Amtes innerhalb 24 Stunden nach einem beigefügten Formular dem neuen König den Homagialeid zu leisten und quam citissime einzusenden. Es war zweifellos auf eine Überrumpelung abgesehen, die, wenn sie gelungen wäre, die ganze augustenburgische Bewegung im Keime erstickt hätte.

Selbstverständlich bot ich meine ganze Überredungskunst auf, um meine Freunde und Bekannten von der Ableistung des Eides zurückzuhalten. Ich ging von Haus zu Haus, entwickelte hier erbrechtliche, dort nationale und politische Be-

denken und beschwor jeden, sich nicht zu übereilen. Meine Bemühungen hatten indessen wenig Erfolg. Man zuckte die Achseln, berief sich auf Frau und Kinder und ich hatte den Eindruck, daß jeder im stillen zur Eidesleistung entschlossen sei. Empört über die politische Feigheit und Kurzsichtigkeit, die mir überall entgegengetreten, ging ich endlich nach Hause. Wenn das die Stimmung in den gebildeten Kreisen war, was war dann von den Massen zu erwarten?

Da wurde mir ein Telegramm überreicht, in welchem Spethmann lakonisch mitteilte, daß das ganze Oberappellationsgericht und sämtliche Professoren der Kieler Universität beschlossen hätten, den Eid zu verweigern. Das war Hilfe zur rechten Zeit. Mit dem Telegramm in der Hand eilte ich zum Bürgermeister Lüders, wo ich den Kirchspielvogt Schulz, den Amtsverwalter Krebs und andere Beamte fand, welche soeben übereingekommen waren, den Eid mit der Abendpost abzusenden. Triumphierend teilte ich meine Neuigkeit mit, welche die Herren denn doch sehr stutzig machte. Sie rieben sich bedenklich die Haare und warfen sich verlegene Blicke zu.

Ich suchte die Situation nach Kräften auszunutzen, indem ich nachdrücklich hervorhob, daß die Frage der Eidesleistung, auch unter dem Gesichtspunkte der Gefahr, sehr ihre zwei Seiten habe und daß das Risiko, welches der einzelne laufe, auf seiten der Eidesleister mindestens ebensogroß wie auf seiten der Eidesverweigerer sei. Wer jetzt, nach den Kieler Vorgängen, nicht den Mut finde, offen Farbe zu bekennen, werde in der öffentlichen Meinung für alle Zeiten gekennzeichnet sein. Er werde es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn man ihn nach dem Einrücken der Bundestruppen als Landesverräter betrachte und demgemäß behandle.

„Nach dem Einrücken der Bundestruppen?“ fragte Lüders erstaunt. „Woher wissen Sie denn, daß diese kommen werden?“

„Weil sie kommen müssen,“ erwiderte ich. „Ich setze meine Existenz zum Pfand, daß noch vor Neujahr deutsche Truppen in Segeberg sind. In den nächsten Tagen verlasse ich Weib und Kind. Bleiben die Dänen im Lande, so kehre ich nie zurück. Aber seien Sie unbesorgt, ich komme wieder, — mit den deutschen Truppen!“

Meine jugendliche, siegesgewisse Zuversicht warf die ängstlichen Bedenken der alten Herren über den Haufen. Keiner von ihnen hat den Eid geleistet, Lüders hat mir aber später unter vier Augen gestanden, daß er nur durch mein resolutes Dazwischenfahren vor einer großen Torheit bewahrt sei.

Noch drastischer verlief eine Szene, die sich an demselben Tage im Hause des Advokaten Stemann abspielte. Dieser, der Doyen unter den Segeberger Advokaten, hatte seine Kollegen zu einer vertraulichen Besprechung über die Frage der Eidesleistung eingeladen und entwickelte, als wir versammelt waren, folgenden ebenso schlauen wie originellen Plan. Die eine Hälfte von uns sollte den Eid leisten, die andere Hälfte den Eid verweigern. Dann sollten wir gewissermaßen eine Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit gründen. Die Eidesleister sollten sich verpflichten, den Eidesverweigerern behufs Fortführung der Praxis ihr „concepit“ zu geben, falls sie von Christian IX. gemaßregelt würden. Umgekehrt sollten die Eidesverweigerer den Eidesleistern denselben Liebesdienst erweisen, falls etwa den letzteren durch den Gang der Ereignisse die Bestallung abhanden kommen sollte.

Dieser fein angelegten Intrigue bereitete ich ein jähes Ende, indem ich Stemann mit der unparlamentarischen Bemerkung unterbrach: „Den Canaillen, die den Eid leisten, gebe ich mein concepit nicht und ich nehme es auch nicht von ihnen.“ — Damit drehte ich mich auf den Hacken um und ging davon. Mein Kollege Nissen holte mich auf der Straße ein, nahm meinen Arm und sagte: „Das hat gesessen! Schade, daß du nicht die verblüfften Gesichter der anderen gesehen hast.“

III.

Am nächsten Tage fuhr ich wieder nach Kiel, wo inzwischen trotz des Verbots des Polizeimeisters v. Gusmann eine Versammlung von Mitgliedern der holsteinischen Ständeversammlung stattgefunden hatte, in welcher eine Eingabe an den Bundestag mit der Bitte beschlossen war, „schleunigst die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um die Rechte der Herzogtümer und des Bundes selbst gegen die ernstlich drohende Gefahr sicherzustellen, daß die Entscheidung nicht dem Rechte, sondern der Gewalt anheimfalle.“ Dieser Eingabe schlossen sich einige Tage später verschiedene Mitglieder der holsteinischen Ritterschaft an. Vom „Herzog“ aber war noch immer nicht die Rede.

In Kiel, wo ich Römer traf, erfuhr ich denn auch das Nähere über Reventlows gänzlich mißglückte Berliner Mission. Reventlow hatte in der Tat eine Audienz bei Herrn v. Bismarck gehabt, er hatte ihn aber so zugeknöpft und unzugänglich gefunden, daß jeder weitere Versuch, ihn für die Sache Schleswig-Holsteins zu interessieren, als völlig

aussichtslos erschienen war.*) Unter dem deprimierenden Eindruck einer erlittenen Abweisung hatte Reventlow, persönlich gereizt und erbittert, sich kurz und gut entschlossen, direkt nach Gotha zu fahren und sich dem Herzog zur Verfügung zu stellen. Auf Preußens Unterstützung sei absolut nicht zu rechnen und deshalb der Herzog jetzt wirklich die einzige Rettung, — so hatte er von Gotha aus geschrieben.

Viele Jahre später, als ich eines Abends in Varzin am Kaminfeuer saß, fragte ich den Fürsten Bismarck, warum er eigentlich damals Reventlow, den Führer und Bevollmächtigten der nationalen Partei Schleswig-Holsteins so kühl

---

*) Theodor v. Bernhardi schreibt in seinen Denkwürdigkeiten, Band V, Seite 172: „Den Grafen Reventlow, den der König an Bismarck verwiesen hatte, hat dieser schnöde abgefertigt. Er hat ihm mit dürren Worten erklärt: Man werde von Dänemark nichts weiteres verlangen, als die Erfüllung der Verträge von 1851; Preußen wolle nichts anderes; er könne den Schleswig-Holsteinern daher nur raten, dem König von Dänemark ohne Weigern den Eid der Treue zu leisten; der Herzog (von Augustenburg) müsse sich eben fügen"

Reventlow selbst hat in späteren Jahren das Verhalten Bismarcks in weniger krassen Farben geschildert. In einem vom 16. November 1892 datierten, an den Oberlehrer Jansen auf dessen Anfrage gerichteten Brief, dessen Konzept mir die Gräfin Reventlow zur Verfügung gestellt hat, schreibt er: „Zu einer ‚Versöhnung der Schleswig-Holsteiner mit dem Landesherrn' hat Bismarck in dem Gespräch, das ich im November 1863 mit ihm hatte, keineswegs geraten. Er gab kurz an, wie sich die Mächte zur schleswig-holsteinischen Frage stellten: Österreich und Rußland hielten fest am Londoner Protokoll, England führe eine drohende Sprache, Frankreichs Stellung sei noch nicht recht klar. Preußen könne sich so nicht mit gezogenem Schwert hineinstürzen. — In Anlaß der Verweigerungen des Huldigungseides der Beamten äußerte er, es sei angesichts der dargelegten Ungunst der Verhältnisse zu befürchten, daß dadurch, wie 1851, eine Anzahl von schleswig-holsteinischen Familien ins Unglück gestürzt würde Das Gespräch war für meine damalige Stellung entscheidend."

zurückgewiesen habe. Der Fürst horchte hoch auf. Er konnte sich anfänglich der fraglichen Unterredung gar nicht entsinnen. Als ich aber dann sein Gedächtnis auf die richtige Fährte brachte, ergab sich, daß er sich hinsichtlich der Persönlichkeit Reventlows in einem verhängnisvollen Irrtum befunden hatte, daß ihm dessen Stellung und Bedeutung in Holstein völlig unbekannt gewesen war und daß er ihn für einen politischen Abenteurer auf eigene Hand à la Adalbert Baudissin gehalten hatte! Von der Tätigkeit des Nationalvereins in Holstein und der Hinneigung seiner Führer zu Preußen hatte er nichts gewußt.

Es hat jetzt keinen praktischen Zweck mehr, sich auszumalen, welchen Einfluß es auf den Gang der Ereignisse gehabt hätte, wenn Bismarck damals über die Lage der Dinge in Holstein besser unterrichtet gewesen wäre. Die Karten seines komplizierten diplomatischen Spiels konnte er selbstverständlich nicht aufdecken. Aber wenn er Reventlow gegenüber auch nur in leisester Andeutung hätte durchblicken lassen, daß er die Annexion der Herzogtümer mit in den Kreis seiner Berechnung gezogen habe, so wäre manches unzweifelhaft anders gekommen. Manche inneren Kämpfe wären dem Lande erspart geblieben und manche heute geradezu unbegreiflich erscheinende Verirrung wäre vermieden worden. Jedenfalls hätte die augustenburgische Bewegung in Holstein auch nicht annähernd die Stärke und Ausdehnung erlangt, die sie jetzt, wo die nationale Partei ihre Leitung in die Hand nahm, zur allgemeinen Überraschung in wenigen Wochen gewann.

Die Führer der nationalen Partei waren vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt. Jetzt, wo die preußische Hilfe versagte, konnte sich niemand, auch Römer nicht, der Überzeugung verschließen, daß das nationale Interesse mit dem

dynastischen zusammenfalle und daß nunmehr alles daran gesetzt werden müsse, die Sache des Herzogs zu fördern. Man mußte sich sagen, daß die Herzogtümer, wahrscheinlich für immer, verloren seien, wenn es nicht gelinge, die Massen für den Herzog zu begeistern und unter seiner Flagge eine großartige Bewegung in Deutschland anzufachen, die schließlich die Regierungen mit sich fortreißen müsse.

Das Landeskomitee trat eiligst zusammen und faßte einstimmig den Beschluß, in Hamburg einen Aktionsausschuß einzusetzen, der unter ständiger Fühlung mit dem Herzog und seinen Räten in Gotha die Agitation einheitlich und planmäßig organisieren sollte.

Zu Mitgliedern dieses Ausschusses wurden Römer, Johannsen und ich erwählt.

Kapitel XI.

Der Aktionsausschuß und die Kasematten.

I.

In wenigen Tagen war das „schreibende Hauptquartier", wie Römer unser Trifolium zu nennen pflegte, in Hamburg eingerichtet. Wir hatten am Alsterdamm in dem Hause 31 B zwei Stockwerke gemietet, die eine Anzahl von Bureauräumen und je ein Wohn- und Schlafzimmer für Römer, Johannsen und mich enthielten. Ein großer Salon diente als Empfangsraum. Zum Glück hatten wir gleich in den ersten Tagen einen ungemein gewandten und findigen Bureaubeamten engagieren können, der für uns eine sehr wertvolle Stütze war. Er hieß Reer, hatte als Feldwebel in der schleswig-holsteinischen Armee gedient und trat später zur Gendarmerie über; seine Karriere beendete er, wenn ich nicht irre, als Polizeiinspektor in Kiel. Ohne Reer würden wir schwerlich so rasch in Tätigkeit getreten sein, denn für den äußeren Bureaudienst fehlte es uns dreien an Organisationstalent. Reer aber verstand es meisterlich, im Handumdrehen alles Fehlende herbeizuschaffen, eine Registratur einzurichten, die erforderlichen Schreibkräfte zu besorgen und unserem Bureau über-

haupt den Stempel des Korrekten und Althergebrachten aufzudrücken, so daß die Leute, die uns besuchten, den Eindruck empfingen, als kämen sie zu einer längst eingearbeiteten und gut geschulten Behörde.

Inzwischen war auch Reventlow in Hamburg eingetroffen. Er hatte sich dem Senat gegenüber als „Bevollmächtigter Seiner Hoheit des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein" legitimiert und trat mit dem Aplomb eines Grandseigneurs auf. Da er als „Gesandter" fungierte, bedurfte er eines Legationssekretärs; ich übernahm diese Rolle im Nebenamt.

Es galt nun zunächst, die erforderliche Verbindung mit den Vertrauensmännern des Landeskomitees herzustellen. Da wir darauf gefaßt sein mußten, daß unsere Briefe sehr bald die Aufmerksamkeit der dänischen Post erregen und dann von dieser erbrochen und gelesen werden würden, führten wir für unsere Korrespondenz eine Geheimschrift ein, die ebenso einfach wie praktisch war. Jeder der Vertrauensmänner erhielt ein Stück Pappe von der Größe eines gewöhnlichen Oktavbriefbogens, in das in unregelmäßigen Abständen eine Anzahl länglicher Öffnungen geschnitten war. Wollte man einen Brief schreiben, von dessen wirklichem Inhalt die Post keine Kenntnis erhalten sollte, so legte man die durchlöcherte Pappe auf einen Briefbogen und füllte die Lücken mit denjenigen Worten aus, auf die es ankam. Nach Entfernung der Pappe wurden die unbeschriebenen Zwischenräume mit beliebigen Worten ausgefüllt, die sich aber natürlich den zuerst eingetragenen dem Sinne nach einigermaßen anpassen mußten. Der Empfänger deckte sein Stück Pappe auf den erhaltenen Brief und konnte danach sofort erkennen, welche Worte er allein zu lesen hatte.

Als richtige Verschwörer führten wir auch falsche Namen für Adresse und Unterschrift. Ich z. B. hieß August Rohwer und war meines Zeichens Konditor. Es geschah das mit Rücksicht darauf, daß sich im Erdgeschoß unseres Hauses eine Konditorei befand. Mit diesem Konditor August Rohwer hat meine Frau im zärtlichsten Briefwechsel gestanden; alle ihre Briefe sind unversehrt in meine Hände gelangt, während Briefe, die mit meinem wirklichen Namen adressiert waren, stets die Spuren postalischer Neugier an sich trugen.

Auch unser brieflicher Verkehr mit Gotha segelte natürlich unter falscher Flagge. Die wichtigsten Mitteilungen wurden durch besondere Kuriere besorgt.

Um die öffentliche Meinung in Holstein zu beeinflussen, wurde während der nächsten Wochen mit einem wahren Feuereifer gearbeitet. Wir gaben eine Tageszeitung heraus, zunächst unter dem Titel „Die Zeit.“ Als sie von der Plöner Regierung verboten wurde, änderten wir den Titel und dies wiederholte sich jedesmal, wenn ein neues Verbot erfolgte. Wir waren unerschöpflich in Titelvariationen. Nur einige will ich hier nennen: „Orient“, „Der Hahn“, „Das Nordlicht“, das „Nesselblatt“ usw.

Auch mit der Abfassung kleiner Broschüren befaßten wir uns, die das Thema „Los von Dänemark unter Führung des angestammten Herzogs!“ in den verschiedensten Tonarten variierten. Wir wurden dabei von einigen journalistischen Kräften ersten Ranges unterstützt. Namentlich Heinrich v. Treitschke, Konstantin Rößler und Ägidi lieferten wuchtig und packend geschriebene Pamphlete, die, in vielen Tausenden von Exemplaren verteilt, ihre Wirkung nicht verfehlten. Es ist zu bedauern, daß diese Flugschriften, die zum Teil wirklich kleine Meisterwerke waren, wie

die Spreu im Winde verweht sind. Keine ist mehr aufzufinden.

Sehr bald wurde die dänische Verwaltung in Holstein auf unsere Tätigkeit aufmerksam. Sie traf die umfassendsten Gegenmaßregeln. Die Post erhielt die striktesten Anweisungen, keine Pakete mehr zu befördern, in denen man Broschüren und Zeitungen vermuten konnte und der dichte Grenzkordon von Zollbeamten und Gendarmen, der Hamburg umgab und der ad hoc noch wesentlich verstärkt war, wurde instruiert, bei den Zollrevisionen besonders auf Drucksachen zu fahnden. Daß die Polizei unsere Preßerzeugnisse, wo sie ihrer habhaft werden konnte, konfiszierte, war selbstverständlich. Dennoch gelang es nicht, dem Eindringen unserer Brandschriften Einhalt zu tun. Wir verfielen auf ein Mittel, ihre Verteilung auch ohne Inanspruchnahme der Post zu bewirken. Aus einer Anzahl junger verwegener Gesellen, die sich abenteuerlustig in Hamburg zusammengefunden hatten, wurde ein besonderes Korps gebildet und unter das Kommando des Weinhändlers Ludwig Berghofer aus Itzehoe gestellt. Dieses Korps, das ich die „Myrmidonen“ getauft hatte, betrieb die Schmuggelei unserer Drucksachen in großartiger Weise. Unter den verschiedensten Verkleidungen überschritten die Myrmidonen einzeln oder in kleinen Trupps die Grenze und fast immer gelang es ihnen, die Kontrollbeamten zu überlisten. Berghofer, ein liebenswürdiger Bonvivant, den sein Geschäft mit fast allen Gast- und Schankwirten im südlichen Holstein in Verbindung gebracht hatte und der auch sonst überall gute Freunde besaß, benutzte diese Beziehungen, um Jung und Alt, Männlein und Fräulein in den Dienst der augustenburgischen Agitation zu stellen. Unerschöpflich war er in der Erfindung immer neuer Tricks zur Düpierung der

Grenzbeamten. Nur eines solchen will ich hier erwähnen. Es fand die Beerdigung eines Altonaer Großhändlers statt. Der Leichenzug mußte die Zollgrenze passieren, da der Altonaer Kirchhof im Gebiete der Gemeinde Ottensen jenseits der Grenze lag. Die Zollbeamten ließen natürlich die lange Reihe der Trauerkutschen unbehelligt passieren ohne zu ahnen, daß mehrere von ihnen hinter heruntergelassenen Fenstervorhängen eine Unsumme von Zeitungen und Broschüren bargen. Berghofer fuhr als Leidtragender mit.

Auch zu Kundschafterzwecken erwiesen sich die Myrmidonen als sehr verwendbar. Wir wurden durch sie über manche Vorgänge, die die Dänen nach Möglichkeit zu verschleiern suchten, namentlich Truppenbewegungen und dergleichen, auf das prompteste unterrichtet. Welche einschneidende Tätigkeit sie bei dem Erscheinen des Herzogs in Holstein entfalteten, wird später erzählt werden.

Wir betrachteten es aber nicht nur als unsere Aufgabe, für die Sache des Herzogs Stimmung zu machen, wir wollten sie auch tatkräftig fördern und nach Möglichkeit alles vorbereiten, damit er bei seinem Erscheinen in Holstein die Zügel der Regierung wirklich ergreifen könne. Zu diesem Zweck erschien es erforderlich, schon jetzt einige Kadres für die zukünftige schleswig-holsteinische Armee zu bilden. Wir hegten damals noch die kindliche Ansicht, man könne Armeen aus der Erde stampfen und mit improvisierten Freischaren reguläre Truppen besiegen. Im Einverständnis mit Gotha und unter Verwendung nicht unerheblicher Geldmittel, die wir von dort erhielten, errichteten wir ein förmliches Werbebureau, dessen spezielle Leitung mir anvertraut wurde. Jeder Angeworbene erhielt zwei Taler Handgeld und einen an täglicher Löhnung. Der Erfolg war überraschend. Nach

wenigen Tagen hatten sich bereits mehrere Hundert junger Männer einschreiben lassen, die aus allen Teilen Deutschlands herbeigeströmt waren und ihre Zahl mehrte sich täglich. Ein Teil von ihnen wurde durch uneigennützige patriotische Motive bestimmt, die Mehrzahl bestand jedoch aus problematischen, um nicht zu sagen arbeitsscheuen Existenzen, die Handgeld und Löhnung anlockten und die nach Art der mittelalterlichen Landsknechte ein lustiges Leben in Saus und Braus erhofften. Diese wurden bald recht unbequem.

Einige Offiziere der früheren schleswig-holsteinischen Armee stellten sich uns bereitwillig zur Verfügung. Waffen erhielten wir aus Lübeck, wo, wie ich glaube, noch aus der Zeit der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee ein geheimes Depot bestand. Bei ihrer Einschmuggelung in Hamburg leisteten die Myrmidonen Erstaunliches an List und Verschlagenheit.

Zunächst wurden drei Kompagnien formiert; die eine übernahm der Hauptmann v. Zeska, der zugleich als Bataillonskommandeur fungierte, die zweite der Hauptmann v. Hennings, die dritte der Premierleutnant v. Rabe. Um der Mannschaft ein gutes Beispiel in Eifer und Disziplin zu geben, traten Ungern-Sternberg und ich als Gemeine bei der zweiten Kompagnie ein. Unter dem Vorwande von Turnübungen*)

---

*) Ungern-Sternberg in seinen erwähnten Erinnerungen (Velhagen & Klasings Monatshefte, Jahrgang 1898/99, Heft 8) schildert diese Übungen in drastischer Weise: „Die Mehrzahl der Leute bestand aus höchst fragwürdigen Gestalten, unter denen es auch an Gewohnheitssäufern nicht fehlte. Mit ihnen in Reihe und Glied zu stehen, war also kein Vergnügen und stellte namentlich an die Riechorgane Anforderungen peinlicher Art. Die Waffen, die man uns gab, schienen mir ebensowenig erstklassig zu sein; ich habe eine alte verrostete Muskete getragen, doch kam es in diesem Vorbereitungsstadium darauf allerdings

versammelten wir uns jeden Abend in der großen Turnhalle zu St. Pauli und wurden hier nach allen Regeln der Kunst militärisch gedrillt. Die sonst so wachsame Hamburger Polizei drückte ein Auge zu, denn es ist nicht anzunehmen, daß ihr der eigentliche Zweck der „Turnübungen“ unbekannt geblieben war.

Ich will hier gleich vorweg erwähnen, daß unsere embryonale Truppe ein wenig rühmliches Ende nahm. Nach dem Einrücken der Österreicher in Hamburg wurde die Turnhalle geschlossen und unsere Waffen wurden konfisziert. Nach einem letzten Appell in irgend einem obskuren Wirtshaussaal wurden die Mannschaften unter Gewährung von Reise- und Zehrgeld entlassen. Aber die meisten dachten nicht daran, das lustige Leben in Hamburg aufzugeben. Sie verjubelten in wenigen Tagen das Reisegeld und bestürmten uns um neue Subsistenzmittel, drohten auch nach Kiel zu dem inzwischen dort eingetroffenen Herzog zu ziehen und diesen zur Hergabe weiterer Löhnung zu zwingen. Die Situation wurde schließlich so kritisch, daß wir die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen mußten. Durch Vermittlung des Senators Godeffroy, der noch einmal aus eigenen Mitteln (die unserigen waren erschöpft) neues Reisegeld hergab, wurde der energische Chef der Hamburger Polizei, Senator Karl Petersen, verständigt und diesem gelang es in wenigen Tagen, die renitenten Vaterlandsverteidiger in ihre Heimat abzuschieben.

---

nicht an. Die Schwärmer in unseren Reihen, darunter auch ich, waren bereit, die Dänen in Altona auch mit dieser minderwertigen Ausrüstung anzugreifen, wir berauschten uns in dem Gedanken an einen blutigen Kampf, der den Bundestag, wie wir meinten, endlich zum offenen Eingreifen und zur Anerkennung des Herzogs bestimmen mußte. Ob man in Gotha denselben Gedanken gehabt hat, vermag ich nicht zu sagen; allerdings aber hatten die Übungen in der St. Pauli-Turnhalle nur unter dieser Voraussetzung einen praktischen Zweck.“

II.

Mit der Wirkung, die unsere Propaganda für den Herzog in Holstein erzielte, konnten wir zufrieden sein. Nur langsam faßte der Gedanke Wurzel, daß der Herzog unsere einzige Rettung sei, dann aber, nachdem dies geschehen, ergriff er die Gemüter mit überraschender Mächtigkeit und pflanzte sich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf fort.

Unser Bureau glich bald einem Taubenschlag. Die Vertrauensmänner aus allen Teilen der Herzogtümer kamen und gingen. Sie tauschten mit uns Nachrichten aus und holten sich Direktiven für die Fortsetzung ihrer Agitationen. Alle konstatierten, daß die Sache des Herzogs unerwartete Fortschritte mache.

Noch lebhafter wie auf unserem Bureau ging es in den „Kasematten“ her, wo wir uns nach des Tages Mühen und Lasten regelmäßig jeden Abend zusammenfanden.

Die „Kasematten“ oder der „Revolutionskeller“ wurde ein Bierlokal genannt, das unter den Alsterarkaden belegen war. Steinerne Stufen führten in die Tiefe hinunter. Die Trinkstuben, in denen man zusammengepfercht saß, rechtfertigten den alten Erfahrungssatz, daß sich der Deutsche auf seiner Kneipe um so wohler fühlt, je enger, niedriger und verräucherter sie ist.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?“

Hier saß neben Konstantin Rößler, dem vornehmen, feinfühligen Publizisten, ein eitler Poltron und Reklameschmied, wie Gustav Rasch vom „verratenen Bruderstamm“, hier

neben Ägidi, dem Idealisten in der Politik und im Leben der smarte journalistische Geschäftsmann Moritz Busch; beide ließen sich wohl nicht träumen, daß sie dermaleinst ihre Feder, allerdings in sehr verschiedener Weise, der Bismarckschen Politik zur Verfügung stellen würden. Hier sammelte Heinrich von Treitschke, damals noch im jugendfrischen Mannesalter stehend, schlank und elastisch, ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, durch die hinreißende Wucht seiner temperamentvollen Darlegungen den aufmerksamsten Zuhörerkreis um sich; er konnte damals noch, wenn auch nur mit Hilfe eines Hörrohrs, an der allgemeinen Unterhaltung teilnehmen. Ich greife beliebig noch einige weitere Namen heraus. Professor Marquardsen aus Erlangen, Organisator und Leiter der über ganz Deutschland verbreiteten schleswig-holsteinischen Vereine, Brater und Völk, die Führer der liberalen Partei in Bayern; Löwe-Calbe, der letzte Präsident des achtundvierziger Frankfurter Parlaments und sein Neffe, Ludwig Löwe, damals ein feuriger Jüngling im wallenden Lockenhaar, der als Vertreter der Berliner Turnerschaft erschien und u. a. die Meinung äußerte, man müsse den dänischen Soldaten, um sie zum Abzug zu bewegen, mit einem salto mortale „vor den Bauch springen“; General v. Stutterheim, der Prototyp des blaguierenden Abenteurers, der soeben aus dem Kapland zurückgekehrt war, wo er die englisch-deutsche Legion kommandiert hatte und von dem man annahm, daß er zum Oberbefehlshaber der zukünftigen schleswig-holsteinischen Armee designiert sei; Baron von Löwenstern, ein eleganter, schneidiger österreichischer Ulanenrittmeister a. D., dessen Mutter, wenn ich nicht irre, eine geborene Gräfin Reventlow war, und der während des Feldzugs 1864 als Ordonnanzoffizier bei Gablenz wieder aktiv wurde; Kaufmann

H. D. Lange aus Kiel, seit Jahren einer der eifrigsten Vorkämpfer der schleswig-holsteinischen Sache, der ins Schleswigsche hinein die vielfachsten Beziehungen hatte und über alle Vorgänge im südlichen und mittleren Herzogtum genau orientiert war; Theodor Herzbruch, Buchhändler in Flensburg, ein treuer, warmherziger Patriot, der mehr wie einmal seine geschäftliche Existenz um seiner politischen Überzeugung willen aufs Spiel gesetzt hatte und von den dänischen Behörden unaufhörlich drangsaliert worden war; er war uns seiner buchhändlerischen Kenntnisse und Beziehungen wegen von großem Nutzen; Dr. Rommel, ein kerniger Schwabe, Mitarbeiter der Braterschen Zeitung, der später die Redaktion der Itzehoer Nachrichten und dann der Norddeutschen Zeitung in Flensburg übernahm; Martin May, gewöhnlich Moses May genannt, Korrespondent für ungezählte demokratische Blätter, ein kleiner, sommersprossiger Jude mit einem unglaublichen roten Haarwulst und einer alles überschreienden schrillen Stimme (Bleicken behauptete einmal, der Kerl bestände nur aus Haar und Stimme); er erlangte eine ephemere Berühmtheit, als er, etwa ein Jahr später, von dem preußischen Zivilkommissar aus Schleswig ausgewiesen wurde; Kirchspielvogt Borgfeld, ein alter Kriegsfreiwilliger von 1848, dessen wie aus Erz gemeißelter Charakterkopf den Ausdruck fanatischer Energie an sich trug und der nur einen Arm, in diesem aber eine geradezu herkulische Körperkraft besaß; Hansen-Brüll, mein Volontärkollege vom Segeberger Amthause, einer der eifrigsten Mitarbeiter unserer Zeitung; Zimmermeister Riepen aus Neumünster, eine Figur, die an den alten Turnvater Jahn erinnerte usw. usw.

Die meisten der Genannten waren natürlich nur vorübergehend Gäste der Kasematten. Den eigentlichen Stamm bil-

deten außer uns Mitgliedern des Aktionsausschusses Ägidi, Ungern-Sternberg, Bleicken, die sich damals dauernd in Hamburg aufhielten, und die Mitglieder des schleswig-holsteinischen Lokalkomitees in Hamburg, Dr. Eggers, Maler Magnussen, Dr. Bahnson und Dr. Banks. Eine der unerfreulichsten Erscheinungen war Graf Adalbert Baudissin, damals Herausgeber einer schleswig-holsteinischen Korrespondenz, die von sensationell gefärbten Übertreibungen strotzte. Er war eine durch und durch frivole Natur, dem es nur darauf ankam, von sich reden zu machen und dessen Parteigängerschaft jetzt der Sache des Herzogs und später der preußischen Sache unermeßlich geschadet hat.

Die Gesellschaft in den Kasematten war, wie man sieht, eine etwas bunte, um nicht zu sagen „gemischte". Von der Kreuzzeitungspartei abgesehen, waren wohl sämtliche politische Schattierungen der damaligen Zeit vertreten. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Geister häufig aufeinanderplatzten und daß die Debatten bisweilen einen recht tumultuarischen Charakter annahmen. Ich hatte schon damals den Eindruck, daß wir leicht in die Lage des Goetheschen Zauberlehrlings kommen könnten:

„Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nicht mehr los."

Aber trotz aller leidenschaftlich erregten Wortgefechte, bei denen unvereinbare Gegensätze unverhüllt zutage traten, war und blieb man zunächst in einem Punkt einig: Welche Motive auch den einzelnen leiten mochten, alle waren entschlossen, unter Verzichtleistung auf die Geltendmachung einseitiger Parteiinteressen, die Sache des „Herzogs" zu der ihrigen zu machen.

III.

Unmittelbar nach der Thronbesteigung Christians IX. hatten die Dänen erhebliche Truppenverstärkungen noch Holstein vorgeschoben. Auch Segeberg wurde besetzt. Einer Aufforderung des Kommandanten, alle Waffen abzuliefern, folgten verschiedene Haussuchungen, auch in meiner Wohnung. Daß bei dieser Gelegenheit meine wertvolle Jagdflinte den Spüraugen nicht zur Beute fiel, verdanke ich der Umsicht meiner Frau, die sie in eine Hose eingenäht und mit anderen Garderobestücken in einen Kleiderschrank gehängt hatte.

Bedenklicher war eine zweite Haussuchung in meiner Wohnung nach Briefen und sonstigen Papieren, bei der aber nichts Kompromittierendes gefunden wurde. Auf ausdrücklichen Befehl des dänischen Ministers Hall war gegen Reventlow, Römer, Johannsen und mich in Veranlassung unserer Hamburger Tätigkeit eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden zu dem Zweck, uns des Hochverrats zu überführen. Da wir den gerichtlichen Vorladungen keine Folge leisteten, erschienen in den öffentlichen Blättern Ediktalladungen in der Form von Steckbriefen.

Alle diese Vorgänge und der nicht unbegründete Verdacht, daß sie ständig beobachtet werde, ließen meiner Frau den weiteren Aufenthalt in Segeberg wenig verlockend erscheinen. Ich riet ihr, sich nach Glückstadt zu ihren Eltern zu begeben. In einer eisigen Winternacht verließ sie mit unserer, damals gerade ein Vierteljahr alten ältesten Tochter Segeberg und langte nach einigen kleinen Fährnissen, wie sie zu jener Zeit an der Tagesordnung waren, glücklich im

Elternhause an, wo sie, obwohl in den Augen ihres Vaters die Frau eines strafwürdigen Aufrührers, mit offenen Armen empfangen wurde.

IV.

Inzwischen war endlich (am 7. Dezember) nach langwieriger Überwindung aller retardierenden Zwischenfälle die Bundesexekution definitiv beschlossen worden. Sächsische und hannoversche Truppen befanden sich im Anmarsch, Preußen und Österreich stellten die Reserven.

Die Frage, die den Aktionsausschuß lebhaft beschäftigen mußte, lautete: Was nun? Bis dahin war unsere Tätigkeit lediglich eine vorbereitende gewesen. Wir hatten durch Zeitungsartikel und Broschüren, durch persönliche und briefliche Einwirkungen die öffentliche Meinung in Holstein für den Herzog von Augustenburg zu gewinnen versucht und dies war in einer uns selbst überraschenden Weise gelungen. Jetzt aber handelte es sich um mehr. Die Bevölkerung mußte zu einer nachhaltigen, tatkräftigen und opferbereiten Unterstützung seiner Sache aufgerüttelt werden.

Mit dem Einrücken der Bundestruppen änderte sich vollständig die Situation. Daß die Dänen Holstein ohne Widerstand räumen würden, unterlag keinem Zweifel. Damit war die Zeit der Verschwörung im Dunkeln vorüber und die Fahne des Herzogs konnte bei hellem Tageslicht entfaltet werden.

Zunächst, darüber waren wir alle einig, kam es darauf an, sofort nach dem Abmarsch der Dänen in jedem größeren Orte den Herzog als Landesherrn auszurufen und die Bevölkerung, namentlich aber die Beamten, durch irgend einen

solennen Akt für ihn zu verpflichten. Jeder einzelne mußte womöglich in eine persönliche Beziehung zum Herzog gebracht werden. Geschah dies, so war bei der Zähigkeit des Volkscharakters darauf zu rechnen, daß niemand wieder von ihm abfallen werde.

Über eine zweite wichtige Frage gingen die Meinungen auseinander. Sollte der Herzog ins Land kommen? Da man in Gotha unsere Ansicht hierüber hören wollte, fand in unserem Bureau unter Reventlows Vorsitz und unter Zuziehung Ungern-Sternbergs eine eingehende Beratung statt, über die ich eine Registratur aufnahm.

Römer hatte große Bedenken gegen ein voreiliges Erscheinen des Herzogs in Holstein. Er traute der Stimmung im Lande nicht ganz und fürchtete, der Herzog könne sich in eine schiefe Lage bringen. Als völlig ausgeschlossen erschien ihm, daß der Herzog, nachdem er einmal durch seine Dolziger Proklamation die Regierung der Herzogtümer angetreten habe, in Kiel als einfacher Privatmann wohnen könne. Das widerspreche seiner Würde. Andererseits laufe er aber ein großes Risiko, wenn er Regierungsakte auszuüben versuche, ohne die positive Sicherheit zu haben, daß sie als solche von der Bevölkerung und namentlich von den Beamten auch wirklich respektiert würden. Ein Ringen um die Herrschaft zwischen dem Herzog und den Bundeskommissarien, bei dem der Ausgang zum mindesten zweifelhaft sei, könne nur für Dänemark als tertius gaudens ein erfreuliches Schauspiel bilden. Der Gefahr, verhaftet und vielleicht auf eine preußische oder österreichische Festung gebracht zu werden, dürfe sich der Herzog nicht aussetzen, denn dann sei die ganze Sache zu Ende. Straßburg und Boulogne seien für Louis Napoleon und den Bonapartismus verhängnisvoll gewesen.

Auch Reventlow verhehlte nicht seine Bedenken. Er hatte den Herzog bei seiner Anwesenheit in Gotha näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und dabei den Eindruck gewonnen, daß er durchaus nicht der Mann großer gewagter Entschlüsse sei. Auch seine Ratgeber, namentlich Samwer, hatten ihm keineswegs imponiert. Reventlow war deshalb der Meinung, es sei richtiger, der Herzog bleibe vorläufig in Gotha und warte ab, bis er von einer hierzu legitimierten Instanz (Bundeskommissarien oder Ständeversammlung) ins Land gerufen werde.

Ganz anderer Ansicht waren wir drei Jüngeren, Johannsen, Ungern-Sternberg und ich und wir verfochten sie mit solcher Lebhaftigkeit, daß wir schließlich den Sieg davon trugen. Die Argumente, die wir ins Feld führten, waren hauptsächlich folgende: An die Person des Herzogs knüpfe sich die ganze jetzige Bewegung; er sei für das Land der „angestammte" Führer geworden. Jetzt müsse er auch tatsächlich vorangehen. Er dürfe nicht den Schein auf sich laden, als wenn er, fern vom Schuß, andere für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen wolle. Wenn er, selbst auf die Gefahr einer Verhaftung hin, mit raschem Entschluß die Zügel der Regierung ergreife, so werde ihm nicht nur das ganze Land stürmisch zufallen, er schaffe dann auch ein fait accompli, das wieder zu beseitigen selbst sämtlichen Großmächten schwer fallen werde. Volksversammlungen könne man auseinandertreiben, die Ständeversammlungen auflösen, Vereine verbieten usw., aber einen regierenden Fürsten, der von der Liebe seines Volkes getragen werde, gewaltsam aus dem eigenen Lande entfernen zu wollen — das sei ein Wagnis, vor dem auch die brutalste Rücksichtslosigkeit zurückschrecken müsse. Aber selbst den Fall angenommen, die

Verhaftung des Herzögs gelinge, so sei damit doch nicht seine Sache zu Ende. Im Gegenteil: die Glorie des Märtyrertums, die ihn dann umgebe, werde ihm wahrscheinlich mehr Anhänger zuführen, wie die offizielle Anerkennung des Bundestages.

Wie gesagt, unsere Ansicht drang durch. In ihrem Sinne wurde denn auch von mir ein Bericht an den Herzog verfaßt und von Reventlow und Römer unterschrieben. Daß der Herzog ins Land kommen könne, nur um in Kiel statt in Gotha in der Rolle des passiven Zuschauers den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten, war uns allen undenkbar erschienen. Diese Seite der Frage wurde in dem Bericht daher gar nicht erwähnt. Man wird begreifen, wie sehr wir später durch die Haltung des Herzogs enttäuscht waren.

Wenige Tage später und gleichzeitig mit der Versammlung holsteinischer Ständeabgeordneter in Streits Hotel in Hamburg, die eine Eingabe an den Bundestag beschlossen mit der Bitte, den Herzog Friedrich VIII. anzuerkennen und einzusetzen, trat das Plenum des Landeskomitees zu einer Sitzung zusammen, um eine große Demonstration zugunsten des Herzogs vorzubereiten. Unmittelbar nach dem Einrücken der Bundestruppen sollte in Elmshorn nach dem Vorbilde des Rütli eine Volksversammlung tagen und dem Herzog in Form eines Treuschwurs huldigen. Da man annahm, daß die Dänen in den Weihnachtstagen das Land räumen würden, wurde die Versammlung auf den 27. Dezember anberaumt. Ahlmann, Bokelmann-Müssen, Rave, Graf Reventlow, Römer und Spethmann unterzeichneten die Einladungen.

Kapitel XII.

Die Elmshorner Versammlung und die Ankunft des Herzogs.

I.

Am 15. Dezember wurde die dänische Regierung von den mit der Bundesexekution beauftragten Staaten aufgefordert, Holstein binnen sieben Tagen zu räumen. Die Bundeskommissare (der hannoversche Landdrost Nieper und der sächsische Kreisdirektor v. Könneritz) trafen in Hamburg ein. Am 19. übernahm der sächsische General v. Hake den Oberbefehl über die sächsischen und hannoverschen Exekutionstruppen und gleichzeitig besetzten die Österreicher Hamburg. Mit fieberhafter Spannung sah man den kommenden Ereignissen entgegen.

In den Kasematten ging es am Abend des 23. Dezember wildbewegt her. Verschiedene Herren aus Altona waren herübergekommen, um sich mit uns über die Maßregeln zu verständigen, die am nächsten Tage, wo man den Einmarsch der Bundestruppen erwartete, zum Zweck der Proklamierung des Herzogs zu treffen waren. Hierbei kam es zu heftigen Debatten. Einige Hitzköpfe wollten durchaus, daß der Gegensatz der Bevölkerung gegen die lau oder gar

dänisch gesinnten Elemente zum unzweideutigen Ausdruck gebracht werde; sie meinten, ein bißchen Tumult und Terrorismus könne nicht schaden, je geräuschvoller sich die Proklamierung des Herzogs vollziehe, desto mehr Eindruck werde sie machen. Merkwürdigerweise befand sich unter ihnen der sonst so maßvolle Ägidi. Er zog einen von ihm entworfenen Aufruf an die Altonaer aus der Tasche, der mit den Worten endete: „Nieder mit den Feiglingen, nieder mit den Verrätern!" Andere gingen noch weiter und schlugen allen Ernstes vor, man solle einen Kampf zwischen den abziehenden Dänen und den einrückenden Sachsen durch Reizung der Dänen provozieren. „Geschossen muß werden, Blut muß fließen!" rief einer, ich glaube es war Moses May.

Diese blutdürstigen Anwandlungen stießen aber auf den entschlossenen Widerstand der Mehrzahl der Anwesenden. Reventlow in seiner kühlen, ironisierenden Art, verstand es bei solchen Gelegenheiten vorzüglich, in den brausenden Wein der Exaltation das nötige Quantum Wasser zu gießen. Auch Johannsen und ich bemühten uns nach Möglichkeit, abzuwiegeln, was in diesem Falle um so mehr Eindruck machte, als gerade wir beide durchaus nicht im Rufe übertriebener Zaghaftigkeit standen.

Früh morgens am Weihnachtsabend 1863 verließen die dänischen Truppen Altona und unmittelbar darauf rückten die Sachsen ein, in ihrer Mitte die Bundeskommissare im offenen Wagen. Sofort bedeckten sich die Häuser mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen, die seit Wochen im Verborgenen bereit gehalten waren. Stürmischer Jubel umbrauste die einziehenden Truppen, die in dem wogenden Gedränge nur langsam vorrücken konnten. Vor dem Bahnhofsgebäude staute sich die Menge. Mit entblößtem Haupte wurde der

Choral: „Nun danket alle Gott“ gesungen und dann hielt Dr. Callisen vom Balkon des Bahnhofs herab eine kurze Ansprache, die mit den Worten schloß: „Hoch lebe der Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein.“ Die Menge fiel begeistert ein und stimmte dann das Schleswig-Holstein-Lied an.

Soweit verlief alles programmäßig. Als aber nun, auch dem Programm entsprechend, die dänischen Hoheitszeichen von den Zoll- und Postgebäuden entfernt wurden, erfaßte den Janhagel, der aus der berüchtigten Hamburger Vorstadt St. Pauli erhebliche Verstärkungen erhalten hatte, ein unwiderstehliches Radaubedürfnis. Zuerst wurden einige Danebrog-Fahnen zerrissen und ein paar Amtsschilder mit dem dänischen Wappen durch die Straßen geschleift. Dann stürmte man das Haus des wegen seiner dänischen Gesinnung übel berufenen Propsten Nievert, zertrümmerte Fenster und Möbel und mißhandelte ihn und einige dänische Zollbeamte in gröblichster Weise. Die Polizei, deren Chef, der Kammerherr v. Willemoes-Suhm, die Stadt mit den dänischen Truppen verlassen hatte, wagte sich nicht hervor. Glücklicherweise gelang es den besonnenen Elementen der Altonaer Bürgerschaft, weiteren Ausschreitungen Einhalt zu tun. Am Weihnachtsabend herrschte wieder eitel Friede und Freude. Die ganze Stadt war illuminiert. In der Hauptwache prangte ein riesiger Weihnachtsbaum, behangen mit Geschenken für die wachthabende Mannschaft. Überall sah man sächsische Offiziere und Soldaten Arm in Arm mit Altonaer Bürgern mehr oder weniger schwankend durch die Straßen ziehen. Überall ertönte das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“

Es muß konstatiert werden, daß der oben erwähnte Altonaer Exzeß der einzige war, der in dieser Zeit der Auf-

regung und Unruhe in Schleswig-Holstein verübt wurde, denn von nun ab vollzog sich der Abmarsch der Dänen und die Ausrufung des Herzogs in jedem Orte in derselben gleichmäßigen ernsten und würdigen Weise.

Sobald das abziehende dänische Militär den Marktplatz verließ, stimmte die inzwischen schon versammelte Bevölkerung das Lied an: „Nun danket alle Gott!“ In allen Straßen entfalteten sich schleswig-holsteinische Fahnen. Irgend ein angesehener Bürger proklamierte den Herzog Friedrich VIII. als Landesherrn und dann wurde „Schleswig-Holstein“ gesungen. Es hatte für die dänischen Truppen etwas unsäglich Deprimierendes, unter dem Dankgebet der jubelnden Bevölkerung vor den nachrückenden Bundestruppen das Land etappenmäßig räumen zu müssen. Daß es hierbei seitens der Soldateska nicht zu Ausschreitungen kam, beweist, wie groß die Disziplin im dänischen Heere war. — Nur an einem Orte brach offener Aufruhr aus. Das hatte aber einen anderen Grund. Die in Plön stehenden Kompagnien, ausschließlich geborene Holsteiner, versagten den Gehorsam, als sie den Befehl erhielten, hinter die Eider zurückzugehen. Sie mußten aufgelöst und in die Heimat beurlaubt werden.

II.

Die Elmshorner Versammlung am 27. Dezember bildete insofern einen Markstein in der Geschichte jener Zeit, als in ihr die Stimmung des ganzen Landes zum Ausdruck kam. Die bisherigen Kundgebungen zugunsten des Herzogs hatten naturgemäß nur einen lokalen Charakter gehabt. Der Treuschwur, der in Elmshorn dem Herzog ge-

leistet werden sollte, war als eine Huldigung des gesamten Volkes gedacht.

Die Vorbereitungen zu dieser Versammlung waren von dem Aktionsausschuß in umfassendster Weise getroffen worden. Wir hatten viele Tausende von gedruckten Einladungen an die Vertrauensmänner zur Verteilung in Stadt und Land gesandt; die Eisenbahnverwaltung, deren energischer Direktor Dietz zu den entschlossensten Förderern der augustenburgischen Bewegung gehörte, hatte sich bereit erklärt, am Versammlungstage auf allen Eisenbahnstrecken Extrazüge zu wesentlich ermäßigten Preisen abzulassen. Man durfte daher auf eine große Beteiligung gefaßt sein. Dennoch übertraf sie jede Erwartung.

Am Vormittag vor der Versammlung trat das Plenum des Landeskomitees, verstärkt durch eine Reihe von Vertrauensmännern zu einer Sitzung zusammen. Das Programm der Versammlung wurde festgestellt und einstimmig beschlossen, daß Rave, als der hierfür unbedingt geeignetste, die Leitung übernehmen solle. Eine Adresse an den Herzog wurde vorgelegt und diskutiert. Hierbei kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen, die sich namentlich um die Frage drehten, ob der Herzog ausdrücklich aufgefordert werden solle, die Regierung des Landes zu übernehmen oder ob man sich auf die Bitte beschränken solle, er möge ins Land kommen. Ich bekämpfte die letztere Auffassung als eine Halbheit und stellte den Antrag, in die Adresse folgenden Passus aufzunehmen: „Mit Sehnsucht erwarten wir, daß Ew. Hoheit die Zügel der Regierung ergreifen! Unsere Jugend harrt ungeduldig des Rufes zu den Fahnen, um unter Ihrer hochherzigen Führung auszuziehen, die schleswigschen Brüder von dem schmählichen Joche der Fremdherrschaft zu befreien." Römer unterstützte

in einer wirkungsvollen Rede diesen Antrag; es ist das einzige Mal, daß ich ihn fließend habe sprechen hören. Der Mehrheit aber erschien der Antrag zu radikal. Sie trug Bedenken, sich mit den Bundeskommissarien in Widerspruch zu setzen. Man müsse, so meinten ihre Wortführer, die Anerkennung des Herzogs durch den Bundestag abwarten, man dürfe diesem volles Vertrauen schenken usw. Schließlich wurde der fragliche Passus, wenn ich nicht irre, auf Vorschlag Gottburgsens in folgender Weise formuliert: „Mit Sehnsucht erwarten wir, daß Ew. Hoheit selbst in unserer Mitte erscheinen und unsere Huldigung entgegennehmen! Unsere Jugend harrt ungeduldig usw.“ Daß jetzt der erste Satz mit seiner zahmen Abgeschwächtheit in einem etwas wunderlichen Gegensatz zum zweiten stand, der die Kriegsherrlichkeit des Herzogs, mithin die tatsächliche Übernahme der Regierung durch ihn zur Voraussetzung hatte, wurde von den meisten nicht bemerkt. Die Adresse schloß mit den Worten: „Unsere Sache ist gerecht. Das Recht des Fürsten und das Recht des Volkes gehen Hand in Hand. Gott verleihe uns seinen Segen, daß Ew. Hoheit der Retter Schleswig-Holsteins werden! Gott sei mit unserem teuren Vaterlande.“

Endlich wurde noch beschlossen, daß eine Deputation unter Führung von H. D. Lange die Adresse dem Herzog überbringen solle.

Das Wetter war trübe und kalt und ein rauher Ostwind fegte über das weite Propstenfeld bei Elmshorn, als sich dort am Nachmittag die Menge sammelte. Sie war zu Wagen und zu Fuß herbeigeströmt und halbstündlich waren Eisenbahnextrazüge angelangt, mit schleswig-holsteinischen Fahnen und Kränzen geschmückt, deren Insassen jedesmal von den bereits Anwesenden mit stürmischen Zurufen begrüßt wurden.

Kein Teil des Landes blieb unvertreten. Von der Eider bis zur Trave gab es wohl kaum eine Ortschaft, die nicht Vertreter gesandt hatte und auch aus dem Herzogtum Schleswig waren zahlreiche Patrioten, selbst aus dem höchsten Norden, herbeigeeilt. Man schätzte allgemein die Menge auf mindestens 20000 Köpfe.

Um 2 Uhr erschien Rave auf der Rednerbühne. Es dauerte viele Minuten, ehe sich das Getöse der Versammlung so weit legte, daß er sich verständlich machen konnte. Er forderte mit lauter Stimme auf, das Lutherlied zu singen. Ein Musikkorps intonierte und dann brauste es mit mächtiger Wucht über das Feld: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Rave hielt dann eine kurze, kernige Ansprache, die auf die Bedeutung des Tages als einen Wendepunkt in der Geschichte Schleswig-Holsteins hinwies und den Herzog und sein angestammtes Recht als die einzige Rettung des Landes von der Fremdherrschaft pries. Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Ich frage Euch hier vor Gott: ist es Euer ernster Wille, treu zu Eurem Lande, zum deutschen Volke und zu Eurem angestammten Landesherrn zu halten, unter allen Umständen nur ihm zu gehorchen, mit Gut und Blut dafür einzutreten, daß unserem Lande sein Recht und sein rechtmäßiger Landesherr werde, so hebt zum Zeichen des Schwurs die rechte Hand zum Himmel empor und antwortet mit einem lauten und aufrichtigen Ja!"

Es war ein eigentümlicher Zufall: in diesem Augenblick durchbrach die Sonne das Gewölk; ein heller Schein umfloß die hochragende Gestalt Raves und seinen männlich schönen, ausdrucksvollen Charakterkopf mit dem völlig kahlen Schädel. Es war, als ob der Himmel seinen Segen gebe zu

dem tausendstimmigen „Ja!", das jetzt wie Geschützdonner die Erde erdröhnen machte.

Rave streckte die Hand aus: „So proklamiere ich denn Friedrich VIII. von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein! Er lebe hoch!"

Nachdem das Hoch mit erschütternder Kraft dahingerollt war, stand die Menge einen Augenblick tiefbewegt. Dann stimmte jemand in ihrer Mitte das Lied an: „Nun danket alle Gott!" und alle fielen ein.

Wiggers aus Rendsburg verlas nunmehr die am Vormittag festgestellte Adresse und Rave ließ über ihre Annahme abstimmen, die natürlich einmütig erfolgte. Advokat Metz aus Darmstadt, der als Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des deutschen Zentralkomitees für Schleswig-Holstein die Versammlung begrüßte, brachte den Herzogtümern ein Hoch, das von Wiggers mit einem Hoch auf Deutschland beantwortet wurde. Dann schloß Rave die Versammlung mit einem nochmaligen Hoch auf den Herzog. Man sang „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und trennte sich in gehobener Stimmung. Was wir in wochenlanger Arbeit erstrebt hatten, war erreicht. Mit dem Elmshorner Tage hatte die Sache des Herzogs im Lande festen Fuß gefaßt und war nicht mehr zu entwurzeln.

Als zwei Jahre später unter völlig veränderten Verhältnissen dieselben Männer, welche die Elmshorner Versammlung leiteten, eine Bewegung zugunsten der preußischen Annexion hervorzurufen versuchten, da mußten sie erkennen, wie verhängnisvoll für jede weitere politische Entwicklung der dramatische Verlauf jenes Tages gewesen war. Die Bevölkerung hing jetzt, trotz Düppel und Alsen, mit angelsächsischer Zähigkeit an ihrem Herzog.

III.

Die Deputation unter Führung von H. D. Lange hatte den Herzog nicht mehr in Gotha angetroffen. Ein telegraphischer Bericht über den Verlauf der Elmshorner Versammlung hatte in ihm den Entschluß gereift, sofort nach Holstein abzureisen. Diese Reise ging unter ungewöhnlichen, romanhaften Umständen vor sich. In das Geheimnis, das sie umgab, waren in Hamburg nur Reventlow, Römer Johannsen und ich eingeweiht.

Es mußte mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden, denn der Herzog setzte sich der Gefahr der Verhaftung aus, sobald er auf dem Wege nach Holstein preußisches, hessisches oder hannoversches Gebiet betrat. Es galt daher, die Telegraphenbehörden irrezuführen.

Am 28. Dezember wurde auf dem preußischen Telegraphenbureau in Gotha eine Depesche des Herzogs an den Großherzog von Baden aufgegeben, in welcher er diesem mitteilte, daß er am nächsten Tage in Karlsruhe eintreffen werde. In der folgenden Nacht bestiegen der Herzog, der badische Gesandte v. Edelsheim und der Oberst du Plat, nachdem sie Billets nach Karlsruhe gelöst hatten, den Berliner Kurierzug nach Frankfurt. Auf einer kleinen Zwischenstation verließen sie heimlich diesen Zug und mieteten einen Wagen, in dem sie nach Hannoversch-Münden fuhren. Hier bestiegen sie von neuem die Bahn und trafen abends 9 Uhr in Harburg ein. Für alle Fälle führte der Herzog einen Paß bei sich, der auf den Namen eines „Baurat Nolten“ lautete.

Diesem Baurat Nolten hatte durch Reventlows Vermittlung der Senator Adolf Godeffroy in Hamburg für den 30. Dezember eins seiner Dampfboote für eine Fahrt

nach Cuxhaven zur Verfügung gestellt. Reventlow begab sich am Abend des 29. Dezembers nach Glückstadt, Römer nach Elmshorn. Jeder von ihnen war von einigen der schlausten und gewandtesten „Myrmidonen" begleitet. Auch ich hätte für mein Leben gern die Landung des Herzogs in Glückstadt miterlebt, mußte aber in Hamburg zurückbleiben, um hier dafür Sorge zu tragen, daß die Nachricht von der Ankunft des Herzogs in Kiel, falls sie glücklich erfolgen sollte, durch Extrablätter und Maueranschläge die rascheste und größte Verbreitung finde.

In Harburg übernachteten der Herzog und seine Begleiter im Hause des Majors v. Wasmer. Am nächsten Morgen fuhren sie in aller Frühe mit dem Godeffroyschen Dampfer die Elbe hinunter und legten in Glückstadt an, wo sie von Reventlow und dem Obergerichtsrat Otto Jensen empfangen wurden. Der Eisenbahndirektor Lund hatte einen Extrazug bereit gestellt, den er selbst führte und mit dem der Herzog die Reise nach Kiel fortsetzte. In Elmshorn wurde er von Römer und Johannsen begrüßt, die ihn im Namen des Landeskomitees willkommen hießen.

Unmittelbar nach der Landung des Herzogs in Glückstadt wurde das verabredete Telegramm an mich aufgegeben. Dann durchschnitten die Myrmidonen die Telegraphendrähte. Dasselbe wiederholte sich in Elmshorn nach Ankunft des Zuges. Der telegraphische Verkehr auf den Hauptlinien in Holstein war infolgedessen um mehrere Stunden unterbrochen, so daß die preußische Gesandtschaft in Hamburg und die Bundeskommissare in Altona von der Ankunft des Herzogs erst durch die Extrablätter Kenntnis erhielten, deren Herausgabe ich veranlaßte, als ich der Zeit nach annehmen konnte, daß der Herzog inzwischen in Kiel angelangt sei.

Kapitel XIII.

Kiel im Januar 1864.

I.

Wenige Tage nach dem Erscheinen des Herzogs in Holstein siedelten Reventlow, Römer und Johannsen nach Kiel über. Ich blieb vorläufig in Hamburg zurück, um die Bureaus des Aktionsausschusses aufzulösen. Mitte Januar folgte ich ihnen.

In Kiel gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Täglich erschienen dort Abordnungen aus allen Teilen des Landes, die oft mehr wie 100 Köpfe zählten, um dem Herzog zu „huldigen". Von allen Dächern wehten permanent die schleswig-holsteinischen Fahnen. Man gebärdete sich, als ob Dänemark bereits besiegt und der Herzog anerkannter Landesherr sei. Eine Bürgerwehr war errichtet, über deren Organisation und „Felddienstübungen" Ungern-Sternberg in Velhagen & Klasings Monatsheften ergötzliche Mitteilungen gemacht hat. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, Ehrenposten vor das bescheidene Haus auf dem Sophienblatt zu stellen, in dem der Herzog residierte.

Die Bundeskommissare hatten die Plöner Regierung aufgelöst und eine neue „Herzogliche Landesregierung" in

Kiel eingesetzt. Zu Mitgliedern waren die Obergerichtsräte Henrici, Graf Baudissin, Otto Jensen, mein Onkel Wenneker (später Landrat in Cismar), Senator Bachmann und der oldenburgische Hofrat Lesser ernannt worden. Mein Onkel machte mir den Vorschlag, als Hilfsarbeiter in sein Bureau einzutreten; ich lehnte aber ab, weil ich keine Neigung empfand, auf meine politisch-agitatorische Tätigkeit zu verzichten und trat statt dessen in die Redaktion der inzwischen von Römer gegründeten „Schleswig-holsteinischen Blätter" ein.

Neben der Landesregierung war eine Art herzoglicher Ministerrat in Tätigkeit getreten: Sammer für das Auswärtige, Francke für die Finanzen, du Plat für Krieg und Graf Ludwig Reventlow für Inneres. Da sich der Herzog sorgfältig jeder Regierungshandlung enthielt, hatte dieser Ministerrat natürlich keinen offiziellen Charakter, er übte aber im stillen einen sehr bestimmenden Einfluß auf die Landesregierung aus. Dadurch war ein wunderlicher Zustand entstanden, niemand wußte eigentlich recht, wer Koch und wer Kellner sei. Die Bundeskommissare lebten zurückgezogen in Altona und ließen den Dingen ihren Lauf. Die Landesregierung „regierte", aber jeder wußte, daß sie keine entscheidende Verfügung erließ, ohne sich vorher bei den herzoglichen „Ministern" Rats erholt zu haben.

Wenige Tage nach meiner Ankunft machte ich dem Herzog meine Aufwartung. Er empfing mich in liebenswürdigster Weise, sprach einige anerkennende Worte über meine Tätigkeit in Hamburg und erkundigte sich eingehend nach meiner Mutter und Großmutter, über deren Beziehungen zu seinem Hause er genau unterrichtet war. Seine Haltung hatte etwas ungemein Gewinnendes. Er machte den Eindruck

eines wirklich vornehmen Mannes, vornehm nicht nur nach Geburt und Stellung, sondern in des Wortes tiefster Bedeutung: nach Gesinnung und Denkungsweise. Keine Spur einer fürstlichen Pose. Über seinem männlich-ernsten Gesicht lag wie ein Schatten ein Zug von Müdigkeit. Eigentümlich war auch der Aufschlag seiner Augen; man sah einen Moment lang nur weißes darin.

Nur noch einmal habe ich den Herzog wiedergesehen, und zwar in einer etwas sonderbaren, für die damaligen Zustände charakteristischen Situation. Von dem „Schleswig-holsteinischen Verein", der sich in den ersten Januartagen konstituiert hatte, und zu dessen Vorstande damals noch Reventlow, Römer, Rave und Spethmann gehörten, war beschlossen worden, eine große Landesdeputation an den Bundestag und die süddeutschen Höfe zu senden, um in eindringlicher Weise für die Anerkennung des Herzogs zu wirken. Römer war nach Altona gefahren, wo sich die Deputation sammeln sollte, um ihr noch einige Instruktionen zu erteilen und ich versah allein die Redaktion der „Schleswig-holsteinischen Blätter". Da erschien auf unserem Bureau Dr. Karl Lorentzen, der gewissermaßen als Unterstaatssekretär Samwers im herzoglichen auswärtigen Amt fungierte und bat mich, einen Leitartikel zu schreiben, in dem die Bedeutung der gedachten Landesdeputation in ein möglichst helles Licht gerückt, zugleich aber betont werde, daß der Herzog der Absendung der Deputation ganz fern stehe, ja ihr Vorhaben mißbillige. Ich hatte bereits einen Leitartikel verfaßt, der umgekehrt nachdrücklich hervorhob, daß in diesem Falle wieder einmal der „Wille des Landes" mit der Sache seines Herzogs übereinstimme und erlaubte mir darauf hinzuweisen, wie bedenklich es sei, wenn die Deputation schon vor ihrer Ab-

reise von dem Herzog desavouiert und damit von vornherein in ihrem Auftreten gelähmt werde. Lorentzen erwiderte, es seien „diplomatische Gründe“, die es wünschenswert machten, den „Schein zu erwecken“, als ob der Herzog mit der Deputation nicht das geringste zu tun habe. Da ich auf meinen Widerspruch beharrte, bat Lorentzen mich, mit ihm zu Sammer zu kommen. Wir begaben uns also nach dessen Wohnung. Bei unserem Eintritt trat Sammer mir aufgeregt entgegen. „Kennen Sie schon die neuesten Depeschen?!“ Ich verneinte, es lief mir aber kalt über den Rücken, da ich annehmen mußte, daß in unserer Sache etwas von entscheidender Bedeutung geschehen sei. „Denken Sie sich, in Italien ist ein Ministerwechsel eingetreten!“ Es konnte in diesem Momente nichts geben, was mir gleichgültiger gewesen wäre, ich war daher sehr enttäuscht, durfte aber doch die beruhigende Überzeugung in mich aufnehmen, und darauf schien es auch abgesehen zu sein, daß die europäische Politik des herzoglichen auswärtigen Amtes auf der Höhe der Wachsamkeit stehe.

Lorentzen trug nun unsere Kontroverse vor, ich verlas meinen Artikel und motivierte von neuem meine Weigerung, ihn abzuändern. Sammer machte ein sehr ernstes Gesicht. Die Sache sei von großer Bedeutung, sagte er, und ich dürfe die Zirkel der herzoglichen Politik nicht stören. Nach einigen Hin- und Herreden kamen wir überein, die Entscheidung des Ministerrats anzurufen, der eben jetzt unter dem Vorsitz des Herzogs zusammentreten sollte.

Die Herren waren bei unserm Eintritt schon versammelt und saßen um einen langen, mit grünem Tuch bezogenen Tisch, an der Spitze der Herzog, neben ihm Reventlow. Nachdem Sammer einen längeren Vortrag gehalten und ich

meinen Artikel, den ich nachgerade auswendig wußte, zum drittenmal vorgelesen hatte, entspann sich eine Diskussion, in der Reventlow meiner Auffassung beitrat, daß es nicht Aufgabe einer unabhängigen nationalen Presse sein könne, einer großen Demonstration, von der man sich praktischen Erfolg verspreche, selbst Steine in den Weg zu legen. Sammer schien nachgeben zu wollen, meinte dann aber, zum mindesten dürfte der von mir gebrauchte Ausdruck „Wille des Landes" nicht zur Anwendung kommen, es dürfte höchstens heißen: „Wünsche des Landes" oder „Hoffnungen des Landes." Das Ende vom Liede war die salomonische Entscheidung, daß gar kein Artikel geschrieben werden solle, womit ich mich vollständig einverstanden erklärte.

Der Verlauf dieser eines komischen Beigeschmacks nicht entbehrenden Angelegenheit konnte mir unmöglich imponieren. Obwohl noch ein Neuling in der Politik, mußte ich mir doch sagen, daß die nervöse Aufgeregtheit und Wichtigtuerei des leitenden herzoglichen Staatsmanns nicht gerade geeignet sei, Vertrauen zu seiner Staatskunst zu erwecken. Und doch bedurfte es gerade in dieser Zeit einer ruhigen festen Hand, um das schwankende Fahrzeug der augustenburgischen Politik durch den drohenden Sturm zu steuern.

II.

Zur Orientierung wird es notwendig sein, einen kurzen Rückblick auf den Gang der Ereignisse zu werfen.

Die augustenburgische Bewegung, getragen von der gesamten öffentlichen Meinung in Deutschland und durch die

Regierungen fast aller deutschen Mittel- und Kleinstaaten offen oder heimlich unterstützt, ging von der Voraussetzung aus, daß das Londoner Protokoll von 1852 zu Unrecht bestehe und daß daher nicht König Christian IX. von Dänemark, sondern Herzog Friedrich VIII. von Augustenburg legitimer Herzog von Schleswig-Holstein sei. Die beiden deutschen Großmächte Preußen und Österreich hielten dagegen am Londoner Protokoll fest; für sie war Christian IX. nicht nur König von Dänemark, sondern zugleich auch Herzog von Schleswig und Holstein. Der Bundestag lavierte zwischen beiden Auffassungen hin und her. Er hatte Friedrich VIII. noch nicht ausdrücklich anzuerkennen gewagt, die Anerkennung Christians IX. aber ausdrücklich abgelehnt. Für den Bundestag konnte hierbei indessen nur Holstein in Betracht kommen, da Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehörte.

Diese Verworrenheit der tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse führte zu seltsamen Konsequenzen. Die Bundesexekution war am 1. Oktober 1863 gegen den damals noch lebenden König-Herzog Frederik VII. beschlossen worden, um ihn zu einer gerechten, den Abmachungen von 1851 entsprechenden Ordnung des Verhältnisses Holsteins zum Königreich Dänemark zu nötigen; sie hatte also eigentlich nur Sinn, solange sich Dänemark und Holstein in einer staatsrechtlichen Verbindung befanden. In dem Momente, wo diese Verbindung aufhörte und das war nach augustenburgischer Auffassung mit dem Tode Frederiks VII. geschehen, war die Exekution gegenstandslos geworden. Die Mittelstaaten wollten daher auch logischerweise an Stelle der Exekution eine „Okkupation zum Schutze aller Rechte“ treten lassen. Aber Preußen und Österreich erzwangen am 7. Dezember 1863

(allerdings nur mit einer Stimme Majorität) die Festhaltung an dem früheren Exekutionsbeschluß.

Die Mittel- und Kleinstaaten waren dadurch in eine schiefe Lage gekommen. Sie hatten ein lebhaftes Interesse an der Errichtung eines neuen deutschen Kleinstaats im Norden, der das Gegengewicht gegen Preußen und ihren Einfluß im Bundestag wesentlich verstärkt hätte. Dem flackernden Ehrgeiz des sächsischen Ministers v. Beust schwebte außerdem die „Trias"-Idee vor, die Stiftung eines engeren Bundes der Mittel- und Kleinstaaten zur Emanzipierung von dem erdrückenden Übergewicht Preußens und Österreichs, eine Idee, die sich der lebhaftesten Sympathie Napoleons III. erfreute, der von ihrer Verwirklichung eine neue Auflage des alten Rheinbundes erhoffte.

Aber Preußen und Österreich kehrten sich weder an die öffentliche Meinung, noch an die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten. Nachdem sie die Exekution und damit eine stillschweigende Anerkennung Christian IX. durchgesetzt hatten, stellten sie am Bundestage den Antrag, die dänische Regierung zur Aufhebung des Grundgesetzes vom 18. Oktober 1863 aufzufordern und im Weigerungsfalle das Herzogtum Schleswig in Pfand zu nehmen. Es schien das eine neue Etappe auf dem Wege zur Durchführung des Londoner Protokolls werden zu sollen. Dieser Antrag wurde am 12. Januar 1864 abgelehnt. Mit den Großmächten stimmten nur Kurhessen, Mecklenburg und die Kleinstaaten der 16 Kurie. Als Gegenzug verwahrte Bayern feierlich alle Rechte des Bundes und stellte einen Antrag auf Anerkennung des Herzogs von Augustenburg in Aussicht. Nunmehr erklärten Preußen und Österreich, daß sie ohne Rücksicht auf ihre Stellung im Bunde als europäische Großmächte die Inpfandnahme Schleswigs

vollziehen würden. Preußische und österreichische Truppen setzten sich gen Norden in Marsch.

In Deutschland tobte hierüber ein Sturm des Unwillens. Man sah in dem Vorgehen der Großmächte eine Wiederholung der schmachvollen Ereignisse von 1851/52. Der Sechsunddreißiger-Ausschuß des deutschen Abgeordnetentags erließ einen flammenden Aufruf an alle Deutschen, nicht zu dulden, daß maßloses Unheil über Deutschland hereinbreche. Das preußische Abgeordnetenhaus verweigerte die geforderte Anleihe für Kriegszwecke und beschuldigte Bismarck des Abfalls von Deutschland. Eine Volksversammlung in München forderte den König Max auf, „das bayrische Schwert in die Wagschale zu werfen." Die württembergische Kammer ersuchte ihre Regierung, Heer und Volkswehr mobil zu machen. Die sächsische Regierung protestierte gegen den Durchmarsch der nach Schleswig bestimmten Truppen durch das jetzt unter Bundesverwaltung stehende Holstein. Ebenso verweigerte Bayern und Sachsen den österreichischen Truppen den Durchzug durch ihre Gebiete; sie mußten den Umweg über Breslau nehmen.

Um diese allgemeine Empörung verstehen zu können, die uns heute schier unbegreiflich erscheint, muß man sich erinnern, daß damals ein undurchdringlicher Schleier die Bismarcksche Politik umgab, daß niemand ihre eigentlichen Ziele ahnte und daß ihre ebenso kühnen wie tiefdurchdachten Schachzüge selbst auf vorurteilsfreie Männer, wie Bennigsen, Roggenbach, Sybel, Treitschke, Bernhardi nur den Eindruck frivoler Spielerei machten.

Auch wir Schleswig-Holsteiner waren überzeugt, der Zweck der angekündigten Besetzung Schleswigs könne kein anderer sein wie die definitive Wiederauslieferung der Herzog-

tümer an Dänemark. Unser Pessimismus ging aber noch weiter. Wir glaubten gar nicht daran, daß es tatsächlich zum Einmarsch in Schleswig kommen werde, uns galt als sicher, daß Preußen und Österreich in Holstein Halt machen, den Herzog verhaften, die Volksbewegung gewaltsam niederschlagen und dann, nachdem sie die Souveränität des Dänenkönigs wiederhergestellt und sich mit der dänischen Regierung über untergeordnete Punkte verständigt, uns an Händen und Füßen gebunden, ebenso wie 1851, der Rache der eiderdänischen Fanatiker überliefern würden.

In welche leidenschaftliche Erregung uns diese Perspektive versetzt hatte, davon mögen zwei Leitartikel Zeugnis ablegen, die ich am 20. und 22. Januar 1864 für die „Schleswig-holsteinischen Blätter" geschrieben habe. Sie spiegeln die Stimmung wieder, wie sie in den Kreisen der früher ausgesprochen preußisch gesinnten Politiker herrschte. Daß ich mich damals für die Trias-Idee begeistern konnte, erscheint mir heute kaum faßlich. Man greift aber in der Not bekanntlich nach jedem Strohhalm. Ich trage um so weniger Bedenken, diese journalistischen Jugendsünden der Vergessenheit zu entreißen, als sie eine psychologische Erklärung für meine und meiner politischen Freunde Haltung in jener wildbewegten Zeit bieten. Die Leitartikel lauteten folgendermaßen:

„Die Mittelstaaten und Schleswig-Holstein.

„T. Zum erstenmal seit der Gründung des deutschen Bundes droht ein wirklich ernsthafter Zwiespalt unter den deutschen Regierungen auszubrechen. Die beiden Großmächte erklären, sich nicht der Entscheidung des Bundestages fügen zu wollen. Sie widersetzen sich offen einer Autorität, die sie

selbst vor 13 Jahren mit vieler Anstrengung von neuem geschaffen haben.

„Es liegt eine seltsame Ironie des Schicksals in diesem Konflikt. Als der deutsche Bund 1850 unter dem lebhaften Protest aller Liberalen aus dem Grabe erstand, glaubte jeder, daß damit für Deutschland eine wahrhaft nationale Politik unmöglich geworden sei. Mit Recht betrachtete man es als die größte Demütigung Preußens, daß es sich jetzt möglicherweise einer aus Österreich und den Mittelstaaten gebildeten Majorität unterordnen müsse, daß es von seiner natürlichen Aufgabe, die Führung Deutschlands in allen nationalen Fragen zu übernehmen, durch die Sonderinteressen der früheren Rheinbundstaaten abgehalten werden könne. Man fürchtete, daß die Politik der Mittelstaaten immer wieder durch Sympathien für auswärtige Mächte bestimmt werden würde. Man sah in der Gleichberechtigung dieser Staaten überhaupt den Hemmschuh für jede selbständige Aktion Deutschlands.

„Und jetzt, wo der Bundestag plötzlich die Bahn einer wahrhaft nationalen Politik betritt, — jetzt zeigt sich, daß der Hemmschuh ganz wo anders steckt. Jetzt sind es die Mittel- und Kleinstaaten, welche die Führung im Kampfe für Deutschlands Ehre übernehmen, — jetzt sympathisiert Preußen mit dem Landesfeinde!

„Der gegenwärtige Augenblick ist von einer furchtbar ernsten Bedeutung. Wenn die deutschen Großmächte wirklich auf eigene Hand wider den ausgesprochenen Willen der obersten Bundesbehörde ihre Truppen in Schleswig einrücken lassen, so ist die größte Gefahr vorhanden, daß sie noch einen Schritt weiter gehen, daß sie ebensowenig die jetzt bevorstehende Anerkennung unseres Herzogs respektieren, daß sie vielmehr die Bewegung in Schleswig-Holstein gewaltsam

niederschlagen und die Herzogtümer noch einmal dem Dänenvolke überliefern werden. Schon in dem jetzt getanen Schritte liegt tatsächlich eine Lossagung von Deutschland. Es ist nicht abzusehen, warum nicht die Großmächte auf dem einmal betretenen Wege konsequent fortschreiten, warum sie sich scheuen sollten, dem deutschen Bunde auch bei ferneren Gelegenheiten geradezu ins Gesicht zu schlagen.

„Die augenblickliche Gefahr ist groß. Und doch glauben wir genügende Bürgschaft dafür zu besitzen, daß sie machtlos an uns vorübergehen wird.

„Es handelt sich nicht allein um Schleswig-Holstein. Es handelt sich zugleich um die Existenz der Mittelstaaten. Für diese ist jetzt alles zu gewinnen und alles zu verlieren. Können die Mittelstaaten jetzt nicht dartun, daß sie lebensfähig und tüchtig genug sind, in der wichtigsten nationalen Frage der Gegenwart eine selbständige Politik zu verfolgen, so mögen sie ein für allemal darauf verzichten, noch ferner als souveräne Staaten Geltung zu haben. Sie liefern dann selbst den schlagendsten Beweis für die Notwendigkeit ihrer Mediatisierung. Sind sie jetzt, wo die ganze deutsche Nation hinter ihnen steht, vereint nicht imstande, das Recht des Augustenburgers auf Schleswig-Holstein gegen die Vergewaltigung der Großmächte zu schützen, — wie sollten sie dann fähig sein, etwa das Recht der Wittelsbacher auf Bayern oder das Recht der Welfen auf Hannover gegen etwaige preußische oder österreichische Gelüste zu wahren, wo diese Wahrung nicht im Interesse der Nation liegt?

„Auf der anderen Seite hat es noch niemals für die Mittelstaaten einen so günstigen Zeitpunkt gegeben, um die Berechtigung ihrer Existenz aufs glänzendste darzulegen und ihre Macht auf lange Jahre zu befestigen. Seit dem Wieder-

erwachen des politischen Lebens in Deutschland erhielt sich die Agitation der nationalen Parteien stets feindselig gegen die Mittelstaaten. Zum erstenmal befinden sie sich jetzt im vollsten Einverständnis mit der Nation. Werden sie ebenso wie früher Preußen, die ihnen vom Glück gebotene Gelegenheit, das deutsche Volk an sich zu fesseln, unbenutzt vorübergehen lassen?

„Wenn die Mittelstaaten ernstlich entschlossen sind, die Würde des Bundes gegen jeden revolutionären Schritt der Großmächte zu wahren, wenn sie die Unterstützung des Volkes nicht unklug verschmähen, so kann ihnen der Erfolg nicht fehlen. Ein kühner Schachzug könnte die jetzt so gefährliche Situation mit einem einzigen Schlage umgestalten. Die Zusammenrufung eines deutschen Parlaments würde der nationalen Bewegung eine Kraft verleihen, deren Wirkung in allen Schichten des preußischen Staates zu verspüren sein würde. Dem Bismarckschen Regiment würde sie zweifellos ein schleuniges Ende bereiten. Schon jetzt wankt der Boden unter seinen Füßen. Seine Pläne, mit Hilfe Frankreichs den „Brand zu löschen", haben sich als ebenso verfehlt erwiesen, wie seine Rechnung auf Dänemarks Nachgiebigkeit. Napoleon weist die Verbindung mit einem so unsoliden Associé zurück, sich unumwunden auf die Seite der Mittelstaaten stellend und Dänemark hat auch noch kein Jota nachgegeben. Selbst in der konservativen Partei ist das Vertrauen auf Bismarcks staatsmännische Befähigung bis auf ein Minimum reduziert. Von allen seinen auswärtigen Freunden verlassen, vom preußischen Volk verurteilt, steht der Mann der Aktion „durch Blut und Eisen" in völliger Isoliertheit da, nur noch gehalten durch die unerklärliche Gunst eines übelberatenen Königs. Und auch diese beginnt zu wanken.

Noch ein einziger von den deutschen Fürsten gegebener Anstoß und die letzten Stützen eines Systems, welches dem preußischen Staat solange zur Unehre gereicht hat, brechen widerstandslos zusammen."

„Preußen und Österreich.

„T. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" bringt einen vortrefflich geschriebenen Leitartikel, in welchem sie die Politik der Großmächte aufs schärfste kritisiert und verurteilt und von den Mittelstaaten ein rasches energisches Handeln für die Sache Schleswig-Holsteins verlangt. Dieser Artikel eines Blattes, dessen Sympathien für den österreichischen Kaiserstaat weltkundig waren, welches bisher als Herold und Vorkämpfer der Wiener Politik in Deutschland galt, ist gewiß bezeichnend für die augenblickliche Stimmung in Süddeutschland. Bezeichnend ist aber auch die Art und Weise, wie die „Allgemeine Zeitung" das Verhältnis der Großmächte zueinander und zu Deutschland auffaßt. Während wir Norddeutschen, vor allem wir Schleswig-Holsteiner, immer in Österreich den gefährlichsten Gegner jeder nationalen Bewegung in Deutschland gesehen haben, während wir bis zum letzten Augenblick auf Preußen unsere eigentliche Hoffnung setzten und nur mit Widerstreben uns von der Vorstellung trennen konnten, daß Preußen trotz Bismarck und Kleist-Retzow seine historische Aufgabe nie ganz vergessen werde, erklärt die „Allgemeine Zeitung", daß das Verfahren Preußens in der schleswig-holsteinischen Frage sie nicht befremden könne. Wer nur irgend die Dinge unbefangen und aufmerksam beobachte, der habe nach Ansicht der „Allgemeinen Zeitung" die eigentliche Auffassung Preußens in allen Fragen des öffentlichen Rechts gekannt, eine Auffassung, die nur die äußerste Oberfläche be-

rücksichtige, nie den Kern der Sache zu untersuchen sich die Mühe gebe und deshalb in bezug auf Legalität und Legitimität zu den ungeheuerlichsten Folgerungen führe. Daß Preußen daher eine Sache, in der das Volk mit aller Wärme seines dynastischen Gefühls für die Interessen der Legitimität einstehe, eben wegen jener Teilnahme des Volkes preisgeben werde, das sei vorauszusehen gewesen. Aber daß Österreich, welches über derlei Fragen anders zu denken in seiner älteren und neueren Geschichte so vielfachen Anlaß habe, das seit Jahren in eine Bahn eingelenkt sei, wo die Teilnahme des Volkes nicht mehr schlechthin als frevelhafte Anmaßung des beschränkten Untertanenverstandes gelten könne, das gerade dadurch sich vom Rande des Abgrundes zu kaum geahnter Blüte emporgeschwungen habe, das noch in diesem Sommer die Bundesreform geboten und sich dadurch alle deutschen Herzen erobert habe, — daß Österreich Hand in Hand mit Preußen in dieser Lebensfrage des deutschen Volkes gehen könne, dies sei es, was tief, was unerträglich schmerze. Von Österreich habe man sich anderes, besseres erwartet. Daß Österreich so die Interessen Deutschlands, sein heiligstes Recht verkennen, daß es mit Preußen gegen die berechtigtsten Wünsche des deutschen Volkes, gegen seine unzweifelhaftesten auf den feierlichsten, durch lange Jahrhunderte hindurch anerkannten, wohlverbrieften Verträgen begründeten Rechte ankämpfen, sie auf jede Weise zunichte zu machen strebe, das habe kaum jemand für möglich gehalten. So schreibt die „Allgemeine Zeitung“.

Wenn ein Norddeutscher die Stellung der Großmächte zu der schleswig-holsteinischen Frage in ähnlicher Weise beleuchten wollte, so würde er sicherlich den Spieß umkehren. Er würde die augenblickliche Haltung Österreichs durchaus begreiflich finden, er würde aber mit tiefem Schmerz die

naturwidrige, inkonsequente und sinnlose Politik der preußischen Regierung beklagen. Er würde eine weitere Bemerkung der „Allgemeinen Zeitung", daß nämlich Österreich, mit dem übrigen Deutschland verbunden, selbst ohne Preußen jeder Gefahr die Stirn bieten könne, daß es aber mit Preußen allein die Erfahrungen von 1793—95 von neuem machen werde, — er würde diese Bemerkung umkehren und für Preußen in Anspruch nehmen. Im Resultate würde er sich aber mit der „Allgemeinen Zeitung" begegnen. Wie diese im Namen Süddeutschlands sich gewissermaßen von Österreich lossagt, so ist es sicherlich jetzt für die Norddeutschen Zeit, dasselbe in bezug auf Preußen zu tun. Daß in den deutschen Großmächten, in Preußen sowohl wie in Österreich, auch nicht ein Funke von deutschem Bewußtsein und deutschem Gefühl lebt, daß hier wie dort der einseitigste, blindeste, engherzigste Partikularismus herrscht, — das dürfte nachgerade doch jedem Kinde begreiflich sein. Und leider haben ja die Erfahrungen der letzten Zeit aufs unzweideutigste bewiesen, daß dieses Urteil in beiden Fällen den ganzen Staat, nicht die Regierungen allein trifft. Wenn jemals die Idee der Trias in unserem Volke Anklang gefunden hat, so ist es in jetziger Zeit. Der Nationalverein hat in Schleswig-Holstein niemals tiefere Wurzeln geschlagen. Er umfaßte nur die wirklich politisch Gebildeten des Landes. Dem eigentlichen Volke blieben seine Bestrebungen fremd. In diesem lebte noch immer in unauslöschlicher Erinnerung an die Jahre der Schmach, wo Schleswig-Holstein durch deutsche Bajonette gezwungen, die Waffen streckte, ein Haß gegen Preußen, den keine Vernunftgründe entwurzeln konnten. Die Zeit würde alte Wunden vielleicht geheilt, sie würde jenes nur allzuberechtigte Gefühl allmählich gemildert haben, wenn Preußen seine Schuld gesühnt,

wenn es wirklich den Schleswig-Holsteinern die Waffen wiedergegeben hätte, die es ihnen damals vom Leibe gerissen. Aber jetzt ist an keine Versöhnung zu denken. Wenn heute an die Masse des schleswig-holsteinischen Volkes die Frage herantäte, ob es an Preußen oder wieder an Dänemark gekettet sein wolle — wir sind ungewiß, wohin sich die Wage neigen würde. Und wie in Bayern jetzt ein altes, längst verklungenes Wort wieder auflebt, so wird es bei uns für die Zukunft heißen: „Lieber schleswig-holsteinisch sterben, als preußisch verderben!"

Das war „gut gebrüllt" nach damaliger Anschauung und diese Artikel, die heute den Eindruck bedenklichster Entgleisung machen müssen, wenn man nicht zu ihrer Entschuldigung gelten lassen will, daß sie nur unter bestimmten, damals noch nicht durch die Tatsachen widerlegten Voraussetzungen geschrieben wurden, fanden zu jener Zeit rauschenden Beifall. Sie sind mir aber schon anderthalb Jahre später, nachdem ich wieder ins preußische Lager zurückgekehrt war, wiederholt in recht unbequemer Weise unter die Nase gerieben worden.

III.

Da ich auf einen längeren Aufenthalt in Kiel rechnete und das Hotelleben auf die Dauer zu kostspielig wurde, suchte ich nach einer Privatwohnung. Ungern-Sternberg, mit dem ich mich im Laufe des Winters enger befreundet hatte, machte mir den Vorschlag, mit ihm zusammenzuziehen. Wir mieteten in der Holstenstraße drei Zimmer, für jeden von uns ein Arbeitszimmer und ein gemeinschaftliches Schlafzimmer. Das Mittagessen pflegten wir im Bahnhofshotel

einzunehmen und abends verkehrten wir gewöhnlich bei „Schön-Hannchen", dem ersten Weinrestaurant Kiels, das diesen seltsamen aber allgemein gebräuchlichen Namen einer früheren Wirtin verdankte, die schon in meiner Studentenzeit eine verblühte Schönheit gewesen war.

Mit Spannung sahen wir dem Einrücken der preußischen Truppen entgegen. Aufregende und doch eines gewissen Humors nicht entbehrende Gerüchte eilten ihnen voraus. Sie hatten die Schlagbäume, mit denen die oldenburgischen Behörden in Eutin ihren Durchzug zu verhindern gesucht hatten, kurzerhand niedergerissen, sie hatten sichs, wo man ihnen die Einquartierung verweigerte, auch ohne Quartierbillets bequem gemacht. Prinz Friedrich Karl, so wurde erzählt, sollte geäußert haben, in drei Tagen werde er dem revolutionären Schwindel ein Ende machen.*)

Der Herzog verließ die Stadt und auch die sächsische Besatzung räumte das Feld. Das ließ darauf schließen, daß man an maßgebender Stelle das Ärgste befürchtete.

Mit den widerstrebendsten Empfindungen beobachtete ich am 25. Januar den Einmarsch der ersten preußischen Bataillone, die trotz der eisigen Kälte, mit der sie von der Bevölkerung empfangen wurden, frisch und fröhlich in die Welt blickten und in Aussehen und Haltung einen vorzüglichen Eindruck machten. Waren sie wirklich, wie allgemein angenommen wurde, nur gekommen, um die Herzogtümer dem Feinde zu überliefern, so war ja alles vorbei; dann ade Schleswig-Holstein für immer! Andererseits — und dieser doch nicht ganz von der Hand zu weisende Ge-

*) Es war natürlich kein wahres Wort daran, aber geglaubt wurde es.

danke hatte etwas Berauschendes — waren sie trotz alledem und alledem doch bestimmt, die Dänen aus Schleswig herauszuschlagen, kam es zum Kriege mit Dänemark, dann eröffnete sich eine Fernsicht von Möglichkeiten, die gar nicht zu übersehen war, dann konnte sogar das Londoner Protokoll in die Brüche gehen, dann konnte der erste Schuß, der fiel, das Signal zur endgültigen Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark werden. Dann — Hurra!

Der neue preußische Kommandant verfügte sofort die Auflösung der herzoglichen Ehrengarde und ließ deren Waffen mit Beschlag belegen, eine sehr verständige Maßregel, denn die Ehrengarde war fast immer mehr oder weniger bezecht und machte Straßen und Plätze in bedenklicher Weise unsicher. Wir aber sahen in diesem Vorgehen nur den Anfang der gegen den Herzog geplanten Gewalttaten.

Bataillon folgte auf Bataillon, Eskadron auf Eskadron. In wenigen Tagen waren mehr als 20000 Mann in Kiel und Umgegend konzentriert. Dann trat ein Stillstand ein. Von einem Einmarsch in Schleswig war nicht mehr die Rede. Alle Zeitungen, namentlich die englischen, waren voll von neuen Verhandlungen zwischen England, Dänemark und den deutschen Großmächten. Dänemark schien nachgeben zu wollen. Hatte doch Monrad, der fanatischste aller Eiderdänen, der jetzt als Ministerpräsident fungierte, im dänischen Reichstag ausdrücklich erklärt, er wolle die Verantwortlichkeit für die Aufhebung der Novemberverfassung (den Zankapfel, um den sich alles drehte) übernehmen.

Damit war den deutschen Großmächten jeder Grund zum Einmarsch in Schleswig entzogen und für uns die letzte Hoffnung auf einen kriegerischen Konflikt geschwunden. Wir ergaben uns stumpfer Resignation.

IV.

Die Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1864 ist die denkwürdigste meines Lebens gewesen. Nie habe ich vorher oder später einen so erschütternden Wechsel der Stimmungen durchgemacht. Jede Einzelheit hat sich daher auch meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt.

Als Ungern-Sternberg und ich am Abend des 31. Januar das Schön-Hannchensche Lokal betraten, fanden wir es bis auf den letzten Platz von preußischen Offizieren besetzt. Nur dadurch, daß einige von ihnen zuvorkommend zusammenrückten, gelang es uns an einen Tisch zu kommen. Bei der Vorstellung ergab sich, daß einer der Offiziere der Oberstleutnant v. François vom 15. Regiment war, die anderen Namen habe ich vergessen.

Die Unterhaltung drehte sich natürlich um die augenblickliche politische Situation. Auf die Offiziere hatten die letzten Nachrichten von dem bevorstehenden Abschluß der unter Englands Vermittlung geführten Verhandlungen einen ebenso deprimierenden Eindruck gemacht wie auf uns. François wies auf einen Nebentisch, an dem Generalstäbler saßen und sagte: „Da haben nun die Herren mit den himbeerfarbigen Hosen wieder einmal vergeblich gearbeitet.“ Dann fügte er mit Bitterkeit hinzu: „Wir waren in der Hoffnung auf einen frischen, fröhlichen Krieg hierhergekommen und werden jetzt die Rolle von Polizisten spielen müssen.“ In ähnlicher Weise äußerten sich die anderen Offiziere, allen merkte man die bitterste Enttäuschung an.

Lange nach Mitternacht kehrten Ungern-Sternberg und ich nach Hause zurück in einer Stimmung, die schwer zu

beschreiben ist. Wir legten uns zu Bett, aber an Schlaf war nicht zu denken. Immer und immer wieder rekapitulierten wir die Ereignisse der letzten Tage, um stets von neuem zu dem Schluß zu kommen, daß jetzt alles aus sei, alles, wofür wir während der letzten Monate unsere besten Kräfte eingesetzt. Mich bedrückten außerdem schwere persönliche Sorgen. Was sollte aus Frau und Kind werden, wenn ich, wie vorauszusehen, gezwungen werden sollte, das Land zu verlassen ...

Da hörten wir von der Straße her Hufschlag von galoppierenden Pferden. Dann ein Trompetensignal ..., ein zweites ..., ein drittes. Und nun rasselte auch Trommelschlag dazwischen. Wir fuhren in die Höhe und horchten ... Jetzt wurde auf allen Seiten geblasen und getrommelt, ein Heidenlärm! Kein Zweifel, das war Alarm! Eine Zentnerlast fiel uns vom Herzen. Herr Gott im Himmel sei bedankt! Das konnte nur Krieg bedeuten!

Mit einem Satze waren wir aus den Federn. In unserer Aufregung konnten wir zuerst die Zündhölzer nicht finden um Licht zu machen und rannten gegeneinander an. Dann steckten wir die Köpfe ins Waschbecken und suchten uns mit einer Hast anzukleiden, die das Gegenteil von dem, was wir bezweckten, bewirkte. Endlich war ich fertig und ohne auf Ungern-Sternberg zu warten, der noch im Rückstand war, stürmte ich die Treppe hinunter.

Kapitel XIV

Missunde.

I.

Als ich auf die spärlich beleuchtete Straße hinaustrat — es mochte 3 Uhr morgens sein — kam das 15. Regiment mit klingendem Spiel die Holstenstraße daher. Hinter der Musik ritt der Oberstleutnant v. François. Ich trat an ihn heran. „Gehts los, Herr Oberstleutnant?“ „Gewiß,“ rief er, freudig den Degen schwingend, „es geht über die Eider.“

Ich hielt nun mit seinem Pferde Schritt. Er erzählte mir, daß die Alarmierung ganz überraschend gekommen sei und ihn aus tiefstem Schlafe erweckt habe. Auch im Hauptquartier sei man gestern noch ungewiß gewesen, ob es zum Kriege kommen werde.

An der Levensauer Brücke stockte der Marsch. Lange Kolonnen von Artillerie bewegten sich schwerfällig vor uns. Ich suchte an ihnen vorbeizukommen und es gelang mir kurz vor Gettorf die Avantgarde zu erreichen, die von dem 55. oder 58. Regiment (ich erinnere mich dessen nicht genau mehr) gebildet wurde. In Gettorf wurde eine kurze Rast gemacht. Nicht ohne Mühe ergatterte ich mir hier in dem sauberen

Wirtshaus ein derbes, norddeutsches Frühstück: Schwarzbrot, Speck und einen Doppelkümmel, das mir außerordentlich wohl tat, denn ich war allmählich mordshungrig geworden. Der Tag begann zu grauen, als wir uns wieder in Marsch setzten. An der Spitze ritten Kavalleriepatrouillen; dann folgte eine kleine Schar von Zivilisten, darunter mehrere Kieler Studenten, denen ich mich angeschlossen hatte. Wir marschierten wie bei einer Berliner Wachtparade vor der nachrückenden Infanterie.

Eine halbe Meile etwa vor Eckernförde tritt die Chaussee aus dem Walde heraus und macht eine Biegung fast im rechten Winkel. Vor uns lag die Stadt im hellen Sonnenschein. In der Föhrde aber ankerten zwei dänische Kriegsschiffe (sie hießen, wenn ich nicht irre, Geyser und Hekla) die, als sie die ersten preußischen Helmspitzen erblickten, uns einen Willkommensgruß in Gestalt einer Geschützsalve entgegensandten. Die Infanterie zog sich sofort wieder in den Wald zurück und allgemein wurde der Ruf laut: „Artillerie vor!“ Nach wenigen Minuten rasselte denn auch schon im Trabe eine Batterie heran. Sie schwenkte von der Chaussee nach dem Strande hinunter und protzte dort ab. Neugierig folgte ich ihr. Der Batteriechef maß mit den Augen die Entfernung der Schiffe und nannte den Geschützführern eine Zahl. Im nächsten Moment krachte ein Schuß. Man sah die Kugel auf der anderen Seite der Schiffe ins Wasser schlagen. Der Hauptmann nannte eine zweite Zahl, nun ging aber die Kugel zu kurz und schlug vor den Schiffen ein. Eine dritte Zahl und siehe da, der Schuß saß. Man konnte es deutlich an den splitternden Holzstücken der Schiffswand sehen. Ein donnerndes Hurra der Artilleristen! Von diesem Augenblick ab ging kein Schuß vorbei. Wohl aber setzten sich jetzt die

Kriegsschiffe, nachdem sie noch zwei oder drei Breitseiten abgegeben hatten, die aber nur die Bäume hinter uns trafen, in beschleunigte Bewegung und dampften zur Föhrde hinaus. Schuß auf Schuß folgte ihnen. Selbst als nur noch ihre Hinterseiten mehr sichtbar waren, wurde noch immer in den Spiegel hineingefeuert, zum größten Vergnügen der Kanoniere, die sich vor Heiterkeit nicht zu lassen wußten.

In Eckernförde herrschte beim Einzug unendlicher Jubel. Ob uns weißgekleidete Jungfrauen empfingen, erinnere ich mich nicht mehr, jedenfalls erwarteten uns aber im Hotel Stadt Hamburg eine Reihe weißgedeckter Tische mit ausgesuchten Speisen und Getränken, die von der Bürgerschaft den Offizieren kredenzt wurden, während die Mannschaften in den einzelnen Bürgerhäusern reichliche Verpflegung fanden. Der Bürgerworthalter (Stadtverordnetenvorsteher) Stägemann war dazu ausersehen, die erforderliche Begrüßungsrede zu halten. Er war ein gescheiter, vortrefflicher Mann, den ich schon in Hamburg als einen unserer treuesten und zuverlässigsten Vertrauenspersonen schätzen gelernt hatte. Aber er stotterte etwas, wenn er erregt wurde. Heute befand er sich in einer solchen Aufregung, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Bevor wir zu Tisch gingen, nahm er mich beiseite und sagte mir, er kö ... kö ... kö ... könne unter keinen Umständen reden; ob ich nicht die Begrüßung übernehmen wolle? Gewiß, warum nicht? Mir wurde nun an einer der Tafeln ein Ehrenplatz angewiesen. Kurz nach der Suppe erhob ich mich und hielt eine sogenannte „zündende“ Rede, in der ich im Namen der Stadt Eckernförde die Preußen als die Befreier Schleswig-Holsteins begrüßte und auf Seine Majestät ihren König ein donnerndes Hoch ausbrachte.

Es war wohl das erste Mal, daß dies auf schleswigschem Boden geschah. Ich dachte dabei an Theodor Lehmann und seinen Toast in der Kieler Harmonie im Januar 1861.

II.

Nachmittags traf ich auf der Straße Ungern-Sternberg. Er war etwas ungehalten darüber, daß ich ihn, wie er behauptete, im Stiche gelassen habe. Nachdem ich so plötzlich verschwunden, war er wieder zu Bett gegangen. Am nächsten Morgen aber hatte es auch ihn keine Ruhe mehr gelassen; er war zusammen mit dem Kirchspielvogt Borgfeld aufgebrochen, um den Truppen zu folgen und soeben in Eckernförde angelangt.

Wir schlossen uns einer Abordnung von Bürgern an, der die Aufgabe zugefallen war, den Hardesvogt Blaunfeldt — unter allen verhaßten dänischen Beamten wohl der verhaßteste — „auf den Trab zu bringen“, wie damals der technische Ausdruck lautete und erlebten nun eine Szene, wie sie sich in den nächsten Tagen überall wiederholte, wo Preußen und Österreicher einrückten und geborene Dänen sich im Amte befanden. Es ging dabei echt schleswig-holsteinisch in sehr gemessener, um nicht zu sagen gemütlicher Weise her. Eine Deputation angesehener Bürger ersuchte den betreffenden Beamten, innerhalb 24 Stunden den Ort, und zwar auf Nimmerwiedersehen, zu verlassen und fügte das feierliche Versprechen hinzu, daß ihm in diesem Falle kein Haar gekrümmt werden würde, ihm auch sein gesamtes Hab und Gut unversehrt portofrei nachgesandt werden solle. Indessen aber, sollte er dieser freundlichen Aufforderung keine Folge leisten,

so könne eine volle Garantie nicht dafür übernommen werden, daß er nach Ablauf der gestellten Frist seine sämtlichen Knochen noch beisammen habe. Ebenso gemessen, wie sie gekommen, entfernte sich dann die Deputation wieder. Unter diesem sanften Druck haben damals fast sämtliche dänischen Beamten im Herzogtum Schleswig das Feld geräumt. Zu irgend einem Exzeß ist es nirgends dabei gekommen.

Der Hardesvogt Blaunfeldt freilich sollte keine Gelegenheit haben, innerhalb 24 Stunden einen selbständigen Entschluß zu fassen. Er wurde am nächsten Tage von den Preußen als Spion verhaftet.

Als die Nacht hereinbrach, suchten Ungern-Sternberg und ich nach einem Unterkommen. Wir waren todmüde und namentlich ich spürte doch, daß ich die Nacht vorher kein Auge zugetan hatte. Aber wo eine Schlafstelle finden? Jeder verfügbare Raum in der kleinen Stadt war von den Truppen mit Beschlag belegt, in dem Hotel schliefen auf und unter dem Billard Offiziere, in dem Eßsaal war Stroh aufgeschüttet, auf dem die müden Marssöhne wie gepökelte Heringe zusammengepfercht lagen, kein Stuhl war unbesetzt. Da erbarmte sich unser der Senator Lange, den ich ebenfalls aus der Zeit der Kasematten kannte. Er flüsterte mir zu, daß in seinem Hause noch eine Dachkammer mit einem allerdings sehr primitiven Bette frei sei und bot sie mir an. Ich akzeptierte dankend und bat nur um die Erlaubnis, Kammer und Bett mit Ungern-Sternberg teilen zu dürfen. Wir erhielten nun in der Langeschen Wohnung auf dem obersten Boden eine Art von Verschlag angewiesen, kaum groß genug, um ein Bett und einen hölzernen Stuhl zu beherbergen. Da das Bett für zwei unter keinen Umständen Raum hatte, losten wir, wer es in der ersten und wer es in der zweiten

Hälfte der Nacht benutzen sollte. Ungern-Sternberg zog das längste Ende und verschwand unter der ungeheuren Federdecke. Ich setzte mich auf den hölzernen Stuhl und schlief sofort ein. Als ich um zwei Uhr durchfroren und wie gerädert erwachte, zwang ich Ungern-Sternberg trotz heftigen Protestierens das warme Nest zu verlassen und kroch nun meinerseits hinein.

Am nächsten Morgen bewirtete uns der Senator Lange mit einem sehr opulenten ersten Frühstück und dann machten wir uns auf den Weg, um den Truppen zu folgen. Es hieß, bei Missunde solle der Übergang über die Schlei erzwungen werden. Das mußten wir uns unter allen Umständen mit ansehen.

III.

Über meine Erlebnisse an diesem Tage habe ich des Abends einen Bericht niedergeschrieben, der in Nr. 9 der „Schleswig-holsteinischen Blätter" vom 3. Februar 1864 unter der Überschrift „Bericht eines Augenzeugen über das Gefecht bei Missunde" veröffentlicht worden ist und dann die Runde durch viele deutsche Zeitungen gemacht hat. Damals, nach den langen Friedensjahren, war ein Kriegsberichterstatter noch eine neue Erscheinung. Heute würde in einem ähnlichen Falle wohl jede größere Zeitung ihren eigenen Korrespondenten an Ort und Stelle gehabt haben.

Mein Bericht lautete wörtlich folgendermaßen:

„Eckernförde, 2. Februar.

„Ich kann Ihnen natürlich nur meine Erlebnisse während des heutigen Tages schildern, bin aber nicht imstande, einen detaillierten und übersichtlichen Bericht über den ganzen

Gang des Gefechtes zu geben. Ein starker Nebel machte jede Fernsicht unmöglich und über die Ereignisse, welche seitwärts von den Punkten, wo ich mich befand, vorgingen, habe ich keine zuverlässigen Nachrichten erlangen können. Ich berichte nur, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen.

„Heute morgen um halb neun Uhr machte ich mich in Begleitung mehrerer Herren aus Kiel auf den Weg, um die Brigade Canstein, die etwa eine Stunde früher den Ort verlassen hatte, einzuholen. Eben jenseits Eckernförde stießen wir auf zwei Kavallerieregimenter (Husaren und Ulanen), welche mit großer Mühe ihre nicht geschärften Pferde auf der spiegelglatten Chaussee vorwärts brachten. Es sah gefährlich aus, wenn hier und da einer der Reiter stürzte. Keiner verletzte sich jedoch erheblich.

„An dem Punkte, wo der Weg nach Missunde von der Eckernförde-Schleswiger Chaussee abbiegt, war die Infanteriebrigade konzentriert. Es befanden sich dort Bataillone vom 15., 35. und 60. Regiment. Die Soldaten hatten auf einer großen Koppel ihre Gewehre in Pyramiden zusammengestellt, hatten mehrere Feuer angezündet und suchten sich gegen die Kälte durch lustige Sprünge zu schützen. Es gewährte einen prächtigen Anblick, als nun auch die Kavallerie auf die Koppel schwenkte und ihre Pferde, nachdem abgesessen, in langen Reihen aufstellte — ein buntes, interessantes Durcheinander. Die Truppen waren in der besten Stimmung. Es wurde getanzt und gesungen und mancher gute und schlechte Witz gerissen. Auf eine Frage, wo sich Prinz Friedrich Karl befinde, hieß es: „Wo sollt' er wohl sein! Der ist immer ganz vorne, wenn's gilt." Etwa um 11 Uhr (genau kann ich für meine Zeitangaben nicht einstehen) kamen mehrere Adjutanten herangesprengt und überbrachten dem General

v. Canstein den Befehl zum Vorrücken. Die Massen setzten sich in Bewegung. Voran der General, dann folgte ein kleines Häuflein Zivilisten, dann die Infanterie. Den Schluß bildeten die Ulanen und Husaren. „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest uns zum frühen Tod!“ Es war ergreifend, die melancholischen Klänge dieses alten Soldatenliedes in einem Augenblick zu hören, wo voraussichtlich mancher der frischen Burschen, die jetzt mit kräftiger Stimme sangen, dem frühen Tode geweiht war.

„Vorsichtig rückten wir vor. Ordonnanzen, den Karabiner in der Hand, kamen im gestreckten Galopp herangejagt und rapportierten über die Stellung der Dänen. So marschierten wir durch das Kirchdorf Cosel hindurch. Hinter demselben wurde Halt gemacht. Wir ließen das Gros der Truppen zurück und schlossen uns einem Bataillon des 15. Regiments an, welches Order erhalten hatte, sich hinter den letzten Höhen vor Missunde aufzustellen. Schon vor Cosel hatten wir einige Kanonenschüsse gehört. Jetzt donnerte es häufiger. Die Kugeln schwirrten pfeifend durch die Luft und schlugen rechts und links vom Wege in die Erde hinein. Eine Vollkugel, welche dicht über unsere Köpfe weggegangen war, schlug in die Coseler Aue hinein und tanzte zischend auf der Eisfläche.*)

*) Ungern-Sternberg in seinen mehrfach zitierten Erinnerungen schildert diese Szene folgendermaßen: „Wir befanden uns im Gespräch mit einem ganz vorn reitenden Offizier und verstanden, uns nichts Arges zu denken, da krachte es plötzlich wie aus einem schweren Geschütz; ein mächtiges Geschoß sauste über unsere Köpfe hinweg und bohrte sich etwa 150 Schritt weiter in den gefrorenen Boden des mit dünnem Schnee bedeckten Ackers. Der Offizier verzog keine Miene und die Truppe (westfälisches Fußvolk) setzte ihren Weg ohne das mindeste Zeichen von Erregung fort; die Wirkung auf die Zivilisten aber war „magisch“ zu nennen. Alles begann sich nach rückwärts zu retten, und die Gangart wurde um so schneller, als dem ersten Kanonenschuß rasch mehrere andere

„Auf den Höhen dicht vor Missunde waren Pioniere beschäftigt, für die Artillerie den Weg zu ebnen und den Erdwall zu durchbrechen. Die Infanterie stellte sich in der Niederung zu beiden Seiten des Weges auf. Die Luft war rauh und kalt. Erst am Abend vorher waren die Truppen nach einem forcierten Marsch in Eckernförde eingerückt. Sie hatten keine Quartiere mehr erhalten können und hatten daher fast gar keine Ruhe gehabt. Nichtsdestoweniger waren sie in der besten Stimmung. Als die Kanonenschüsse der Dänen in immer kürzeren Zwischenräumen aufeinander folgten, hörte allerdings das Singen und Scherzen auf. Die Leute

---

folgten. Wir waren unvermerkt in den Bereich der dänischen Schanzen über der Schlei geraten und der lang ersehnte Kampf war plötzlich entbrannt. Wir beide hätten auch besser getan, uns zu entfernen, denn zu tun gab es für uns nichts. Der gleichfalls anwesende „Times"-Korrespondent, Mr Oliphant, handelte jedenfalls ganz verständig, als er sich mit den Worten „They will concentrate their fire here" — empfahl. Als alte Korpsstudenten konnten wir uns aber nicht entschließen, im Augenblick der Gefahr zu weichen, sondern blieben bei der nun Halt machenden Truppe stehen. Die Offiziere hatten sich auf dem Knick an der Straße niedergelassen; wir traten zu ihnen, es folgte eine etwas verlegene Pause. „Wollen Sie bei uns bleiben, meine Herren?" fragte dann einer von ihnen. „Wenn es erlaubt ist, ja." „Nun, dann werden Sie tüchtig ins Feuer kommen" Weiter wurde nicht mehr gesprochen Inzwischen war eine Batterie Feldartillerie herbeigerasselt, hatte Aufstellung genommen und nach den Schanzen zu zu feuern begonnen, was die Dänen, die nun wußten, wo wir waren, veranlaßte, uns mit Geschossen aller Art zu überschütten Es pfiff und prasselte unsinnig über den Weg. Der angerichtete Schaden war zwar nicht so groß als der Lärm; einige Leute aber wurden doch getroffen; einen Unteroffizier sah ich unmittelbar neben mir fallen Behaglich war uns beiden dabei nicht zu Mute; den jungen Soldaten ebensowenig, die die schwere Aufgabe hatten, untätig im Feuer zu stehen. Furcht ließ keiner von ihnen blicken; wir wurden aber doch ganz naiv gefragt, weshalb wir denn eigentlich da seien, da uns keine Verpflichtung hielte."

wurden immer ernster. Aber nirgends zeigte sich eine Spur von Aufgeregtheit oder gar Zaghaftigkeit. Die Gemeinen traten an die Offiziere heran und erkundigten sich nach der Lage der Schanzen, nach der Stärke des Feindes, nach der Tragfähigkeit der gezogenen Geschütze usw. Mit der größten Bereitwilligkeit erteilten die Offiziere Auskunft. Nach Verlauf einer guten Stunde hieß es endlich, die langerwartete Artillerie sei da. Eine endlose Reihe von Geschützen rasselte heran. Oberstleutnant v. Hartmann (vom 60. Regiment) trat zu den Offizieren vom 15. Regiment und teilte ihnen mit, er habe sich nahe an die dänischen Verschanzungen herangeschlichen und habe bemerkt, daß die vorderste (wahrscheinlich der Brückenkopf von Missunde) mit sieben Geschützen armiert sei. Die Füsiliere der Infanterieregimenter seien beordert, bis auf etwa 400 Schritt an die feindlichen Werke heranzuschleichen und die Bedienung der Geschütze aufs Korn zu nehmen. Möglicherweise werde es schließlich noch zu einem Bajonettangriff kommen. Während er noch sprach, hatten schon einige preußische Batterien abgeprotzt und das Feuer eröffnet. Die Infanterie zog nun etwas weiter westlich um die Höhen herum. Als sie sich, fertig zum Gefecht, in langen Linien aufgestellt hatte, kam ein Sergeant vom 1. Bataillon des 15. Regiments zu mir heran und fragte mich, ob ich sein Testament in Verwahrung nehmen wolle. Es war auf ein kleines Stück Papier geschrieben und enthielt neben Dispositionen über seine Habe und Güter die Bemerkung: „Bitte meiner Schwester in Mühlhausen die Nachricht zu geben, daß ich am 2. Februar bei Missunde als braver Soldat gefallen bin.“ „Sie werden sehen, ich komme nicht wieder“, fügte er hinzu, als er mir das Papier überreichte. Ich riet ihm, das Testament dem Bataillonsarzt zu geben, was denn auch geschah. Leider

habe ich später nicht erfahren können, wie es dem wackeren Sergeanten während des Gefechts ergangen ist. Hoffentlich hat sich seine trübe Ahnung nicht erfüllt.

„Nachdem wir geraume Zeit der eigentümlichen Musik der Kugeln gelauscht hatten, die immer dicht über unseren Köpfen hinwegpfiffen, begaben wir uns wieder auf die Landstraße, wo Pferde und Geschütze sich drängten und jeden Augenblick eine Stockung eintrat. Während wir uns mit mehreren Artilleristen unterhielten, welche über die unvermeidliche Zögerung ungeduldig waren, stürzte einige Schritte von uns entfernt ein Unteroffizier (sein Name war Lerm) von einer Musketenkugel durchs Herz getroffen, lautlos zu Boden. Wahrscheinlich hatten sich, begünstigt durch den undurchdringlichen Nebel, der noch immer die Gegend bedeckte, einige dänische Tirailleurs von der Ornumer Mühle her an die Landstraße herangeschlichen. Mehrere preußische Jäger machten sich sofort auf den Weg, um diesen hinterlistigen Burschen das Handwerk zu legen. Mit vieler Mühe wanden wir uns zwischen den immer noch nachrückenden Batterien hindurch. Etwas weiter südlich hielten in einer Niederung die roten Husaren, schmucke Leute auf schmucken Pferden. Die Offiziere hatten sich auf eine Anhöhe begeben, um von dort den Gang des Gefechts zu beobachten. Durch den dicken Nebel hindurch konnte man aber nur das Blitzen des Geschützfeuers sehen. In Cosel, wohin wir endlich gelangten, war rasch ein Feldlazarett im Schulhause eingerichtet worden. Die äußerst zweckmäßig konstruierten Krankenwagen brachten fortwährend Schwerverwundete dorthin. Unter den ersten befand sich der Oberstleutnant v. François vom 15. Regiment, mit dem ich noch beim Beginn des Gefechts mich unterhalten hatte. Ihm war das Kinn zerschossen worden. Der Kirch-

hof, welcher sehr hoch liegt, war ganz mit Zivilisten bedeckt, die viele Meilen weit hergekommen waren, um sich den Kampf in Gemütsruhe zu betrachten. Nachdem ich im Wirtshause, wo ein tolles Gedränge von Husaren, Ulanen, Artilleristen und Jägern herrschte, mir glücklich aber mit vieler Anstrengung Frühstück in Gestalt eines Stückes Schwarzbrot und eines Kümmels erobert hatte, begab ich mich wieder auf den Marsch gegen Missunde. Der Nebel hatte sich etwas verzogen. Dafür fiel aber ein feiner, prickelnder Regen, der ebenso unangenehm wirkte. Etwa 1000 Schritt hinter Cosel lag ein gefallener Artillerist am Wege. Eine verirrte Kanonenkugel hatte ihn niedergestreckt. Je näher ich dem eigentlichen Schauplatz des Gefechtes kam, desto häufiger begegneten mir Tragbahren mit Toten und Verwundeten. Einem Artillerieoffizier war das halbe Gesicht weggerissen worden; der Anblick der Leiche war entsetzlich. Auch ein Offizier von den roten Husaren wurde vorbeigetragen (es war ein Graf v. d. Gröben, wie mir gesagt wurde). Ein Schuß durch den Unterleib hatte ihn getötet. Ich ging eine Anhöhe hinauf, von der ich, bei dem fortwährenden Regen allerdings nur in undeutlichen Umrissen, die dänischen Schanzen erkennen konnte. Ein Artillerieoffizier, dessen Batterie auf dem Wege hielt, gesellte sich zu mir. Er entfernte sich jedoch bald wieder, um zu seinen Leuten zurückzukehren. Während er fortging, platzte eine Granate zu seinen Füßen und bespritzte ihn von oben bis unten mit Erde. Vergeblich bemühte er sich, sein Gesicht zu reinigen. Er sah aus wie ein Mohr, als er unter dem fröhlichen Lachen seiner Leute zu der Batterie zurückkehrte. Ich hielt es jetzt auch für rätlicher, ihm zu folgen. Etwas weiter zurück auf einem hohen Knick sah ich Mr. Oliphant, den bekannten Berichterstatter der „Daily News“

und einige andere Korrespondenten stehen. Zu diesen Herren verfügte ich mich. Auch von dort konnte man den Kampf beobachten. Wir sahen jetzt die Infanterie sich rasch gegen die dänischen Schanzen vorwärts bewegen. Wir glaubten ihre Signalhörner und ihr Hurra zu hören. Mit der größten Spannung folgten wir ihren Bewegungen. Plötzlich schwiegen die preußischen Geschütze. Aber auf der dänischen Schanze blitzte es von mehreren Punkten hell auf. Die Infanteriemassen bewegten sich zurück. Nur für wenige Augenblicke jedoch. Dann ging es wieder vorwärts. Wir sahen noch einmal die dänischen Geschütze blitzen und dann entschwand die Infanterie unseren Blicken. Sie hatte sich wahrscheinlich wieder in die Niederungen zurückgezogen. Noch einigemal donnerten die preußischen Geschütze. Dann hörten wir zum Aufprotzen blasen. Die Batterien kamen im Schritt zurück. Auch wir gingen jetzt langsam auf Cosel zu.

„Auf einem Kreuzweg vor dem Dorfe hielt Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe. Er grüßte die vorüberziehenden Truppen und rief einzelne Offiziere mit Namen. In Cosel selbst formierten sich die Regimenter wieder. Ich traf dort einige meiner Bekannten vom 15. Regiment. Sie waren wacker im Feuer gewesen und hatten große Verluste zu beklagen. Ein Leutnant erzählte, daß beim Vorgehen gegen die Schanzen sein Zug allein 16 Mann verloren habe. Auch das 60. Regiment mußte nach den Angaben der Offiziere, die ich sprach, außerordentlich gelitten haben. Die Mannschaften waren bei alledem guter Dinge. Überhaupt muß ich bemerken, daß die Haltung des preußischen Militärs während des ganzen Tages musterhaft war. Offiziere wie Gemeine benahmen sich mit der Kaltblütigkeit und Sicherheit von alten kriegsgewohnten Soldaten. Sie waren dabei höflich und zuvorkommend gegen

uns Zivilisten und zeigten keinen Augenblick eine Spur von Frivolität oder gar Roheit. Ebenso fiel mir das gute kameradschaftliche Verhältnis der Offiziere und Soldaten zueinander auf. Diesen überaus günstigen Eindruck machten die preußischen Truppen auf alle, welche sie heute sahen.

„Ich schließe hiermit meinen Bericht, denn es wird Sie wenig interessieren, meine weiteren Erlebnisse am heutigen Tage zu erfahren.“

Diese Erlebnisse bestanden auch nur darin, daß ich auf dem leer gewordenen Protzkasten eines Geschützes, das im heftigsten Feuer gewesen war, dank der freundlichen Aufforderung der übrig gebliebenen Kanoniere, nach Eckernförde zurückfuhr, dort im Hotel meinen Bericht schrieb und dann wieder mein gestriges Nachtlager beim Senator Lange aufsuchte. Ungern-Sternberg war mit dem Grafen Christian Rantzau, der uns in Eckernförde begegnete und auf seinem Wagen noch einen Platz frei hatte, nach Kiel gefahren. Ich kehrte dorthin am nächsten Morgen zurück.

Kapitel XV.

Wie ich Landvogt wurde.

I.

Nach Räumung der Danewirke durch die Dänen wurde in Schleswig eine preußisch-österreichische oberste Zivilbehörde eingesetzt. Als Zivilkommissare fungierten für Preußen: Freiherr von Zedlitz, für Österreich: Graf Revertera.

Die erste und vornehmste Aufgabe der obersten Zivilbehörde mußte es sein, die Verwaltung in geregeltem Gange zu erhalten, sie aber zugleich den Interessen der deutschen Großmächte dienstbar zu machen. Unter den 571 weltlichen Beamten im Herzogtum Schleswig befanden sich 541 geborene Dänen. Von diesen konnte nicht nur keine Unterstützung, sondern nur der hartnäckigste passive Widerstand erwartet werden. Ihre Beseitigung, wenigstens soweit sie sich in höheren leitenden Stellungen befanden, war daher eine unabweisliche Notwendigkeit. Aber auch unter den 30 geborenen Schleswig-Holsteinern war kaum einer, der vertrauenswürdig genug erschien, um im Amte belassen zu werden. Im Gegenteil, gerade sie hatten durch ihr brüskes, ein fanatisches Dänentum zur Schau tragendes Verhalten den größten Haß der Bevöl-

kerung auf sich gezogen und erschienen noch unzuverlässiger, wie die geborenen Dänen.

Es lag nahe, die 1851 von den Dänen vertriebenen Beamten zurückzurufen, welche in Preußen ein Unterkommen gefunden hatten. Von ihnen wurde z. B. der frühere schleswig-holsteinische Kriegsminister Jacobsen Amtmann in Schleswig, Theodor Storm Landvogt in Husum. Aber ihre Zahl war gering. Man mußte sich nach Holstein wenden, um unter den dortigen Beamten und Advokaten den nötigen Ersatz für die in Schleswig entlassenen Beamten zu finden. Natürlich leisteten namentlich die jüngeren unter ihnen einem solchen Rufe freudig Folge. Sie erfüllten damit nicht nur eine patriotische Pflicht, sondern sorgten dadurch auch für ihr eigenes Fortkommen. In Scharen zogen die holsteinischen Beamten, namentlich die Amtssekretäre über die Eider.

Auch mich litt es nicht länger in Kiel. Jetzt, wo die eisernen Würfel gefallen waren, war ich der berufsmäßigen Schreiberei satt und sehnte mich nach praktischer Betätigung im Staatsdienst. Nachdem ich mein Verhältnis zu den „Schleswig-holsteinischen Blättern“ gelöst hatte (deren Redaktion inzwischen an Dr. Handelmann übergegangen war), machte ich mich, es war am 9. Februar 1864, auf den Weg nach Schleswig, um mich den preußisch-österreichischen Zivilkommissaren zur Verfügung zu stellen. Ungern-Sternberg entschloß sich, mich zu begleiten. Die Eisenbahn konnten wir bis Rendsburg benutzen. Von dort ab war sie durch die Dänen beim Beginn der Feindseligkeiten zerstört worden.

In Rendsburg trafen wir im Hotel Bergmann verschiedene Bekannte, unter ihnen Römer. Es wimmelte von sächsischen, preußischen und österreichischen Offizieren. Die sächsischen in ihren neuen hellblauen, blitzblanken Uniformen,

glatt wie aus dem Ei geschält, kontrastierten seltsam mit den preußischen und österreichischen, die abseits für sich saßen und mit ihren beschmutzten Röcken, aufgekrempelten Hosen usw. eine gewisse, nicht unberechtigte Koketterie trieben. Der Gegensatz wurde noch auffallender, als ein leicht verwundeter österreichischer Offizier eintrat und, den Arm in der Binde, den weißen Waffenrock mit Blut bespritzt, sich leicht gegen die Sachsen verneigte und dann am Tische seiner Kameraden Platz nahm. Die Sachsen starrten ihn mit verdrießlicher Neugier an, er aber, im Vollgefühl eines wirklichen Feldsoldaten, warf ihnen einen Blick zu, wie ihn ein Korpsstudent einem Wingolfiten zu schenken pflegt:

Wer nicht lieben, trinken und fechten kann,
Den sieht der Bursch voll Mitleid an!

Ich bat den Wirt, mir, es koste, was es wolle, einen Wagen für die Weiterfahrt nach Schleswig zu verschaffen, erhielt aber die Antwort, daß dies ganz unmöglich sei, da die Truppen alles, was an Fuhrwerk vorhanden, requiriert und mit gen Norden genommen hätten; in der ganzen Stadt befänden sich nur zwei Bauernwagen aus Holstein, die aber bereits von den Johannitern mit Beschlag belegt seien.

Nun war guter Rat teuer. Es blieb nichts übrig wie der Versuch, den Weg nach Schleswig zu Fuß zurückzulegen. Draußen herrschte ein Hundewetter. Der Schnee wirbelte durch die Straßen und war bei dem starken Frostwetter mit harten Schloßen vermischt, der Wind blies aus Norden, mir gerade entgegen. Ich konnte kaum darauf rechnen, den vier Meilen langen Weg in 7—8 Stunden zurückzulegen.

Während ich, die Reisetasche bereits umgehangen, noch unschlüssig dastand, sagte **Römer**: „Aber was wollen Sie denn eigentlich in Schleswig? Wie lange können Sie dort

antichambrieren! Treiben Sie doch lieber Politik auf eigene Faust. Verjagen Sie doch z. B. Ferdinand v. Krogh aus Stapelholm und werfen sich dort zum Landvogt auf!"

Römer scherzte nur. Mir aber kam wie ein erleuchtender Blitz der Gedanke, seinen scherzhaften Vorschlag ernst zu nehmen, denn er erschien mir durchaus nicht unausführbar.

Ferdinand v. Krogh war einer der bestgehaßtesten Beamten im Herzogtum Schleswig. Obwohl Deutscher von Geburt, galt er als eins der willigsten und fügsamsten Werkzeuge des dänischen Polizeiregiments. Durch und durch frivol und unübertroffen in der Kunst des Sportulierens betrachtete er seine amtliche Tätigkeit in Süderstapel eigentlich nur als ein Mittel, jährlich einige Wochen oder Monate in Kopenhagen oder Paris ein Sybaritenleben führen zu können. Bei seiner großen persönlichen Gewandtheit mußte man mit der Möglichkeit rechnen, daß es ihm gelingen werde, sich in das Vertrauen der österreichisch-preußischen Zivilkommissare einzuschleichen und auch unter dem neuen Regime seine unheilvolle Tätigkeit fortzusetzen. Dies zu verhindern, erschien daher als ein verdienstliches Werk und auf der anderen Seite hatte der Gedanke, als Landvogt an seine Stelle zu treten, für mich um so mehr etwas Verlockendes, als ich annehmen durfte, in der Landschaft Stapelholm als Sohn meines Vaters mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

Nach kurzer Überlegung sagte ich deshalb: „Römer, Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus. Ich gehe nach Süderstapel." Und damit griff ich nach Hut und Stock.*)

Aber ehe ich noch die Tür erreicht hatte, öffnete sich diese und herein trat ein völlig beschneiter Mann. Es war

*) Vergl. Ungern-Sternbergs Erinnerungen bei Velhagen & Klasing, wo diese Szene ebenfalls geschildert wird.

der Maler Magnussen aus Hamburg, den ich in den Kasematten kennen gelernt hatte. Er erzählte uns, daß er mit einer großen Quantität Liebesgaben von Hamburg hierhergekommen sei und den Österreichern zu folgen beabsichtige. Auf vieles Bitten sei ihm von den Johannitern einer der von ihnen requirierten Wagen überlassen worden. Jetzt aber habe er zu seinem Leidwesen erfahren, daß die Brücke bei Sorgbrück für Fuhrwerk nicht passierbar sei. Um nach Schleswig zu kommen, müsse man über Hohn und Kropp fahren und weder er noch sein Fuhrmann kennten den Weg. Er riskiere daher nicht, heute nachmittag noch aufzubrechen.

Der kam wirklich wie gerufen. Ich schlug ihm sofort vor, ein Kompagniegeschäft zu machen. Eine Viertelstunde von dem Wege zwischen Hohn und Kropp, den er einschlagen wollte, liegt Johannisberg. Bis dahin als Wegweiser zu dienen, erklärte ich mich bereit. Ferner proponierte ich, auf Johannisberg gemeinsam zu übernachten; am nächsten Morgen könne er sich dann ja nach Schleswig, ich mich nach Süderstapel wenden. Magnussen ging mit Freuden auf meine Vorschläge ein und eine halbe Stunde später rollte sein Wagen vor die Tür.

Ehe wir abfuhren, kaufte ich noch eine Pferdedecke, schnitt ein Loch in die Mitte und steckte den Kopf hindurch. Magnussen folgte meinem Beispiel. So gepanzert, konnten wir mit Gemütsruhe den Unbilden des Wetters entgegensehen.

Es war eine abenteuerliche Fahrt. Der Wagen war vollgepfropft von Kisten und Kasten, Säcken und Körben — alles mit Liebesgaben gefüllt. Vorn balancierte der Fuhrmann auf einer Tonne, hinten hatten Magnussen und ich uns Sitze aus Säcken und Stroh bereitet. Unsere Equipage glich einer Marktfuhre auf ein Haar.

Kaum hatten wir die Rendsburger Forts hinter uns, so brach auch schon die Nacht herein. Trotz meiner genauen Terrainkenntnis wurde es mir doch schwer, im Schneesturm den Weg zu finden und mehr als einmal lagen wir im Graben. Noch bedenklicher wurde die Sache, als wir bei Friedrichsholm in die Niederung gelangten, die von den Dänen zum Schutze der Danewirkestellung unter Wasser gesetzt war. Hier wurde die Fahrt geradezu lebensgefährlich. Völlig durchnäßt und halberfroren trafen wir nach Mitternacht auf Johannisberg ein.

Alles hatte sich hier bereits zur Ruhe gelegt, geriet aber natürlich bei unserem Erscheinen in lebhafteste Bewegung. Nachdem wir bei Schwerdtfegers Garderobe eine Anleihe gemacht und unsere Anzüge gewechselt hatten, saßen wir bald bei einem dampfenden Glase Grog in großer Gemütlichkeit beisammen. Die Ereignisse der letzten Monate wurden lebhaft besprochen und Pläne für die Zukunft gemacht.

Als ich beiläufig hinwarf, daß ich Landvogt von Stapelholm zu werden beabsichtige, erregte das große Sensation. Meine Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, Schwerdtfeger aber erhob entschiedenen Widerspruch. Er nannte meine Idee phantastisch und warnte namentlich davor, auf irgend eine Unterstützung von seiten der Stapelholmer selbst zu rechnen. Diese seien politisch viel zu indifferent, um sich für die Sache des Herzogs oder gar für meine Person in irgendwelche Unkosten zu stürzen. Ich laufe Gefahr, ein lächerliches Fiasko zu erleiden, wenn ich hier selbständig vorgehe.

Schwerdtfegers Einwendungen machten mich in meinem Entschluß nicht wankend. Ich gab aber scheinbar nach und erklärte, die Sache noch einmal beschlafen zu wollen.

II.

Am nächsten Morgen wurde ich frühzeitig geweckt. Vor meinem Bette standen Schwerdtfeger und der Doktor Hansen aus Erfde. Dieser, ein großer, breitschultriger Mann mit einer eigentümlich rauhen Stimme, hatte aus seiner deutschen Gesinnung nie ein Hehl gemacht und war mit den dänischen Behörden wiederholt in Konflikt geraten. Zwischen ihm und dem Pastor Christiansen in Erfde,*) einem Mann, der, wenn auch nicht dänisch gesonnen, doch viel zu vorsichtig war, um sich nach oben hin mißliebig zu machen, bestand seit Jahren eine unverhüllte Feindschaft. Hansen hatte sich schon vor Tagesgrauen aufgemacht, um die Unterstützung Schwerdtfegers für eine in Aussicht genommene Proklamierung des Herzogs zu erbitten. Der Herzog müsse in Erfde proklamiert werden, sagte er, er habe aber nicht Ansehen und Einfluß genug, um dies bei dem Widerstreben des Pastors Christiansen mit Erfolg zu bewirken. Sein dringender Wunsch sei nun, daß Schwerdtfeger die Sache in die Hand nehmen möge. Wenn ich gleichfalls mitwirken wolle, sei ihm das außerordentlich willkommen. Selbstverständlich war ich hierzu bereit.

Nachdem wir rasch gefrühstückt und uns von Magnussen verabschiedet hatten, bestiegen wir drei einen leichten

*) Die Landschaft Stapelholm zerfiel in drei Kirchspiele mit neun großen bäuerlichen Gemeinden. Das Kirchspiel Süderstapel enthielt die Dorfschaften Süderstapel, Norderstapel, Seeth und Drage, das Kirchspiel Bergenhusen die Dorfschaften Bergenhusen und Wohlde, das Kirchspiel Erfde die Dorfschaften Erfde, Bargen und Thielen. Erfde war das größte und wohlhabendste Kirchdorf.

Schlitten und jagten über die Schneefläche nach Erfde. Es war ein sonnenheller, klingender Wintertag, die Luft klar, aber beißend scharf, so recht ein Wetter, um den Kopf hell und das Herz elastisch zu machen. Während der Fahrt wurde die Inszenierung des geplanten großen Ereignisses verabredet, und mir die Hauptrolle dabei zugeteilt.

Als wir in Erfde anlangten, standen schon Gruppen von Bauern auf der Straße. Wenn ich nicht irre, war es Sonntag. Es kann aber auch sein, daß die Erwartung ungewöhnlicher Begebenheiten die Leute aus den Häusern getrieben hatte. Kaum waren wir beim Wirtshause vorgefahren, als Dr. Hansen mit einer Miene, die einem Darsteller des Brutus Ehre gemacht haben würde, auf den Marktplatz des Dorfes schritt und die Bauernglocke zu läuten begann. Damals (ob dies jetzt noch der Fall ist, weiß ich nicht) befand sich inmitten jedes Dorfes der Landschaft ein turmartiges, hölzernes Gerüst, in dem eine große Glocke hing. Diese Glocke ward bei Sturm und Brand gerührt, sie diente aber auch dazu, die „Achtmänner" des Bauerngelags und das Bauerngelag selbst zusammenzurufen. Schwere Strafen bedrohten denjenigen, der unbefugterweise den Glockenstrang berührte.

Hansen also läutete „Sturm und Brand", und kaum war eine Viertelstunde vergangen, so war Jung und Alt, Weib und Kind, alles was Beine hatte im Dorf, zusammengerannt. Hansen forderte die Anwesenden auf, sich ins Schulhaus zu begeben. Der von ihm ins Komplott gezogene Lehrer hatte die Schulstube mit einigen Fahnen und Bändern dekoriert, — es kommt mir sogar vor, als ob ein Bild des Herzogs vorhanden gewesen sei.

Nachdem die Bauern auf den Schulbänken, so gut es ging, Platz genommen hatten, während die Jungens draußen

ihre Nasen gegen die Fensterscheiben drückten, bestieg mein Schwager Schwerdtfeger das Katheder und rief mit einer Stimme und einer Haltung, als wenn er vor der Schwadron stände, er sei gekommen, um die Anwesenden aufzufordern, dem Beispiel ihrer Brüder in Holstein zu folgen, und den „Herzog" zu proklamieren. Vorher aber wolle er mir, der ihnen ja allen bekannt sei, und der die ganze Sache „aus eigener Anschauung" durchgemacht habe, das Wort erteilen.

Ich stieg nun auf eine Schulbank und begann zu reden. Möglichst kurz und drastisch versuchte ich die Ereignisse in Holstein zu schildern, die Vorzüge und Tugenden des Herzogs ins Licht zu setzen und die Anwesenden glücklich zu preisen, daß sie, vom dänischen Joch befreit, unter die Herrschaft eines so ausgezeichneten Regenten geraten würden. Dabei ließ ich einfließen, daß jeder in seinem Kreise die Pflicht habe, das Seinige zu tun, um den Anbruch dieses neuen Tages herbeizuführen, die Wege ihm zu ebnen und nicht länger zu dulden, daß dänische Beamte auf deutschem Boden das Regiment führten.

Der Effekt meiner Rede war ein ganz überraschender. Wir hatten verabredet, daß, wenn ich geendet, Schwerdtfeger die Anwesenden auffordern sollte, sich insgesamt auf den Marktplatz zu begeben und dort, unter Gottes freiem Himmel den Herzog auszurufen. Ich schloß daher nicht mit einem Hoch auf den Herzog. Während meiner Rede aber wurde mir klar, daß sie durch ein Hoch zum Abschluß gelangen müsse, und, da mir in der Eile nichts Besseres einfiel, so schien es mir am zweckmäßigsten, die Anwesenden selbst, wenigstens indirekt, hochleben zu lassen. Ich schloß daher mit der Wendung, daß es mir eine große Genugtuung sei, heute inmitten einer Bevölkerung zu weilen, welche von jeher

patriotisch gesonnen gewesen, und welche, wie keine andere, Einsicht und Tatkraft miteinander verbinde usw. und brachte der Landschaft Stapelholm, in deren Nähe meine Wiege gestanden, ein Hoch.

Die Menge fiel mit Getöse ein. Ein dreimaliges Hoch erschallte. Dann rief plötzlich eine Stimme: „Und der Advokat Tiedemann soll auch leben! und er soll unser Landvogt werden! Hoch!“ Und war nicht geschrieen, so wurde jetzt geschrieen.

Alles strömte nun auf den Marktplatz, wo Dr. Hansen jetzt seine Rede halten und dem Herzog ein Hoch bringen sollte. Aber die Gedanken der Leute hatten inzwischen eine andere Richtung bekommen. Der Herzog interessierte sie eigentlich wenig; er war ihnen ein fremder Begriff, an den sie sich erst allmählich gewöhnen mußten, dessen Bedeutung ihnen noch keineswegs klar war. Weit näher als der Herzog stand ihnen der Landvogt und der Gedanke, den ebenso gehaßten wie gefürchteten Krogh von seiner erhabenen Höhe herunterzureißen und mich an seine Stelle zu setzen, hatte gezündet. Auch sehr persönliche Motive spielten mit. Einer der größten Schreier am heutigen Tage hatte seit Jahren eine Wirtschaftskonzession — bisher immer vergeblich — zu erhalten gewünscht; er drängte sich jetzt an mich heran und trug mir, als ob ich bereits Landvogt sei, sein Anliegen vor.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Dr. Hansens äußerst pathetische Rede einen geringen Eindruck machte. Man rief allerdings: Hurra! als er endlich „im Namen des Rechtes und der Freiheit“ den Herzog proklamierte. Die meisten wendeten sich aber sofort wieder meiner Person zu und fragten mich, was nun zu tun sei.

Die Antwort hierauf war nicht leicht. Der direkte Weg von Erfde nach Süderstapel war vollständig unter Wasser gesetzt. Schon seit acht Tagen hatte jede Verbindung zwischen beiden Ortschaften aufgehört. Nur auf meilenweiten Umwegen war es also möglich, den Sitz des Landvogts zu erreichen. Der Vorschlag, zu seiner Vertreibung sofort mit der ganzen jungen Mannschaft aufzubrechen, mußte daher von der Hand gewiesen werden. Zweifelhaft erschien es ferner, wie die übrigen Kirchspiele über eine gewaltsame Vertreibung des Landvogts denken würden. Es war nicht unwahrscheinlich, daß bei der bekannten Rivalität zwischen Süderstaplern und Erfdern erstere die Partei des Herrn v. Krogh nehmen würden, und daß es dann zu einer riesigen Keilerei kommen müsse, lag auf der Hand. Endlich war man ganz ohne Nachricht darüber, ob Herr v. Krogh sich wirklich noch in Süderstapel aufhalte, oder ob er sich nicht, was eigentlich anzunehmen war, mit den abziehenden dänischen Truppen entfernt hatte.

Ich suchte daher die jetzt schon etwas aufgeregten Gemüter zu beruhigen und erklärte, ich müsse mir vorbehalten, weitere Instruktionen zu erteilen. Zunächst könne ich nur meinen Dank für das mir entgegengebrachte Vertrauen aussprechen; ich sei bereit, wenn notwendig, die tatkräftige Unterstützung der Erfder in Anspruch zu nehmen. Mir war inzwischen nicht entgangen, daß einige ältere und angesehene Bauern, namentlich der Bauernvogt Paulsen, Gesche Tielsen u. a., welche sich überhaupt sehr zurückhaltend benahmen, mich mit einigem Mißtrauen betrachteten. Es mußte mir vor allen Dingen daran liegen, diese zu gewinnen, denn daß die lärmende Begeisterung der jüngeren Hitzköpfe morgen verraucht sein würde, war klar.

Allmählich waren verschiedene Tonnen Bier und Branntwein geleert. Der Tatendurst der Jüngeren wuchs mit jeder Minute, und die sprichwörtliche Liebhaberei der Stapelholmer für blutige Köpfe schien ihr Recht haben zu wollen. Plötzlich wurde der Vorschlag laut, dem Pastor Christiansen zu Leibe zu gehen, diesem „Dänenfreund“, diesem „Schleicher.“ Fast schien es mir, als ob Dr. Hansen der Urheberschaft dieses Gedankens nicht ganz fremd sei. Tumultuarisch erhoben sich die jüngeren Bauern, griffen nach Stöcken und Stühlen und wollten sich so bewaffnet auf die Straße stürzen (wir saßen nämlich schon seit geraumer Zeit in dem großen Tanzsaal des Wirtshauses). Einige schrieen, sie würden im Pastorat alles kurz und klein schlagen, andere wollten den Pastor lebendig oder tot über die Grenze bringen. Das Verderben schien seinen Lauf nehmen zu wollen.

In diesem kritischen Moment erhob ich mich und bat mit Stentorstimme ums Wort. Es sei nur recht und billig, rief ich, daß die dänischen Beamten, welche das Volk geschunden hätten, mit Gewalt, wenn es sein müsse, dahin zurückgejagt würden, woher sie gekommen. Was aber habe Pastor Christiansen verbrochen? sei er ein Däne? habe er sportuliert? was könne man ihm vorwerfen, als daß er ein schwacher Mann sei, der sich vor dem Landvogt tiefer gebückt habe, als notwendig? sei das ein Grund, ihm die Knochen entzweizuschlagen? Die heutige hohe, patriotische Festfreude dürfe nicht getrübt werden. Und kurz und gut, jeder, der dem Pastor Christiansen ein Haar krümme, werde es mit mir zu tun bekommen.

Nur verdrießlich standen die Heißsporne von ihrem Vorhaben ab. Aber viele der Älteren, welche sich bisher im Hintergrund gehalten, traten jetzt auf mich zu, schüttelten

mir die Hand und dankten mir für meine Intervention. Sie hatten den Eindruck, ich würde als Landvogt meine Sache verstehen.

In der Tat, dem Pastor Christiansen ist kein Haar gekrümmt worden. Wohl aber machte sich an jenem Tage — lange nachdem Schwerdtfeger und ich uns entfernt hatten — der Ersder Tatendrang noch Luft. Im Dorfe Thielen war der Fährpächter eine allgemein verhaßte Persönlichkeit. Seine dänische Gesinnung war bekannt. Bei jeder passenden Gelegenheit hatte er in demonstrativer Weise mit dem Danebrog geflaggt. Er galt überdies als ein Spion und Angeber, und die böse Welt behauptete, seine Frau, die keineswegs mehr jung, aber für ihre Jahre noch recht hübsch war, sei eine Freundin des Landvogts. Durch seine Frau und seine Spionage habe er die sehr einträgliche Fährpacht erhalten.

Dieser Fährpächter wurde der Blitzableiter, auf den sich die im Wirtshaus angesammelte Elektrizität entlud. Wie die Sache in Anregung gekommen, hat später nicht aufgeklärt werden können; Faktum ist nur, daß die gesamte junge Welt aus Ersde, Bargen und Thielen sich am Nachmittag vor dem Hause des Fährpächters eingefunden hat, daß dieser windelweich geprügelt worden ist, und daß Möbel, Fensterscheiben, Küchengeschirr kurz und klein geschlagen sind. Alles zu Ehren des neu proklamierten Landvogts! Die erste Untersuchung, welche dieser neue Landvogt zu führen hatte, war gegen die Attentäter jenes Nachmittags gerichtet.

III.

Wieder zu Hause angelangt, fanden wir einen an Schwerdtfeger gerichteten Brief vor, in welchem der Bauernvogt von Kropp bat, Schwerdtfeger möge doch am nächsten Tag nach Kropp kommen — zur Feier der Proklamierung des Herzogs.*) Wir beschlossen, der Einladung Folge zu leisten, vorher aber nach Schleswig zu fahren. Ich wollte den Versuch machen, mich den Zivilkommissarien vorzustellen, oder doch wenigstens mit dem Amtmann Jacobsen Rücksprache zu nehmen. Die Nachricht war nämlich inzwischen nach Johannisberg gedrungen, daß Jacobsen, der frühere schleswig-holsteinische Kriegsminister und Freund meines Vaters, zum Amtmann von Gottorf und Hütten ernannt sei und gleichzeitig Vollmacht erhalten habe, mit den Beamten im südlichen Schleswig aufzuräumen, und Deutschgesinnte an deren Stelle zu setzen.

Welchen Gebrauch Jacobsen von dieser Befugnis gemacht, erfuhren wir, sobald wir in Schleswig im Hotel Esselbach abgestiegen waren. Sämtliche städtische Beamte in Schleswig, sämtliche Hardesvögte, Aktuare, Hausvögte und Amtsverwalter der Ämter Gottorf und Hütten hatten ihren Laufpaß erhalten. Seydel war als Bürgermeister, Nitzsch als Polizeimeister, Wittrock als Stadtsekretär in Schleswig konstituiert, Brockenhuus, Aule Römer, Lübbes, Thomsen, Hennings usw. waren zu Hardesvögten kommissarisch ernannt.

*) Kropp gehörte nicht zur Landschaft Stapelholm.

Die Zivilkommissare traf ich nicht; sie waren am Morgen nach Flensburg gefahren. Jacobsen fand ich im Amthause. Er war ein prächtiger alter Herr, der hinter einem bärbeißigen Wesen ein goldiges Herz barg. Mir ist er später stets ein väterlicher Freund gewesen. Jetzt rannte er wie ein brüllender Löwe umher, auf alles scheltend und jeden, der ihm in den Weg kam, anschnauzend. Ich trug ihm vor, daß ich es für meine Pflicht hielte, meine geringen Kräfte der preußisch-österreichischen Verwaltung zur Disposition zu stellen und daß ich zur Übernahme eines jeden Postens bereit sei. Das sei zu spät, brummte er, er habe keine Ämter mehr zu vergeben, alle seien bereits besetzt. Ich erwiderte, es sei auch nicht meine Absicht, ihn um Übertragung irgend eines Amtes zu bitten; ich sei nur gekommen, um mir seine Zustimmung zu den Schritten zu sichern, die ich selbständig zu unternehmen gedächte. Und nun teilte ich ihm die Erlebnisse des gestrigen Tages mit. Als ich Kroghs Namen nannte, sprang er auf. „Himmel Donnerwetter! Der ist ja ganz vergessen. An den hat noch kein Mensch gedacht. Lebt die Bestie noch? Der muß fort, um jeden Preis — lebendig oder tot! — lebendig oder tot!“ „Stellen Sie sich meine Lage vor,“ fuhr er fort, „alles muß ich allein besorgen, der Teufel hole eine solche Wirtschaft! — und das konnte ich vergessen?!“ — „Geben Sie mir Vollmacht,“ sagte ich, „ihn fortzuschaffen — lebendig oder tot — ich werde es besorgen.“ — „Versteht sich, natürlich sollen Sie eine solche Vollmacht haben, aber nur nicht schriftlich, alles wird hier mündlich abgemacht.“ Sein Wort genüge mir vollständig, sagte ich. Wenn aber, fuhr ich fort, Krogh beseitigt sei, wer solle dann Landvogt werden; mir schiene es nicht unangemessen zu sein, daß ich die Stelle übernähme. Jacobsen sprang wieder auf. „Herr,

sind Sie des Teufels? Dazu sind Sie ja viel zu jung!" Ich antwortete mit der trivialen Bemerkung, daß Jugend ein Fehler sei, der mit jedem Tage geringer werde. — „Donnerwetter, Sie wollen gleich hoch hinaus! Ich hatte mir gedacht, Sie sollten hier mein Sekretär werden und mir zur Hand gehen, um den verdammten Dreck hier auszukehren!" — Ich erwiderte, so schmeichelhaft auch für mich das Anerbieten sei, an seiner Seite zu arbeiten, so glaubte ich doch, hierauf verzichten zu müssen. Mich locke gerade die Schwierigkeit der Aufgabe, die in Stapelholm zu lösen sei. „Na, denn in Gottes Namen, machen Sie, was Sie wollen. Aber ich habe nichts gesagt. Wenn Sie den Hals brechen, ist's Ihre Sache." Damit schieden wir.

Als Schwerdtfeger und ich wieder nach Kropp kamen, hatte das Dorf ein festliches Aussehen gewonnen. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, eine Musikbande stand vor der Tür des Wirtshauses, Festordner mit Schärpen und Kokarden liefen durch die Menge. Wir wurden mit Tusch empfangen. In feierlichem Zuge sollten sich alle nach dem Markt begeben.

Wir waren im Begriff, eine kleine Magenstärkung zu uns zu nehmen, als ein Reiter ins Dorf gesprengt kam. Er hielt vor der Tür des Wirtshauses und nannte meinen Namen. Als ich hinaustrat, überreichte er mir ein an mich gerichtetes, mit dem Siegel des Fleckenkollegiums zu Bredstedt versehenes Schreiben, welches folgendermaßen lautete:

„Bredstedt, 9. Febr. 1864.

„Es wird Ihnen vielleicht nicht unbekannt sein, daß die hiesigen Beamten unfreiwillig uns verlassen haben, und erlauben wir uns unter solchen Umständen an Sie die Vor-

frage zu richten, ob Sie geneigt sind, den Landvogteidienst zu übernehmen, und bitten Sie zugleich, uns Ihren Entschluß durch den Überbringer dieses wissen zu lassen.

Ganz ergebenst

F. F. Magnussen, p. t. Amtsgevollmächtigter,
namens des Fleckenkollegiums.
(Bruder des Chr. L. Magnussen in Hamburg.)“

Die Sache hing, wie sich später aufklärte, folgendermaßen zusammen: In Bredstedt waren, wie überall an der friesischen Westküste, die dänischen Beamten durch die Bevölkerung verjagt, und das Fleckenkollegium war dann zusammengetreten, um für die vorläufige Besetzung der vakant gewordenen Stellen Sorge zu tragen. Besondere Schwierigkeit bot hierbei die Landvogtei. Im Herzogtum Schleswig war niemand, auf den man sein Augenmerk richten konnte. Man mußte sich also nach Holstein wenden. Unter den Mitgliedern des Fleckenkollegiums befand sich nun einer, der eine der vielen Versammlungen, die in Kiel im Januar stattfanden, mitgemacht und mich bei dieser Gelegenheit gesehen und gehört hatte. Er brachte mich in Vorschlag. Aber wo war ich aufzutreiben? Während man noch über die Schwierigkeit sprach, meine augenblickliche Adresse ausfindig zu machen, erschien — zum zweitenmal in diesen Tagen wie ein deus ex machina — der Maler Magnussen aus Hamburg. Er hatte seine Liebesgaben glücklich in Schleswig an die dortigen Lazarette abgeliefert und war dann auf den Einfall gekommen, seinem Bruder in Bredstedt einen Besuch zu machen. Als er erfuhr, in welcher momentanen Verlegenheit sich das Fleckenkollegium befinde, beeilte er sich, demselben mitzuteilen, daß er zwei Tage zuvor mit mir eine gemeinsame Fahrt gemacht und

daß ich, wenn nicht selbst noch auf Johannisberg anzutreffen, jedenfalls dort zu erfragen sei. Infolge dieser Mitteilung wurde das obenerwähnte Schreiben sofort abgefaßt und einem reitenden Boten zur Besorgung nach Johannisberg, eventuell weiter übergeben.

Das Anerbieten der Bredstedter kam sehr zur gelegenen Zeit. Zwar war ich von vornherein entschlossen, es abzulehnen, nicht, weil die Aussicht, Landvogt in Bredstedt zu werden, irgend eine unangenehme Seite für mich gehabt hätte: im Gegenteil, noch vor wenigen Tagen wäre sie mir im glänzendsten Lichte erschienen, sondern weil sich der Plan, Landvogt von Stapelholm zu werden, nun einmal in meinem Kopfe festgenistet hatte. Mir war aber sofort klar, daß das Bredstedter Schreiben als eine vorzügliche Handhabe bei Verfolgung dieses Planes verwertet werden könne.

Ich entwarf daher, während sich der Festzug in Bewegung setzte, ein kurzes Antwortschreiben an das Bredstedter Fleckenkollegium, in welchem ich für das mir geschenkte Vertrauen meinen verbindlichsten Dank, zugleich aber mein Bedauern darüber aussprach, daß bereits anderweitig eingegangene Verpflichtungen es mir wahrscheinlich unmöglich machen würden, dem an mich ergangenen ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Sollte ich nicht in den nächsten drei Tagen persönlich in Bredstedt erscheinen, so müsse ich bitten, von meiner Berufung Abstand zu nehmen.

Nachdem dieser Brief dem reitenden Boten übergeben worden, bestieg ich einen im Dorfe inzwischen gemieteten Leiterwagen, und war, bevor der Festzug zum Wirtshaus zurückkehrte, auf dem Wege nach Süderstapel. Jede Einzelheit dieser Fahrt ist in meinem Gedächtnis haften geblieben. Ich sehe noch heute vor mir die beiden langsam dahintrottenden

Pferde, welche niemals gleichmäßig anzogen, sondern von denen bald das eine, bald das andere anderthalb Fuß vorauf war, den kleinen, etwas buckligen Fuhrmann mit einer großen, über die Ohren gezogenen Pudelmütze, der fortwährend die Peitsche hin und herschwenkte, ohne jemals eins der Pferde empfindlich zu berühren, wie wenn er (im Februar) Fliegen vertreiben wollte. Ich selbst saß, in Schwerdtfegers hellblauen Dragonermantel gehüllt, eine Zigarre nach der anderen rauchend, wohlgemut auf einem Strohsack und lachte von Zeit zu Zeit in mich hinein. Meine Situation erschien mir im höchsten Grade originell. Ich zog in die Welt hinaus, um mir eine Landvogtei, sei es in Süderstapel oder in Bredstedt zu erobern, und ich zweifelte keinen Moment daran, daß mir das eine oder das andere gelingen werde. Meine Phantasie malte sich Bilder aus der nächsten Zukunft aus. Wie würde mir wohl in acht Tagen zu Mute sein? in welcher Umgebung würde ich mich befinden? welche unvorhergesehenen Ereignisse würden sich mir in den Weg stellen oder, unter glücklicher Benutzung, mich vielleicht vorwärts treiben? Sollte ich jemals — ich erinnere mich dieses Gedankens ganz genau — in späteren Jahren meine Memoiren schreiben, so müßte doch sicherlich diese abenteuerliche Fahrt dabei besonders geschildert werden.

Als wir etwa um 8 oder 9 Uhr abends trotz Schneesturm und Finsternis in Norderstapel angelangt waren, ließ ich einen Augenblick halten. Bei Norderstapel scheidet sich der Weg. Die Hauptstraße führt rechts nach Friedrichstadt und von dort über Husum nach Bredstedt; eine Nebenstraße zweigt sich links ab, um sich, nachdem sie Süderstapel berührt, im rechten Winkel wieder der Hauptstraße zuzuwenden. Einen Moment ließ ich halten; es durchschoß mich der Ge-

danke, ob es nicht am Ende doch töricht sei, einem ungewissen Ziele nachzujagen und der Tauben auf dem Dache wegen den Sperling aus der Hand zu lassen. Aber nur einen Moment schwankte ich; dann ließ ich in den Weg links einbiegen und war in einer Viertelstunde in Süderstapel.

IV.

In der Gastwirtschaft des Herrn Martens schien es lustig herzugehen. Die Fenster des großen Tanzsaales im oberen Stockwerk waren erleuchtet; Musik und Gesang tönte herab. „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wurde von rauhen Kehlen gesungen. Eine große blau-weiß-rote Fahne wehte über der Eingangstür. Es war klar, auch hier war heute der Herzog proklamiert worden und auch hier herrschte eine Feststimmung, die durch Grog und Wein wesentlich erhöht war.

Ich ließ den Wagen vor dem Gasthaus halten und gab dem Fuhrmann Anweisung, auszuspannen. Dann eilte ich nach der Wohnung des Apothekers Lemmél, der ein alter Freund und Anhänger meines Vaters war und sich stets als treuer, zuverlässiger Patriot bewährt hatte. Ich wollte mich zunächst über die Situation orientieren.

Die Lemmélsche Familie fand ich am Teetisch versammelt. Lemmél, mit gerötetem Gesicht, seit dem frühen Morgen in permanenter Rührung, empfing mich schluchzend vor Freude. Mit den kleinsten Details wurden mir die Vorgänge der Herzogsproklamierung in Süderstapel und die kopflose Flucht des Landvogts v. Krogh geschildert. Lemmél, der bei diesen Vorgängen die Hauptrolle gespielt hatte, kam sich vor, wie

ein antiker Tyrannenmörder. In den Jubel über den Sturz des Tyrannen mischte sich jedoch die stille Besorgnis, ob er nicht doch am Ende unversehens wiederkommen und blutige Rache nehmen könne. Nach Lemmels Mitteilungen war die Stimmung in der Süderstapler Bauernschaft sehr geteilt. Die jüngeren Bauern waren fast sämtlich gut deutsch, die älteren und einflußreicheren aber verfolgten mit Besorgnis und Mißtrauen den Umschwung der Dinge und waren in ihrem Herzen fest davon überzeugt, daß die dänische Herrschaft nicht zu erschüttern, geschweige denn zu beseitigen sei.

Im raschen Austausch der Mitteilungen und Ansichten mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als zwei Männer etwas stürmisch ins Zimmer traten. Der eine von ihnen, Claus Hasche, hatte seiner deutschen Gesinnung wegen unter dem willkürlichen Polizeiregiment der letzten Jahre viel zu leiden gehabt. Er war ein langer, hagerer, starkknochiger Mann mit einem Gesicht wie Pergament, das rechte Abbild eines eigensinnigen und zähen Bauern. Der andere war der Landesgevollmächtigte Edens, ein Mann von großer geschäftlicher Gewandtheit, dessen politische Haltung in Zeiten der Bedrängnis nicht immer ganz sattelfest gewesen, der sich aber jetzt der aufgehenden Sonne mit ganzer Hingebung anschloß. Beide kamen als Abgesandte der Gesellschaft, die in der Martensschen Gastwirtschaft versammelt war. Man hatte von dem Fuhrmann, der mich dorthin gebracht, erfahren, daß ich in Süderstapel angelangt sei, man wußte von den Vorgängen, die sich gestern in Erfde abgespielt hatten und wollte diesen eine Fortsetzung geben. Ich sollte noch heute abend als Landvogt proklamiert werden. Dringend wurde ich gebeten, mich sofort in die Versammlung zu begeben.

Glücklicherweise bewahrte ich in diesem Augenblick meine Kaltblütigkeit. Wäre ich den beiden, wie auch Lemmél wollte, ins Wirtshaus gefolgt, so hätte dort eine turbulente Szene stattgefunden. Die Weinseligkeit hätte ihr Recht verlangt. Man würde mich vielleicht auf den Tisch gehoben, Flaschen und Gläser mir zur Ehre zerbrochen, jedenfalls aber, um einen Berliner Ausdruck zu gebrauchen, einen ungeheuren Radau verübt haben. Meine Einsetzung als Landvogt hätte den Charakter einer Farce erhalten. Der Katzenjammer nach dem Rausch wäre nicht ausgeblieben.

Das alles wollte ich vermeiden; ich wollte mich in ernsthafter Weise installieren. Zur großen Überraschung Lemméls und zur aufrichtigen Betrübnis der beiden Abgesandten erklärte ich deshalb, daß ich nur dann bereit sei, das Amt des Landvogts zu übernehmen, wenn die gesetzlichen Vertreter der Landschaft in einer rite berufenen Versammlung mich hierum ersuchen würden. Dem Wunsche einer beliebigen Wirtshausgesellschaft, möge sie im übrigen noch so anständig und ehrenwert sein, könne ich in dieser Frage unmöglich Folge leisten. Ich zog das Schreiben des Bredstedter Fleckenkollegiums hervor, zeigte es den Anwesenden und sagte, daß ich mir bis morgen abend die Entscheidung darüber vorbehalten müsse, ob ich in Süderstapel bleiben oder meine Schritte nach Bredstedt lenken wolle.

Meine Erklärungen, bei denen ich, aller Bitten ungeachtet, fest beharrte, machten den gewünschten Eindruck. Noch in der Nacht gingen Boten nach den verschiedenen Dörfern der Landschaft ab, um auf den nächsten Mittag die Bauernvögte und deputierten Achtmänner zu einer außerordentlichen Landesversammlung zu berufen. In dieser Versammlung soll es etwas stürmisch hergegangen sein. Der von Edens ein-

gebrachte Antrag, mich förmlich und feierlichst zu ersuchen, bis zum Eintreffen einer Entscheidung der österreichisch-preußischen Zivilkommissare die Landvogteigeschäfte zu übernehmen, wurde anfangs von den Bauernvögten der Ortschaften Süderstapel, Norderstapel und Wohlde bekämpft. Diese kamen indessen, namentlich infolge der drohenden Haltung, welche die Ersder Vertreter einnahmen, bald zur Einsicht, daß es nutzlos sei, wider den Strom zu schwimmen und der Edens'sche Antrag wurde schließlich einstimmig angenommen. Eine Deputation, von Edens geführt, überbrachte mir den gefaßten Beschluß; in ihrer Begleitung begab ich mich zur Landvogtei, ließ mir dort die Akten und Journale überliefern und vertiefte mich dann sofort in die laufenden Geschäfte.

Noch an demselben Tage ging folgender Bericht an den preußischen Zivilkommissar, Regierungspräsidenten Freiherrn v. Zedlitz in Schleswig, ab:

„Süderstapel, 12. Februar 1864.

„Ew. pp. mache ich hiermittelst die ganz ergebene Anzeige, daß ich am heutigen Tage von der gesetzmäßig konvozierten Landesversammlung der Landschaft Stapelholm ersucht worden bin, die interimistische Verwaltung der hiesigen Landvogtei zu übernehmen und diesem Ersuchen Folge geleistet habe.

„Weder die Landschaft noch ich haben durch diesen Schritt den Entschließungen Ew. pp. vorgreifen wollen. Die Lage der Dinge hier machte aber die Vornahme außerordentlicher Maßregeln unumgänglich notwendig.

„Der bisherige Landvogt, Kammerherr v. Krogh, hat am Tage des Abzugs der Dänen sein Amt verlassen. Er hat die interimistische Besorgung der Geschäfte dem Stadtpräsidenten Brück in Friedrichstadt übertragen. Dieser hat

sich jedoch bis heute um nichts gekümmert. Auch dürfte ihm die große Entfernung seines Wohnsitzes die ordnungsmäßige Führung der Landvogteigeschäfte sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

„Die Landesversammlung (aus jedem Dorf der Bauernvogt und zwei gewählte Deputierte) ist ordnungsmäßig zusammengerufen worden und hat nach Vorschrift der alten Satzungen getagt. Sie hat im Interesse der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung geglaubt, ihre Befugnisse überschreiten und für die interimistische Einsetzung eines Landvogts Sorge tragen zu sollen. Auf mich ist ihre Wahl gefallen, weil ich in hiesiger Gegend geboren und aufgewachsen bin und weil mein Vater, der verstorbene Landinspektor Tiedemann von Johannisberg, hier in großem Ansehen gestanden und das allgemeinste Vertrauen genossen hat.

„Ich habe keinen Augenblick gezögert, dem Rufe der Landschaft zu folgen und hoffe, damit den Intentionen Eurer pp. entsprochen zu haben. Es schien mir Pflicht zu sein, auch meinerseits dazu beizutragen, daß in dieser Zeit der Unsicherheit und Unruhe der regelmäßige Gang der Geschäfte so wenig wie möglich gestört und der gesetzliche Sinn der Bevölkerung nicht verleitet werde, auf Abwege zu geraten.

„Unter Überreichung eines curriculum vitae bitte ich ganz gehorsamst, mich im Amte eines Landvogts und Deichgrafs der Landschaft Stapelholm vorläufig bestätigen zu wollen.

Ehrerbietigst

Tiedemann."

Fast sechs Wochen habe ich dann ohne jede höhere Legitimation das Amt eines Landvogts verwaltet. Dann traf am 24. März ein vom 18./20. datiertes Reskript der obersten Zivilbehörde ein, durch welches meine Verwaltung genehmigt und ich zugleich aufgefordert wurde, den Richtereid schriftlich zu leisten.

V.

Der Süderstapler Staatsstreich hatte inzwischen noch ein lustiges Nachspiel gehabt. Vor seiner, einer Flucht gleichenden Abreise hatte der Landvogt v. Krogh in einem amtlichen Schreiben den Stadtpräsidenten (Bürgermeister) Brück in Friedrichstadt ersucht, bis zu seiner Rückkehr die Geschäfte der Stapelholmer Landvogtei zu übernehmen. Ohne von den Vorgängen der letzten Tage Kenntnis erhalten zu haben, traf Brück am Morgen nach meiner Installierung in Süderstapel ein und war natürlich nicht wenig überrascht, als er hier erfuhr, daß das Nest, in dem er es sich bequem machen wollte, bereits von einem anderen Vogel besetzt sei. In etwas brüsker Weise trat er zu mir ins Bureau. Das Kroghsche Schreiben vorzeigend, forderte er mich auf, sofort die Landvogtei zu räumen und ihm als dem berechtigten Amtsverweser Platz zu machen. Ich erwiderte höflich, daß ich lebhaft bedauern müsse, seinem Wunsche nicht Folge geben zu können; die Berechtigung des flüchtig gewordenen Landvogts v. Krogh, sich einen Nachfolger zu geben, vermöge ich nicht anzuerkennen. — Die Landschaftsversammlung habe ja aber auch nicht das mindeste Recht, einen Landvogt zu wählen, entgegnete Brück. — Das war nun richtig; es ließ sich schwer etwas dagegen einwenden.

Ich sagte daher nach einer Pause, in welcher Brück Oberwasser erhalten zu haben glaubte: „Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Schlichtung unseres Streites machen, Herr Stadtpräsident! Ich lasse jetzt den Gerichtsdiener Puck rufen. Sie befehlen ihm, mich zu arretieren, ich befehle ihm, Sie zu arretieren. Wir können dann ja abwarten, wer auf dem Bureau bleibt und wer ins Gefängnis abgeführt wird. Die Situation wird jedenfalls dadurch geklärt."

Brück machte ein sehr verblüfftes Gesicht. Er murmelte einige unverständliche Worte, nahm seinen Hut und verschwand, von mir höflich bis zur Treppe geleitet.

Kapitel XVI.

Das Süderstapeler Idyll.

I.

Unter den buntscheckigen, staatlich kommunalen Gebilden Schleswig-Holsteins, wie ich sie bereits im Kapitel VIII geschildert habe, war die Landschaft Stapelholm vielleicht die originellste, weil sie an „berechtigten Eigentümlichkeiten“ noch reicher war als die übrigen Ämter und Landschaften. Um das Merkwürdigste vorweg zu nehmen: sie besaß ein eigenes Landrecht, die „Stapelholmer Konstitution“, die auf Grundlage älterer Konstitutionen von 1543 und 1562 vom Herzog Friedrich V. unterm 27. Januar 1623 erlassen war und in 22 Titeln die eingehendsten zivilrechtlichen Bestimmungen enthielt. Erst in subsidio galt neben ihr das jütische Low.

Diese Sonderstellung war durch verschiedene Ursachen bedingt. Zunächst durch die geographische Lage der Landschaft.*)

Die heutige Treene und die heutige Sorge waren früher nur ein Arm der Eider, welcher bei der jetzigen Hohnerfähre den Hauptstrom verließ, durch den Megger- und Börmersee ging, sich bei Bunge mit kleinen von Osten und Norden

*) Cfr. Bolten, Beschreibung der Landschaft Stapelholm. 1777. Feustking, Kurze Anmerkungen zu Dankwarths Landesbeschreibung. Clement, Das urheimische Land der Angeln und Friesen.

kommenden Strömen verband und dann bei Friedrichstadt wieder in die Eider einmündete. Man nannte diesen Arm „Nordereider“, die jetzige Eider dagegen „Südereider“. Die Landschaft Stapelholm war also früher eine Eiderinsel und es ist daher sehr natürlich, daß sich ein Streit darüber erheben konnte, welchem der beiden durch die Eider getrennten Herzogtümer sie ursprünglich angehört hat.

Auch darüber waren sich die Gelehrten nicht einig, ob die Stapelholmer ursprünglich Friesen, Angeln oder Sachsen gewesen. Nach den mehr oder weniger zuverlässigen Berichten der alten Geographen endigte das alte Nordfriesland im Süden an der Nordereider oder Treene; der Sitz der alten Angeln ging westlich etwa bis zur heutigen Sorge; die Nordgrenze des von Sachsen bewohnten Dithmarschens war immer die Eider. Hier, in Stapelholm stießen also die Grenzen der genannten drei Völkerstämme zusammen. Da sich nun in der Kommunalverfassung Stapelholms Anklänge sowohl an die dithmarsischen wie die friesischen Institutionen fanden und verschiedene Sitten und Gebräuche bald an friesische, bald an anglische, bald an dithmarsische Eigentümlichkeiten erinnerten, so lag die Annahme nahe, daß die alten Stapelholmer ein Mischvolk aus jenen drei Volksstämmen gewesen. Bei den Untersuchungen über diese Frage, die namentlich in den vierziger Jahren mit Eifer betrieben wurden, machte man unter anderm auch darauf aufmerksam, daß sich in dem Volkscharakter der Stapelholmer die Zech- und Rauflust der Dithmarscher, die Schlauheit der Friesen und die Zähigkeit der Angeln vereinigt finde.

Die Sage will, daß die Holländer, die im frühen Mittelalter einen lebhaften Handel nach Haddebye und Schleswig betrieben, auf der Eiderinsel zwischen Nordfriesland und Dith-

marschen Packhäuser oder Stapeln gehabt haben sollen, und zwar an der Südereider einen Süderstapel, an der Norder-eider einen Norderstapel. Daher sei diese Insel die „Stapel-insel", oder da im Altdeutschen für Insel auch das Wort „Holm" gebraucht wurde (z. B. Utholm, Bornholm usw.), „Stapelholm" genannt worden. Nach einer anderen von Kaspar Dankwarth in seiner Landesbeschreibung S. 135 gegebenen Erklärung soll Avel oder Havel und mit dem alten Artikel Thavel das Wasser bedeuten, „Thavelholm", aus-gesprochen „Tzavelholm", die Wasserinsel oder eine wässerige Insel heißen.

Völlig abweichend von den benachbarten Ämtern und Landschaften hatten sich in Stapelholm die bäuerlichen Ver-hältnisse entwickelt. Der Grundbesitz zerfiel in Staven, Frei-bondenländereien und Katen. Die Staven konnten nach Tit. 1 der Stapelholmischen Konstitution nicht teilweise ver-äußert werden und ihre Veräußerung im ganzen war durch verschiedene gerichtliche Akte und besondere Förmlichkeiten er-schwert. Die Freibondenländereien konnten nach Belieben verkauft, vertauscht oder parzelliert werden, ohne daß es des-wegen eines schriftlichen oder gar gerichtlich solennisierten Ver-trags bedurfte. Die Katen waren entweder „gemeine Holmer Katen", zu denen außer einem Kohlgarten keine Ländereien oder Gerechtigkeiten gehörten oder „Grasgeld-Katen", die gegen Zahlung eines von alten Zeiten her gebräuchlichen Grasgeldes die gemeinschaftlichen Weiden mitbenutzen durften.

Den Grundbesitzern gegenüber standen die „Landsten", eine Art von Erbpächtern, welche ein „Bestegut" oder „Beringk" gegen gewisse, an den Eigentümer des Grund und Bodens zu leistende Abgaben oder Dienste nutzten. In früheren Jahrhunderten gab es „Bischops-Landsten", „Eddel-

manns-Landsten" und „Preester-Landsten". Die Bischops-Landsten mußten dem Bischof von Schwabstadt, die Eddelmanns-Landsten der adligen Herrschaft von Pahlhorn ihr Vestegeld zahlen. Zu meiner Zeit waren nur noch Preester-Landsten vorhanden, die dem Prediger und Küster in Süderstapel Abgaben und Dienste zu leisten hatten.

Endlich ist noch der „Freistellen" zu erwähnen, die ihrer rechtlichen Natur nach der Superficies des Römischen Rechts entsprachen. Man bezeichnete damit ein auf fremdem Grund und Boden erbautes Haus, dessen Besitzer dem Grundeigentümer eine jährliche Grundsteuer und daneben der Staatskasse ein jährliches, von dem Bauernvogt der Ortschaft festgesetztes „Verbittels" oder Schutzgeld zu entrichten hatte.

Die Stavenbesitzer, „Stavener" oder auch „Adelbonden" genannt, bildeten das Patriziat der Landschaft. Sie allein waren berechtigt, an der Kommunalverwaltung teilzunehmen und nur aus ihrer Mitte konnten die Kommunalbeamten, die Bauernvögte, Achtmänner, Kirchen- und Deichjuraten, sowie die Beisitzer des Bondengerichts, gewählt werden. Obwohl die Freibonden stellenweise ebenso wohlhabend waren und ein ebenso großes Areal besaßen wie sie, auch neben den Stavenern die gemeinschaftlichen Weidegründe ohne Entgelt benutzen durften, war doch der soziale Abstand zwischen beiden ein unüberbrückbarer. Eine Heirat zwischen einem Stavenersohn und einer Freibondentochter oder umgekehrt galt als eine schreiende Mesalliance und selten oder nie sah man Stavener und Freibonden (von den Kätnern ganz zu schweigen) im Dorfkruge an demselben Tische sitzen. Es war ein ähnliches Verhältnis wie zwischen den Uhlen und Kreyen in Frenssens „Jörn Uhl".

Die Landschaft umfaßte drei Kirchspiele: Süderstapel (mit den Dörfern Süderstapel, Norderstapel, Seeth und Drage);

Bergenhusen (mit den Dörfern Bergenhusen und Wohlde) und Erfde (mit den Dörfern Erfde, Thielen, Bargen und Scheppern). Die Kirchspiele waren bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts, ähnlich wie in Eiderstedt die Träger des kommunalen Lebens. An ihrer Spitze standen Kirchspielvögte, ausgerüstet mit denselben Befugnissen, wie sie bis zur Zeit der preußischen Annexion den Eiderstedter Lehnsmännern zustanden. Sie bildeten neben zwölf Landesbevollmächtigten unter dem Vorsitz des Landespfennigmeisters ein Kollegium zur Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Landschaft.

Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verschwinden die Kirchspielvögte und ebenso der Landespfennigmeister. Die Kirchspielsverbände als politische Gemeinden wurden aufgelöst, die einzelnen Dorfgemeinden traten an ihre Stelle. Die kommunale Verwaltung der Dorfschaften und der Landschaft gestaltete sich nun folgendermaßen:

An der Spitze eines jeden „Bauernlags" stand der Bauernvogt. Er wurde aus drei vom Landvogt präsentierten Stavenern auf Lebenszeit vom Amtmann von Hütten ernannt. Von dieser Regel gab es nur eine Ausnahme: In der Dorfschaft Thielen nämlich stand das Präsentationsrecht nicht dem Landvogt, sondern sämtlichen Stavenern zu. Der Bauernvogt hatte alle obrigkeitlichen Befehle zu vollstrecken und alle gerichtlichen und polizeilichen Insinuationen zu besorgen, führte die Steuer- und Fuhrregister der Dorfschaft, schrieb Steuern und Abgaben aus und kassierte sie ein und stellte gemeinsam mit dem Achtmänner-Kollegium den Gemeindehaushaltsetat auf. Diese „Achtmänner", vom Landvogt auf Lebenszeit ernannt, hatten außerdem die Aufgabe, den Bauernvogt in seiner Amtsführung zu kontrollieren. Der

Bauernvogt ferner berief und leitete die Dorfschaftsversammlungen, die über alle Dorfschaftsangelegenheiten zu beraten und zu beschließen hatten, auch berechtigt waren, dem Bauernvogt und den „Interessenten" Instruktionen für die Beratungen der Landschaftsversammlung zu erteilen. Das Recht zur Teilnahme an diesen Dorfschaftsversammlungen stand jedem volljährigen Stavener zu.

Außer dem Bauernvogt und den Achtmännern gab es noch in jedem Dorfe zwei Armenvorsteher, zwei Kirchenjuraten, zwei Wardiersmänner (Taxatoren), zwei Brandaufseher und in den Dorfschaften, die Deiche besaßen, zwei oder mehrere Deichgeschworene. Sie alle versahen ihren Dienst im Ehrenamt (nur Barauslagen erhielten sie ersetzt) und waren auf Lebenszeit vom Landvogt ernannt.

Die Landschaftsversammlung wurde gebildet aus den Bauernvögten und je zwei „Interessenten" jeder Dorfschaft, die von den Bauernvögten ernannt wurden. Den Vorsitz führte der Landschreiber. Die Landschaftsversammlung hatte über alle wirtschaftlichen Angelegenheiten der Landschaft (hierher gehörte die Unterhaltung der Wege und Brücken und namentlich der Eiderdeiche) zu beschließen, sie bestimmte die Normen, nach welchen die regelmäßigen Landschaftsabgaben auszuschreiben und die außerordentlichen Leistungen zu repartieren waren, sie war berechtigt unter Genehmigung des Landvogts Anleihen aufzunehmen und zurückzuzahlen, sie vertrat die Landschaft sowohl dem Staate wie den einzelnen Gemeinden gegenüber.

Die Selbstverwaltung, wie sie sich hier auf Grund alter Observanzen (denn nur wenige geschriebene Gesetze waren vorhanden) herausgebildet hatte, funktionierte mit tadelloser Sicherheit und machte jede Einmischung von oben überflüssig.

Der Landvogt besaß allerdings das formelle Recht der Aufsicht. Er machte aber eigentlich nur Gebrauch davon, wenn Klagen über ungerechte Verteilung der Landschafts- oder Dorfschaftsabgaben, die namentlich von Freibonden und Kätnern nicht selten erhoben wurden, an ihn herantraten. Eine fortlaufende Aufsicht ex officio fand nicht statt und ebensowenig kannte man Berichte der Bauernvögte oder sonstigen Kommunalbeamten. Geschrieben wurde überhaupt außerordentlich wenig.

Im Gegensatze zu der modernen Auffassung vom Selfgovernment, die das größte Gewicht darauf legt, daß sämtliche Gemeindebeamten frei gewählt werden und die schon eine unerwünschte Beschränkung in dem Bestätigungsrecht der vorgesetzten Behörde sieht, berührt es seltsam, daß Wahlen in Stapelholm überhaupt nicht vorkamen. Sämtliche Teilnehmer an der Verwaltung fungierten entweder auf Grund eigenen Rechts, wie die Stavener oder auf Grund einer Ernennung, sei es von seiten des Amtmanns von Hütten, wie bei den Bauernvögten, sei es von seiten des Landvogts, wie bei allen übrigen Kommunalbeamten. Ja selbst die „Interessenten", die Mitglieder der Landschaftsversammlung, wurden nicht von der Dorfschaftsversammlung, die sie zu vertreten hatten, gewählt, sondern von dem Bauernvogt ausgesucht und ernannt. Das alte Selfgovernment Englands, wie Gneist es uns geschildert hat, mit seinen staatlich ernannten und unbesoldeten Friedensrichtern, Constables, Armen- und Wegeaufsehern usw. fand in Stapelholm ein merkwürdiges Analogon.

Auch die Stellung des Stapelholmer Landvogts unterschied sich von derjenigen der übrigen Landvögte im Herzogtum Schleswig in einigen nicht unwesentlichen Punkten. Während die Landvögte sonst fast ausschließlich Justiz- und Polizei-

beamte waren und die eigentliche Verwaltung umgekehrt wie in Holstein in den Händen der Amtmänner lag, war das Verhältnis zwischen dem Amtmann von Hütten als Oberbeamten und dem Landvogt zu Stapelholm durch die Verordnung vom 13. März 1801 in besonderer Weise geregelt. Dem Amtmann, der als Kirchenvisitator gemeinsam mit dem Propsten von Hütten die Aufsicht über das Kirchen- und Schulwesen führte, standen hinsichtlich der eigentlichen Verwaltung nur gewisse, bestimmt begrenzte Rechte*) zu, während der Landvogt im übrigen die Funktionen des Oberbeamten tatsächlich ausübte.

Der Landvogt handhabte neben der Aufsicht über die Verwaltung die gesamte Zivil- und Kriminaljustiz, sowie die Sicherheits- und Administrativpolizei. Zugleich war er Deichgraf. Er hatte die prima audientia,**) erkannte selbstständig und allein in allen summarischen Sachen, war dirigierender Vorsitzender des in ordinario zuständigen Bondengerichts, das aus zwölf „ehrlichen, redlichen Bonden" (nordische Bezeichnung für Bauern) bestand und hatte das Vormundschaftswesen unter sich. In Erbteilungssachen stand ihm der Landschreiber als Aktuar zur Seite. Dagegen war er wieder alleiniger Kriminalrichter mit unbeschränkter Kompetenz und mußte selbst als Kriminalaktuar fungieren, so daß die Verhandlungen in Strafsachen der Regel nach unter vier Augen (Richter und Angeklagter) stattfanden, ein ganz exorbitantes Verhältnis, wie es nirgendwo anders vorkam!

Dem Landvogt beigeordnet war der Landschreiber. Er fungierte als Hebungsbeamter, Aktuar und Hausvogt, führte

*) Hierzu gehört das obenerwähnte Recht, die Bauernvögte zu ernennen.

**) Cfr. oben Kapitel VIII, Seite 235.

das Schuld- und Pfandprotokoll (Hypothekenbuch) und war ohne Stimme Protokollführer im Bondengericht. In der Landschaftsversammlung führte er den Vorsitz.

Als dritter „Königlicher" Beamter ist noch der Physikus zu nennen, der eine ähnliche Stellung einnahm, wie die alten Kreisphysici in Preußen.

II.

Süderstapel, der Hauptort der Landschaft Stapelholm, ein großes freundliches Dorf, auf einer mäßigen Anhöhe an der Eider malerisch belegen, war der Sitz der „Königlichen" Beamten. Eine Dienstwohnung besaß der Landvogt nicht, seit Jahren bewohnte er die obere Etage im Hause des Apothekers Lemmél.

Bis Herr v. Krogh diese Etage geräumt hatte, vergingen viele Wochen. Ich mußte mich inzwischen mit einem Unterkommen im Gasthof begnügen. Hier befand sich im oberen Stockwerk ein sogenannter Saal, in dem an den Sonntagen getanzt, an den Dienstagen (Thingstagen) Gericht gehalten wurde. Dieser Saal bildete mein Wohnzimmer, während eine Kammer daneben als Schlafzimmer diente. Nur das notdürftigste Hausgerät war vorhanden. Ungern-Sternberg, der mich kurz nach meiner Installierung als Landvogt besuchte, amüsierte sich nicht wenig über die primitive Einrichtung meiner Wohnung.

Die Dänen hatten bei ihrem Abzug die Niederungen im südlichen Schleswig durch Öffnung der Deichschleusen unter Wasser gesetzt, hatten Dämme durchstochen und Brücken abgebrochen, so daß der Verkehr aufs äußerste erschwert war. Während der ersten vierzehn Tage meines Süderstapler Aufent-

halts war ich von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten. Ein großer Koffer, der meine gesamte Garderobe, außerdem aber noch eine Sammlung von Broschüren, Zeitungen und Briefen enthielt, und den Reer in Kiel an meine Adresse expediert hatte, ist nie in meine Hände gelangt; er war und blieb verschollen. Ich geriet dadurch in große Verlegenheit und mußte bei Schwerdtfeger eine Anleihe an Wäsche und Kleidungsstücken machen. Aber auch Briefe und Zeitungen blieben aus. Die Eisenbahnen waren für militärische Zwecke reserviert und der Betrieb der Post und der Telegraphie stockte vollständig, da die Beamten, fast ausschließlich geborene Dänen, mit den dänischen Truppen davongegangen waren.

Eines Tages erhielt ich auf einmal drei Briefe meiner Frau, die an drei verschiedenen Tagen in Glückstadt zur Post gegeben waren. In dem einen meldete sie mir, daß unsere kleine Tochter erkrankt sei, im zweiten hieß es, die Krankheit sei Gehirnentzündung, im dritten wurde der Zustand als hoffnungslos geschildert und ich beschworen, nach Glückstadt zu kommen, wenn ich unser Kind noch einmal sehen wolle.

Ich beschloß, sofort abzureisen. Glücklicherweise gelang es einen Bauernwagen aufzutreiben, mit dem ich vormittags in Schleswig einzutreffen hoffte. Wie ich nämlich gehört hatte, sollte jetzt einmal am Tage, und zwar nachmittags ein Personenzug nach dem Süden abgelassen werden, so daß die Möglichkeit vorhanden war, noch abends nach Glückstadt zu gelangen.

Das Wetter war schauderhaft. Nach wochenlangem starken Frost, der den fußhohen Schnee in Eis verwandelt hatte, war plötzlich Tauwetter eingetreten. Die Landwege auf der Geest waren dadurch in Sümpfe oder, wo Schneeverwehungen stattgefunden hatten, in kleine Gletscher verwandelt. Noch schlimmer aber sah es in den überschwemmten

Niederungen aus. Das Eis der Oberfläche hatte seine Haltbarkeit verloren. Fast bei jedem Schritte brachen Pferde und Wagen ein. Es sah halsbrecherisch aus, wenn die Pferde fast bis an den Bauch versanken und dann sich krampfhaft wieder aufs Eis hinaufzuarbeiten suchten, das ihrem Gewicht von neuem nachgab.

Mein Fuhrmann weigerte sich wiederholt, die Reise fortzusetzen und es bedurfte vieler Bitten und Beschwörungen, um ihn zum Weiterfahren zu bewegen. Dies verbot sich allerdings von selbst, als wir beim Dorfe Bunge an die Treene gelangten; denn hier war die Brücke abgerissen und nur ein schmaler Balken vermittelte den Fußgängerverkehr. Eine weite mit Eis und Schnee bedeckte Fläche starrte uns auf beiden Seiten des Flusses entgegen.

Bei einem einsam belegenen Bauerngehöft lohnte ich den Fuhrmann ab, der froh war, umkehren zu können. Vor der Tür des Hauses standen zwei kräftige Männer in hohen Wasserstiefeln, die das Herannahen unseres Wagens mit Interesse beobachtet hatten. Ich fragte sie, ob sie mich und meinen Handkoffer gegen gute Belohnung über die inundierte Fläche bis zum nächsten Dorfe, das schon wieder auf der Geest lag, tragen wollten. Nachdem sie sich zuerst etwas bedenklich angesehen hatten, erklärten sie sich dazu bereit. Ich kletterte also auf die breiten Schultern des einen, während der andere meinen Koffer ergriff und nun begann ein gefährlicher Marsch über die Eisfläche. Wiederholt brachen wir ein und es kostete dann immer Mühe wieder in die Höhe zu kommen. Mehrfach wechselte ich auch mein Streitroß. Daß ich bei diesem Ritt mit Hindernissen schließlich kaum einen trockenen Faden mehr am Leibe hatte, wird man begreiflich finden.

Im Dorfe Dorpstedt konnte ich einen Schlitten mieten, der mit zwei jungen kräftigen Pferden bespannt wurde und auf dem ich nun mit Windeseile über die fußhohe Schneefläche dahinfuhr. Wir passierten zwischen Reide und Jagel das Gelände, auf dem vor vierzehn Tagen (am 3. Februar) der Sturmangriff der Österreicher gegen die Danewirkstellung erfolgt war. Plötzlich scheuten die Pferde und sprangen mit einem Satz zur Seite. Der Kutscher stieß einen Schreckensruf aus. Wenige Schritte von uns entfernt ragte eine Totenhand aus dem Schnee hervor. Ich ließ halten und zerrte mit vieler Mühe aus dem Schnee einen Arm und dann die ganze Leiche eines österreichischen Kaiserjägers. Da noch weitere Leichen daneben zu liegen schienen, schickte ich den Schlitten zum nächsten Bauernhause und ließ um Leute mit Schaufeln bitten. Diese erschienen denn auch bald und nun gruben wir aus dem Schnee noch sieben tote Kaiserjäger heraus. Sie waren, nachdem sie gefallen, durch den anhaltenden Schneesturm jener Tage begraben worden und hatten unter der Schneedecke volle vierzehn Tage geruht. Daß sie im Norden Deutschlands eine solche eisige erste Ruhestätte finden sollten, werden sie sich in ihrer tiroler Heimat schwerlich haben träumen lassen.

Es war 1 Uhr geworden, als ich nach diesen aufregenden Unterbrechungen und Zwischenfällen in Schleswig eintraf. Ich fragte im Hotel Esselbach den Oberkellner, ob und wann ein Zug nach dem Süden abgehe und erhielt die beruhigende Antwort: um 3 Uhr. Ich hatte also Zeit, meine Kleider wenigstens notdürftig zu trocknen und einen Imbiß zu mir zu nehmen.

Um ½3 Uhr begab ich mich nach dem Bahnhof und erfuhr hier zu meinem Schrecken, daß der Zug bereits um 2 Uhr

abgefahren war. Er wurde regelmäßig um 2 Uhr abgelassen; die Auskunft, die mir der Oberkellner gegeben, war falsch gewesen. Vor 2 Uhr des nächsten Tages ging kein Zug, ich hatte also volle 24 Stunden verloren! Nachdem ich alle Fährlichkeiten und Zwischenfälle der Reise glücklich überwunden hatte und rechtzeitig in Schleswig eingetroffen war, mußte ich jetzt durch die Schuld des Oberkellners verhindert werden, noch heute abend nach Glückstadt an das Bett meines kranken Kindes zu gelangen!

In großer Erregung eilte ich ins Hotel zurück. Als mir hier der Oberkellner im Billardzimmer entgegentrat, donnerte ich ihn an mit der Frage, wie er sich habe unterstehen können, mir eine falsche Abfahrtszeit für den Eisenbahnzug zu nennen. Er setzte eine suffisante Miene auf, zuckte die Achseln und sagte, er habe es so genau nicht gewußt und sei ja auch nicht dazu da, über Fahrpläne Auskunft zu geben. Diese unverschämte Antwort brachte mich außer Fassung. Der Jähzorn übermannte mich, ich holte aus und schlug den Oberkellner derartig hinter die Ohren, daß er gegen das Billard taumelte.

„Nanu!“ rief eine tiefe, heisere Baßstimme hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte einen baumlangen preußischen Kürassieroffizier, dessen weißer Koller über und über mit Straßenschmutz bedeckt war und der außerdem sehr ungewaschen und unrasiert aussah. Um mich ihm gegenüber meines Exzesses wegen zu entschuldigen und meine Aufregung zu motivieren, schilderte ich ihm mit kurzen Worten die Situation. Er hörte mich voll Teilnahme an und sagte dann: „Da kann ich Ihnen wahrscheinlich helfen. Ich bin Ordonnanzoffizier beim Prinzen Friedrich Karl und gehe mit wichtigen Depeschen nach Berlin. In einer Tour bin ich von Düppel hierher geritten, bin aber doch zum Zuge zu spät

gekommen. Einen Extrazug zu requirieren war unmöglich, Eisenbahnwagen sind hier nicht vorhanden. Der Stationsvorsteher hat mir aber eine Rangierlokomotive zur Verfügung gestellt, die in einer halben Stunde zur Abfahrt bereit ist. Mit dieser hoffe ich den Personenzug noch irgendwo in Holstein einzuholen. Wollen Sie mich begleiten?"

Natürlich nahm ich dieses Anerbieten mit lebhaftestem Dank an. Wir fuhren nach einer halben Stunde ab und wenn es auch keinen besonderen Reiz hatte, in dem naßkalten Wetter und einem schneidenden Wind entgegen auf der offenen Lokomotive zu stehen, so erreichten wir doch unseren Zweck, indem wir in Elmshorn den Personenzug einholten. Da hier Anschluß nach Glückstadt vorhanden war, konnte ich noch am Abend im Hause meiner Schwiegereltern Frau und Kind umarmen. In der Krankheit meines Töchterchens war inzwischen die Krisis eingetreten und überwunden; jede Gefahr war beseitigt. Meine Sorge war unnötig gewesen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie seltsam in dem vorliegenden Falle der Zufall gespielt hat. Daß der Offizier gerade in dem Augenblick eintreten mußte, als ich die Auseinandersetzung mit dem Oberkellner hatte, war schon merkwürdig genug. Wir würden aber schwerlich Bekanntschaft gemacht haben, wenn ich es dem Oberkellner gegenüber bei einem Anschnauzer hätte bewenden lassen. Der Offizier hätte dann an dem einen Tisch sein Beefsteak verzehrt und ich an einem anderen Trübsal geblasen. Erst durch die dramatische Ohrfeigenszene, die sich vor seinen Augen abspielte, wurde sein Interesse erweckt und er veranlaßt, mir die Mitbenutzung seiner Lokomotive anzubieten. Man sieht hieraus, daß unter Umständen auch der Jähzorn sein Gutes haben kann.

III.

Allmählich traten wieder geordnete Verhältnisse ein. Die abgebrochenen Brücken und durchstochenen Dämme wurden wiederhergestellt, die Schanzen, die die Dänen aufgeworfen hatten, beseitigt. Das Leben nahm seinen alten gewohnten Lauf.

Gegen Ende des Monats März konnte ich meine Familie nachkommen lassen. Wir richteten uns in der früheren Kroghschen Wohnung außerordentlich gemütlich ein und verlebten nun eine Zeit ungestörten Glücks und behaglicher Ruhe, die uns nach der langen Trennung besonders wohltuend vorkam.

Es wurde mir leicht, mich in meine neuen Geschäfte hineinzufinden. Aus frühester Jugend mit Land und Leuten bekannt, war ich in kurzer Zeit über alle Verhältnisse der Landschaft orientiert. Bei meinem Verkehr mit den Eingesessenen kam es mir sehr zustatten, daß ich geläufig plattdeutsch sprach. Dies erweckte von vornherein Vertrauen und ersparte den Leuten die Verlegenheit, hochdeutsch radebrechen zu müssen; ich erschien ihnen nicht, wie die früheren dänischen Beamten als ein Fremder, sondern als einer der Ihrigen. Ich habe mich denn auch im amtlichen Verkehr fast ausschließlich der plattdeutschen Sprache bedient, habe in den gerichtlichen Terminen, wenn keine Advokaten anwesend waren, plattdeutsch verhandelt, ja die Erkenntnisse plattdeutsch verlesen.

Die ganze Geschäftsgebarung trug einen ausgesprochenen patriarchalischen Charakter. Nach Möglichkeit wurde alles mündlich abgemacht. Akten entstanden eigentlich nur im förmlichen Prozeßverfahren.

Auf meinem Schreibtisch lag ein großes eingebundenes Buch in Folioformat, in welches in Form kurzer Notizen alles eingetragen wurde, was auf der Landvogtei zur Verhandlung kam. Ich will einige Beispiele fingieren:

„Actum den soundsovielsten.

1. Es erscheint der Stavener X aus Y und bittet um Ladung des Staveners Z zur prima audientia am nächsten Thingstage.

Ladung ausgefertigt und dem Bauernvogt in Y zur Insinuation übersandt.

2. Es erscheint der Gendarm X und meldet, daß gestern abend im Dorfkruge eine blutige Schlägerei zwischen dem und dem stattgefunden habe.

Wird angewiesen, die beiden auf morgen vormittag 10 Uhr zu zitieren.

3. Es erscheint der Freibonde X aus Y und bittet, ihm die Einrichtung einer Schankwirtschaft in seinem Hause zu gestatten.

Wird abschläglich beschieden, da kein Bedürfnis vorhanden.

4. Es erscheint der Deichgeschworene X aus Y und meldet, daß bei dem gestrigen Sturm die Buhne bei Z stark beschädigt worden ist.

Termin zur Besichtigung auf morgen nachmittag 4 Uhr verabredet."

Auf diese summarische Weise wurden bisweilen zehn bis zwanzig Eintragungen am Tage gemacht. Es nahm das nicht viel Zeit in Anspruch und kostete wenig Tinte und Papier.

Abgesehen von den amtlichen Anträgen, Beschwerden usw., die man beim Landvogt vorzubringen hatte, wendete man sich an ihn auch häufig in rein persönlichen Angelegenheiten, um

sich Rats zu erholen. So ist mir eine Unterredung erinnerlich, die hierfür charakteristisch ist und die ich in plattdeutscher Sprache wiedergeben will, weil nur dadurch der ganze Humor ihres Verlaufs zur Wirkung kommen kann.

Ich hörte in meinem Arbeitszimmer, daß nebenan jemand meinen Bevollmächtigten Kähler fragte: „Is de Ohl to Huus?" (Mit der Bezeichnung „de Ohl", „der Alte", war ich gemeint, obwohl ich erst 27 Jahre zählte.) Dann wurde weiter gefragt: „Is he god to spreken?" Und als auch diese Frage bejaht war, klopfte es an meine Tür und herein trat ein sehr wohlhabender Stavener aus der Dorfschaft Wohlde. Nach freundschaftlichster Begrüßung, wobei die Hände geschüttelt wurden, daß die Gelenke krachten, und nachdem, wie gebräuchlich, erst einiges über Wind und Wetter geredet war, fragte ich ihn: „Wat hemmen Se denn uppen Harten?" Er kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Ja, dat is so'n Sak, ik wull Herrn Landvogt geern mal um Rat fragen. Se weeten ja, ik hew en Söhn, de is nu to sien Jahren kamen un is en fixen Kirl, da dachten ik un mien Fru, he kun frigen. Nu ist da mien Nahwer Frahm sien Deern, se is ja nich mehr jung un en beten stakerig, awer se sitt god in de Wull und kriegt up Stunns teindusend Mark mit und denn arft se ok noch von ehr Moderbroder. Da dach ik mi, dat wär een paßliche Fru för mienen Jung. Awer mien Ohlsch will nich. Se seggt, de Deern wär to ohlt und se meent, uns Jung müßt Anna Jörns frigen, Klas Jörns sin Dochter."

„Na, de hett doch ok wat to bieten."

„Ja, dat hett se wull, aber doch lang nich so veel as Stina Frahm. Un denn is se mi to jung. Se is man eben achttein Johr und hett nix lehrt un jachtert herum und de jungen Kirls sünd all as de Düwel achter ehr her."

„Na, wat seggt denn de Jung?“

„Ja, de Jung will ja partout de Anna Jörns.“

Ich nahm nun einen Bleistift und tat, als ob ich nachdächte und rechnete. Dann sagte ich:

„Ja sehn Se mal, Ehr Fru versteiht doch ok wat von de Wirtschaft un wenn de meent, de Anna Jörns wär de richtige Fru för Ehren Söhn, denn ward dat wull stimmen. Un up een paar dusend Daler bruken Se doch nich to sehen. Se sind ja een steenriken Mann. Un de Deern ward ja von Dag to Dag öller. Hochtied brukt ja nich öwermorgen to sien.“

„Ja, dat is wull allens richtig. Awer ik meen doch, de Stina Frahm wür mi beter passen.“

„För Se und mi wür se beter passen, dat stimmt. Awer Ehr Söhn is doch de nächste darto. He schall doch frigen und nich wie beiden.“

„Da hemmen Se wull recht in, Herr Landvogt, awer“ —

„Nee, seggen Se man Ehr Fru, ik har seggt, töwen kunnen se noch god un gern een Jahr, denn kunnt awer von mienswegen losgahn.“

„Ja, denn ward dat wull so dat beste sien. (Mit einem Griff nach der Hosentasche.) Wat bün ik schuldig?“

„Dat kost nix. Awer to Hochtied kunnen Se mi inladen.“

„Na, dat versteiht sik von sülwen. Na, denn adjüs ok, Herr Landvogt!“

Leider habe ich auf der Hochzeit nicht mittanzen können, denn ich war zur Zeit, als sie stattfand, nicht mehr in Süderstapel.

Die Frage oben „wat bin ik schuldig?“ klingt merkwürdig, sie lag aber nahe, weil zu damaliger Zeit die Beamten

fast ausschließlich auf Sporteln angewiesen waren und jeder, der etwas von einem Beamten verlangte, auf eine Gebührenforderung gefaßt sein mußte.

An Gehalt bezog der Landvogt aus der Staatskasse nur hundert dänische Taler, gleich achtzig Taler preußisch. Dazu kam an festem Einkommen noch das Süderstapeler „Ochsengrasgeld“ im Betrage von achtzig dänischen Talern. Es war das eine Summe, mit der die Dorfschaft Süderstapel das Weiderecht des Landvogts für soundsoviel Ochsen abgelöst hatte. Daneben waren die einzelnen Dorfschaften verpflichtet, dem Landvogt eine bestimmte Anzahl von Eiern und Hühnern zu liefern, und zwar in solcher Menge, daß wir in diesen Artikeln bis zur Bewußtlosigkeit schwelgen konnten.

Alle übrigen Einkünfte des Landvogts bestanden aus Sporteln. Eine bis ins kleinste Detail gehende Taxe regelte sie. Da waren feste Sporteln für jede einzelne Amtshandlung der streitigen und freiwilligen Gerichtsbarkeit, außerdem auch solche, die sich nach dem Werte des streitigen oder sonst in Frage kommenden Objekts richteten. So erhielt z. B. bei Erbschaftsregulierungen der Landvogt, abgesehen von allen einzelnen Terminsporteln, anderthalb Prozent der gesamten Erbschaftsmasse. Wie das von dem Bevollmächtigten sorgsam geführte Sporteljournal ergab, hatte mein Vorgänger in einem der fünfziger Jahre einmal die Erbschaften von drei großen Stavenbesitzern zu regulieren gehabt. Sein Einkommen hatte sich in diesem einen Jahr auf über 6000 Taler belaufen.

Ich habe es nicht über reichlich 2000 Taler gebracht. Freilich war ich auch in der Kunst des Sportulierens kein solcher Virtuose wie mein Vorgänger. Mein alter Gerichtsdiener Puck, der nach jedem Gerichtstage die Gebühren ein-

zukassieren hatte, war anfangs in Verzweiflung über die leichtsinnige Art, wie ich diese Angelegenheiten behandelte. So hatte ich einmal (es handelte sich um den Fall, dessen ich oben Seite 374 erwähnt habe) in einer Untersuchung wegen Körperverletzung und Sachbeschädigung einen Termin zur Vernehmung von etwa 20 Angeschuldigten und einem halben Dutzend Zeugen auf einen Dienstag vormittags 9 Uhr anberaumt und die Vernehmungen in einem Zuge bis zum Nachmittag zu Ende geführt. Es waren hiernach an Sporteln zu berechnen eine Terminsgebühr à 3 Mark und 26 Vernehmungsgebühren à 1 Mark, in Summa 29 Mark. Hierüber machte mir Puck die ernstesten und erregtesten Vorhalte. Er setzte mir auseinander, daß mein Verfahren im höchsten Grade unwirtschaftlich sei. Ich hätte die 26 nicht zusammen auf 9 Uhr vormittags vorladen sollen, sondern den einen auf 9 Uhr, den zweiten auf 9 Uhr 10 Minuten, den dritten auf 9 Uhr 20 Minuten und so fort; dann wären 26 Termine herausgekommen und die Sporteln wie folgt zu berechnen gewesen: 26 Terminsgebühren à 3 Mark = 78, dazu 26 Mark Vernehmungsgebühren, in Summa 104 Mark. Daß der brave alte Puck sich bei diesen Vorhaltungen nicht ausschließlich von menschenfreundlichen Regungen für mein finanzielles Interesse leiten ließ, ergab die nähere Durchsicht der Sporteltaxe. Auch seine Gebühren würden sich in entsprechendem Verhältnis vermehrt haben, wenn ich die Sache richtig angefaßt hätte.

Die zwangslose, gemütliche Art, in welcher die Geschäfte der Landvogtei, auch die gerichtlichen, erledigt wurden, erstreckte sich ebenfalls auf die Korrespondenz mit den benachbarten Behörden. An das Appellationsgericht, die oberste Zivilbehörde und den Amtmann von Gottorf und Hütten

wurde natürlich mit allen vorgeschriebenen Kurialien berichtet. Der Verkehr mit koordinierten Beamten aber bewegte sich häufig in der Form eines Briefwechsels, der Amtliches und Privates durcheinander warf. Als Beispiel führe ich einen Brief an, den ich zufällig aufbewahrt habe. Er rührt von Theodor Storm her, der damals als Landvogt von Husum mein nächster Nachbar war.

„Husum, 2. Mai 1864.

„Lieber Kollege Tiedemann!

„Ich habe eine Bitte, und zwar eine kollegialische an Sie. Anna Henkens aus Hude, also meiner Obervormundschaft angehörig, welche bei Ww. Gondel in Norderstapel dient, beklagt sich, daß der eine ebendort wohnende ihrer Vormünder Claus Henkens ihr von ihrem Dienstlohn (23 Tlr. jährl.) die nötigen Kleider nicht schaffen will. Wollen Sie nicht so gütig sein, ihn und das Mädchen einmal zu sich kommen zu lassen, die Sache womöglich patriarchalisch in Ordnung zu bringen und mir dann ein Wort über den Ausfall zu schreiben.

„Wie geht es Ihnen und Ihrer Frau denn? Man hört nichts voneinander. Ich habe hier schon seit längerer Zeit einen Gesangverein von 50—60 Mitgliedern im Gange und denke nächstens Konzert zu geben. (Mendelss. 72. Psalm u. a.)

„Wie es politisch mit uns wird — dat blivt mi düster.

„Poetisch habe ich eigentlich nur Lust zu schreiben, was schon Dante leider geschrieben, — eine recht schwefliche Hölle:

„Um, die sich Mensch nennt, diese Kreatur
„In die verfluchten Kreise einzureihen.

„Übrigens mit bestem Gruß

Ihr

Th. Storm."

IV.

Als Landvogt war ich zugleich Deichgraf der Landschaft Stapelholm. Zweimal im Jahre wurden von dem Deichinspektor für das Herzogtum Schleswig (damals Kapitän von Irminger) und mir die vorgeschriebenen Deichschauen abgehalten. Wir befuhren, begleitet von den Deichgeschworenen der einzelnen Dorfschaften, die mächtigen Deiche, welche die Niederungen der Landschaft gegen die Eider schützten und brauchten, da die Eider gerade zwischen Stapelholm und Dithmarschen große Windungen und Kurven macht, zwei Tage für diese Fahrt. An dem ersten begannen wir in Friedrichstadt und endeten in Süderstapel, wo dann bei mir ein kleines Diner stattzufinden pflegte. Am zweiten ging es weiter bis Bargen, wo im Hause des alten patriotischen Fährpächters Rahn das Schauprotokoll in Gegenwart aller Deichgeschworenen festgestellt und dann zum Abschluß des Geschäfts ein Zechgelage begonnen wurde, das bis tief in die Nacht hinein dauerte und an die Trinkfestigkeit der Teilnehmer nicht geringe Ansprüche stellte. Es war das ein Jahrhunderte alter Brauch, an dem nicht gerüttelt werden durfte. Auch das Getränk war durch die Tradition vorgeschrieben. Es bestand aus dem friesischen Teepunsch, der bei allen Deichschauen an der Westküste eine so große Rolle spielt, einer Mischung von drei Viertel gekochten Jamaikarums und ein Viertel starken Tees mit sehr viel Zucker. Um dieses Höllengebräu vertragen zu können, das, nebenbei gesagt, gar nicht so übel schmeckte, durfte man nicht zimperlich veranlagt sein. Ich stellte damals im Zechen meinen Mann und machte alle Versuche der alten

wetterharten Deichgeschworenen, mich unter den Tisch zu trinken, zuschanden. Aber leugnen kann ich nicht, daß es immer noch einige Tage nach einer solchen Deichschau in meinem Schädel rumorte.

Dank der Tüchtigkeit und Wachsamkeit der Deichgeschworenen, die als Grundbesitzer ja selbst das größte Interesse an der Widerstandsfähigkeit der Deiche hatten, befanden sich diese in musterhaftem Zustande. Jede Beschädigung wurde mir sofort zur Anzeige gebracht und ich sorgte dann für schleunige Ausbesserung. Der Regel nach bestand daher keine Gefahr. Die Eider war im allgemeinen ein friedlicher Fluß. Nur wenn bei einer Sturmflut das Hochwasser der Nordsee plötzlich hereinbrach, war eine Katastrophe nicht ausgeschlossen. In einem solchen Falle galt es einen Kampf mit dem wilden Element auf Leben und Tod.

Den Schauplatz dieses Kampfes konnte man im voraus genau bestimmen. An einer Stelle, zwischen Drage und Süderstapel bildete der Deich eine große konkave Rundung. Hier wühlte sich das Hochwasser, wenn es bei starkem Sturm mit rasender Wucht hereinströmte, wie ein Bohrer in die Außenwand des Deiches und riß ganze Strecken fort. Zum Schutze dieser gefährdeten Stelle waren daher mehrere Buhnen, „Struckhöved", Strauchhäupter, wie man sie dort nannte, in den Strom hineingebaut, der Deich selbst war hier in seiner Höhe und Breite verstärkt worden und für alle Fälle befand sich an der Innenwand ein kleines Verteidigungsarsenal, ein Lager von Faschinen, Pfählen und mit Sand gefüllten Säcken.

Im Herbste 1864, zur Zeit der Äquinoktialstürme, hatte schon seit mehreren Tagen ein starker Westwind geweht. An einem Nachmittag schwoll er zu einem Orkan an und zu-

gleich traf ein Telegramm aus Tönning ein: „Springflut im Anzug.“

Sofort wurden die an der Eider belegenen Ortschaften alarmiert. Die Sturmglocken läuteten und die für solche Zwecke designierten Mannschaften eilten, mit Schaufel und Spaten bewaffnet, an die vorhin beschriebene, in erster Linie gefährdete Stelle. Als ich dort eintraf, waren die Buhnen bereits überflutet. Der aufgeregte Strom wuchs mit jeder Minute und warf seine Spritzwellen bis zur Kuppe des Deiches. Es galt nun jedes Loch, das die Sturmflut in den Deich riß, sofort mit Faschinen und Sandsäcken zu verstopfen. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen und erschwerte die Arbeit.

Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr. Um Mitternacht warf die Brandung ganze Wellen über den Deich. Nur unter Aufbietung aller Kräfte konnte man sich oben aufrecht erhalten und in jedem Augenblick mußte man darauf gefaßt sein, weggespült zu werden. Mit der Kraft der Verzweiflung wurde gearbeitet. Brach der Deich und stürzte sich die Flut in die Niederung, so waren wir alle verloren, so wurden wir rettungslos mit fortgerissen.

Alle aufgestapelten Faschinen und Sandsäcke waren bereits zur Ausfüllung der von der Flut weggespülten Teile des Deiches verwendet und doch stieg das Wasser noch immer und brauste der Orkan stärker wie je. Mit Gepolter stürzten die Sandmengen in die Tiefe. Jeder weitere Widerstand schien vergeblich zu sein und ich überlegte mir bereits, ob ich nicht den Deich seinem Schicksal überlassen und zu unserer persönlichen Rettung das Kommando zur Flucht auf eine weniger gefährliche Stelle geben sollte. Da warf sich der alte Deichgeschworene aus Drage (seinen Namen habe ich leider vergessen), der während

der ganzen Zeit des Kampfes neben mir gestanden hatte, auf die Knie und rief mit emporgestreckten Händen: „Du lewe, lewe Gott! Help uns, help uns, fus sind wie verloren!" Und wunderbarerweise begann fast in demselben Moment die Flut zu sinken; noch einige Augenblicke, dann fiel sie rapide. Alles atmete auf und dann rief der Deichgeschworene frohlockend: „Ik dank Di, Du leewer Gott! De Diek up de anner Sied is braken."

So war es in der Tat. Etwa eine halbe Meile von unserem Kampfplatz entfernt, in der Nähe des Dorfes Delve, war der Deich auf dithmarscher Seite gebrochen. Als es zu tagen begann, bot sich uns unseren Blicken ein überraschendes Bild. Soweit das Auge reichte, war in Dithmarschen alles in einen See verwandelt, aus dem hier und da einzelne Häuser und Bäume hervorragten.

Am nächsten Tage begab ich mich an die Bruchstelle. In einer Länge von über hundert Schritt war der Deich vollständig fortgerissen. Wie sich bei späterer Untersuchung ergab, war auch das Erdreich unter dem Deiche bis zur Tiefe von 30—40 Fuß ausgehöhlt. Man kann hiernach ermessen, mit welcher Gewalt die Katastrophe erfolgt ist. Der Schaden, den die Überschwemmung in den dithmarsischen Kirchspielen Delve und Lunden angerichtet hatte, bezifferte sich nach Hunderttausenden. Verschiedene Gebäude waren durch die hereinbrechende Flut umgerissen worden und zahllose Pferde und Kühe, die sich noch auf der Weide befanden, waren ertrunken. Dasselbe Schicksal würde die Stapelholmer Marschen ereilt haben, wenn der dithmarsische Deich noch eine halbe Stunde länger Widerstand geleistet hätte; dann wäre der unserige unfehlbar gebrochen.

Kapitel XVII.

Die Neubildung der nationalen Partei.

I.

Inzwischen hatte sich das Rad der Weltgeschichte unaufhaltsam weiter gedreht. Düppel war erstürmt, Alsen erobert, das Londoner Protokoll lag in Fetzen am Boden, Dänemark war schachmatt gesetzt. Im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 trat König Christian IX. seine Rechte auf Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich ab. Das heißersehnte Ziel der endgültigen Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark war erreicht.

Man hätte erwarten sollen, daß das ganze Land von Jubel widerhallt hätte ob dieser unverhofften Wendung der Dinge. Das war aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, die Nachricht vom Abschluß des Wiener Friedens erregte bei dem weitaus größten Teile der Bevölkerung nur Mißmut und Verstimmung. Man hatte etwas anderes erwartet, man hatte gehofft, daß der Feldzug mit der Einsetzung Herzogs Friedrich VIII. als Landesherrn enden werde und fühlte sich nun bitter enttäuscht. Die große Masse trieb nur Gefühlspolitik und es ist charakteristisch, daß dieselben Elemente, die sich beim Beginn der Bewegung nur

schwer entschließen konnten, die Partei des Herzogs zu ergreifen, später, nachdem dies einmal geschehen, am hartnäckigsten an ihm festhielten. Für sie hatte der nationale Kampf gegen Dänemark und seine Beendigung durch Preußen und Österreich längst das Interesse verloren; ihr ganzes politisches Empfinden drehte sich ausschließlich um den „angestammten Herzog Friedrich VIII.“ Daß durch den Wiener Frieden die ganze politische Situation mit einem Schlage verändert war, wollten sie nicht begreifen.

Und doch hätte sich eigentlich jeder, der nicht in doktrinäre Vorurteile verrannt war, bei ruhiger Überlegung eingestehen müssen, daß das berühmte Schlagwort in der herzoglichen Proklamation vom 16. November 1863: „Mein Recht ist Eure Rettung“ jetzt seine Bedeutung verloren hatte. Nicht das Recht des Herzogs, sondern preußisch-österreichische Bajonette hatten die Dänen aus Schleswig verdrängt und die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark erwirkt. Namentlich Preußen hatte in vollstem Maße das Unrecht gesühnt, das es 1851 an Schleswig-Holstein begangen, es hatte im Gegensatz zu der ohnmächtigen Haltung der Mittelstaaten den nachdrücklichen Beweis geliefert, daß es die Interessen Deutschlands militärisch und diplomatisch tatkräftig zu schirmen wisse. Das gesunde Programm des National-Vereins: Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, das durch eine Verkettung von Irrungen und Mißverständnissen vorübergehend verdunkelt war, mußte jetzt wieder im hellsten Licht erscheinen. Vor allem aber mußte die Frage, ob denn die Schaffung eines neuen souveränen deutschen Kleinstaats im Interesse einer solchen Einigung Deutschlands ja auch nur im wahren Interesse Schleswig-Holsteins liege, zum ernstesten Nachdenken auffordern.

Was man damals über die Verhandlungen des Herzogs mit Preußen erfuhr, ließ nicht erkennen, daß der Herzog geneigt sei, zugunsten der Vormachtstellung Preußens auf wesentliche Rechte zu verzichten. Zwar hatte er sich bereit erklärt, eine Militärkonvention mit Preußen zu schließen, die schleswig-holsteinischen Truppen sollten aber nicht dem Könige von Preußen den Fahneneid schwören, sie sollten nicht außer Landes verlegt werden dürfen usw. Auch gegen die von Bismarck geforderte völlige Verschmelzung der Post- und Telegraphenverwaltung wurden Bedenken erhoben; ebenso gegen Landabtretungen zur Anlage von Festungen und Kriegshäfen. Es schien, als ob man im Vertrauen auf die Unterstützung Österreichs sich nur widerstrebend zu Konzessionen an Preußen herbeilassen werde. Die größte Schwierigkeit für einen befriedigenden Abschluß der eingeleiteten Verhandlungen lag aber darin, daß der Herzog zunächst seine Einsetzung als Souverän verlangte, um dann erst, und zwar unter ausdrücklichem Vorbehalt der Zustimmung der schleswig-holsteinischen Stände ein endgültiges Abkommen mit Preußen zu treffen, während Bismarck umgekehrt die preußischen Forderungen sichergestellt wissen wollte vor Anerkennung des Herzogs und Einberufung der Ständeversammlung. Daß eine unter dem Hochdruck der augustenburgischen Agitation gewählte Volksvertretung noch weniger, wie der Herzog persönlich, geneigt sein würde, Preußen weitgehende Rechte einzuräumen, lag auf der Hand.

Einen schroffen Gegensatz zu der allgemeinen Volksstimmung bildete eine Adresse, die Baron Scheel-Plessen mit sechzehn anderen, meist der Ritterschaft angehörenden Unterzeichnern am 22. Dezember 1864 an den König von Preußen und den Kaiser von Österreich richtete. Die Ritter-

schaft hatte sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der augustenburgischen Bewegung gegenüber von Anfang an sehr kühl, wenn nicht geradezu ablehnend, verhalten. Sie war durch die Bewegung vollständig in den Hintergrund gedrängt. Jetzt schien ihr der Zeitpunkt gekommen, wieder auf dem Plane zu erscheinen. In der erwähnten Adresse, deren Fassung nicht gerade sehr glücklich war, denn sie litt an Unklarheiten und ließ verschiedene Interpretationen zu, wurde darum gebeten, 1. daß eine unparteiische rechtliche Untersuchung der Frage: wer zur Erbfolge in die Landesherrschaft über die Herzogtümer berufen sei, angestellt und 2. daß das Resultat solcher Untersuchung einer nach gesetzmäßigem Vorgang vereinigten schleswig-holsteinischen Ständeversammlung in überzeugender Weise kundgegeben werde. Für den Fall, daß die Grundsätze des Erbrechts zu einer Zersplitterung der Herzogtümer führen sollten, vertraue man der weisen Fürsorge der Majestäten. Ansprüche auf Teile könnten kein Recht auf das unteilbare Ganze begründen und müßten gegen die Rücksicht auf die Wohlfahrt der Lande zurücktreten. Diese erfordere möglichste Sicherung durch genügende Machtverhältnisse, welche nicht besser gewährt werden könne als durch den engsten Anschluß an eine der deutschen Großmächte, und zwar an die preußische Monarchie als die nächstliegende derselben. Dabei gehe man von der Erwartung aus, daß den Herzogtümern unter allen Umständen eine den Eigentümlichkeiten derselben entsprechende Selbständigkeit in bezug auf die inneren Angelegenheiten werde erhalten werden.

Obwohl diese Adresse nur 17 Unterschriften trug, machte sie doch auf allen Seiten einen tiefen Eindruck. Sie kam der orthodoxen augustenburgischen Partei sehr ungelegen. Sofort wurde eine Gegendemonstration in Szene gesetzt. Am

14. Januar (während des Kieler Umschlags) gaben 40 Großgrundbesitzer, darunter 7 Mitglieder der Ritterschaft eine „Erklärung" ab, in der es hieß: „Im Bewußtsein der Übereinstimmung mit dem Willen und der Rechtsüberzeugung der Gesamtbevölkerung unseres Landes und in der Überzeugung zum Besten unseres Vaterlandes zu handeln, halten wir fest an der auf Grund des Rechts gelobten Treue zu unserem Herzog Friedrich VIII.; halten wir fest an der Forderung, daß bei der zu beschleunigenden Ordnung unserer staatlichen Verhältnisse sowohl im Innern als in Beziehung zu Deutschland dem Herzog und den gesetzlichen Vertretern des Landes die entscheidende Stimme zusteht."

Diese Erklärung fand innerhalb eines Monats gegen 40 000 Unterschriften.

Die Hochflut der augustenburgischen Bewegung, die nunmehr ganz ins partikularistische Fahrwasser geraten war, hatte damit ihren Höhepunkt erreicht. Es schien dringend erforderlich, ihr einen neuen Damm entgegenzusetzen und dieser Aufgabe unterzogen sich die Mitglieder des alten Landeskomitees, die im November 1863 zuerst den Herzog auf den Schild erhoben hatten nicht aus dynastischen, sondern aus nationalen Beweggründen.

II.

Reventlow war der erste, der die Gefahr erkannt hatte, welche für eine gesunde nationale Entwicklung Deutschlands in der Schaffung eines neuen Kleinstaats an der Elbe lag. Seine Beteiligung an den Verhandlungen des augustenburgischen Ministerrats hatte ihm vielfach Gelegenheit geboten,

die einseitig partikularistischen Gesichtspunkte kennen zu lernen, von denen sich die eigentlichen Ratgeber des Herzogs mehr und mehr leiten ließen. Schon im Januar 1864, als noch in unsern Kreisen die Wogen der augustenburgischen Begeisterung hoch gingen und niemand die großzügige Bismarcksche Politik zu durchschauen vermochte, äußerte er sich verstimmt und mißbilligend über die kleinen diplomatischen Intriguen und juristischen Winkelzüge, mit denen allein Sammer zu operieren wußte. Der augustenburgischen Sache unter solcher Leitung prophezeite er schon damals ein unrühmliches Ende.

Im Juni 1864 hatte dann auf seine Einladung in Rendsburg eine vertrauliche Besprechung stattgefunden, an der Römer, Rave, Wiggers, Spethmann, Johannsen, Bleick Bleicken und sein Bruder, der Kaufmann in Tönning war, sowie der Apotheker Lehmann in Rendsburg (ein Bruder Theodor Lehmanns) und ich teilnahmen. Wir hatten uns schon damals darüber verständigt, daß es jetzt an der Zeit sei, zu unserer ersten Liebe, d. h. zu Preußen zurückzukehren und für den Gedanken Propaganda zu machen, daß Schleswig-Holsteins Zukunft nur im engsten Anschluß an Preußen gesichert werden könne. In diesem Sinne sollten namentlich die drei uns zur Verfügung stehenden Zeitungen wirken (Norddeutsche Zeitung in Flensburg, Schleswiger Nachrichten in Schleswig, Itzehoer Nachrichten in Itzehoe). Von einer besonderen Organisation sahen wir damals noch ab, weil wir glaubten in den schleswig-holsteinischen Vereinen die geeigneten Handhaben für die Durchführung unserer Absichten zu besitzen.

Da wir uns in dieser Voraussetzung inzwischen gröblich getäuscht sahen, mußte jetzt die Taktik geändert werden. In

einer von Reventlow und Römer berufenen Versammlung in Rendsburg am 12. Februar 1865, zu der 38 Teilnehmer (nicht 24, wie es irrtümlich in dem Geschichtskalender von Schultheß heißt) sich eingefunden hatten, wurde nach kurzer Debatte beschlossen, eine neue „nationale" Partei zu gründen mit folgendem Programm:

1. „Die nationale Pflicht und das Interesse Schleswig-Holsteins fordern, daß dem Staate Preußen die seiner Aufgabe als Schutzmacht der Herzogtümer entsprechenden Rechte voll und für alle Zeit zuteil werden.
2. Wir verstehen unter diesen Rechten zunächst die volle Militärhoheit zu Wasser und zu Lande, die diplomatische Vertretung und handelspolitische Führung.
3. Diese Rechte sind vor der definitiven Ordnung unserer innern Verhältnisse sicherzustellen."

In den Vorstand wurden gewählt Advokat Römer in Flensburg, Advokat Rave in Itzehoe, Dr. phil. Handelmann in Kiel, Apotheker Lehmann in Rendsburg und Kaufmann Bleicken in Tönning.

Bemerkenswert ist, daß die Neugründung der nationalen Partei zehn Tage vor Absendung der Bismarckschen Depesche an Österreich (vom 22. Februar) erfolgte, in welcher die sogenannten Februar-Forderungen, die sich mit unserem Programm deckten, formuliert wurden. Damals waren noch nicht die geringsten Beziehungen zu Bismarck angeknüpft. Die Übereinstimmung war daher eine ganz spontane.

Im Lande aber hatte unser Auftreten eine Wirkung, welche die der Siebzehner-Adresse weit übertraf. Hatten Scheel-Plessen und Genossen schon einen Entrüstungssturm hervorgerufen, so schwoll dieser zu einem Orkan an,

als unser Programm mit unsern Unterschriften bekannt wurde. Scheel-Plessen hatte man niemals recht getraut, man hatte in ihm immer einen Gegner vermutet, wir aber, deren Führung man sich anfangs blind überlassen hatte, waren „Renegaten", waren „Verräter". Auf uns ergoß sich daher die volle Schale des Zorns.

Namentlich die schleswig-holsteinischen Vereine gerieten jetzt vollständig aus Rand und Band. Ihre eigentlichen Begründer Reventlow, Rave, Spethmann usw. hatten längst die Leitung verloren; sie war in die Hände von Männern wie Ahlmann, Wiggers, Hänel übergegangen. Aber selbst diesen ging jetzt die antipreußische Strömung zu weit. In einer Delegiertenversammlung der Vereine in Rendsburg am 26. Februar (es waren 120 Vereine durch 208 Delegierte vertreten) wurde ein Antrag des Kieler Vereins, der wörtlich mit der „Erklärung" der Vierzig übereinstimmte, einstimmig angenommen, ein weiterer Antrag aber, der folgendermaßen lautete: „Wir erklären uns aber gleichzeitig bereit, unbeschadet der innern Selbständigkeit des Landes und auf Grund eines durch den Herzog unter gesetzlicher Mitwirkung der Landesvertretung zu schließenden Vertrages eine engere Verbindung mit Preußen einzugehen in denjenigen Angelegenheiten, deren gedeihliche Entwicklung ohne Anlehnung an die norddeutsche Großmacht weder für Schleswig-Holstein noch für das übrige Deutschland möglich ist" — trotz dieser zahmen, ganz unverbindlichen Fassung mit 120 gegen 88 Stimmen abgelehnt. Ahlmann, Wiggers und Hänel traten infolgedessen aus dem engeren Ausschuß aus, in den nunmehr nur radikale Gegner Preußens gewählt wurden.

Im Anschluß hieran wurde gegen uns „Nationale" in ganz systematischer Weise ein Boykott inszeniert, der die

Wirkung haben sollte, uns politisch und gesellschaftlich tot zu machen. Wer sich über die Art und den Umfang dieses Boykotts informieren will, der lese die Schrift: „Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein“ von Gustav Rasch, in der triumphierend geschildert wird, in wie raffinierter Weise man uns „Renegaten“, ebenso wie die preußischen Offiziere zu isolieren suchte. Jedem einzelnen von uns werden in dieser Schmähschrift für seine „Abtrünnigkeit“ die unlautersten Motive untergeschoben. Und ganz in demselben Sinne fiel die gesamte augustenburgische Presse über uns her. Mir passierte es in jener Zeit, als ich das vollbesetzte Gastzimmer des Ravenschen Hotels in Schleswig betrat, daß sich sämtliche Anwesende demonstrativ erhoben und im Gänsemarsch das Lokal verließen.

III.

Angesichts der vielseitigen Schwierigkeiten der damaligen Situation erschien es dringend geboten, mit den preußischen maßgebenden Kreisen Fühlung zu gewinnen. Römer und Bleicken begaben sich daher Ende Mai 1865 nach Berlin.

Gleichzeitig machte ich auf eigene Faust den Versuch, mit Scheel-Plessen eine Verständigung anzubahnen. Die „Siebzehner“ und die „Nationalen“ hatten sich bis dahin wenig freundlich gegenübergestanden. Es lag das teils in der prinzipiellen Verschiedenheit des Standpunktes, von dem die Bestrebungen beider Gruppen ausgingen, teils in einer, schon Jahre hindurch eingewurzelten persönlichen Gegnerschaft Scheel-Plessens und Römers. Durch diese Antipathie beeinflußt hatte Römer nach dem Bekanntwerden der Siebzehner-

Adresse in der Flensburger Norddeutschen Zeitung einen Artikel veröffentlicht, in welchem er erklärte, die Anschauungen dieser Adresse wichen „um die Weite eines Horizonts“ von den unsrigen ab. Ich hatte ihm mit Rücksicht hierauf keine Mitteilung gemacht von meiner Absicht, mit Scheel-Plessen zu verhandeln. Nachdem dies geschehen, schrieb ich ihm einen Brief, den ich hier wörtlich mitteilen will, weil er einige nicht uninteressante Streiflichter auf die politischen Vorgänge jener Zeit wirft.

Süderstapel, 25./5. 65.

Lieber Römer!

„In der vorigen Woche machte ich von Hamburg aus, wo ich mich einige Tage aufhielt, dem Baron Scheel-Plessen einen Besuch, welcher sich zu einer fast dreistündigen Unterredung entwickelte. Ich sagte ihm, daß ich lediglich aus eigenem Antriebe ohne mit irgend einem meiner Parteigenossen Rücksprache genommen zu haben, zu ihm gekommen sei, daß ich persönlich aber eine Verständigung zwischen ihm und uns hinsichtlich der in Zukunft vorzunehmenden Schritte für wünschenswert halten müsse und ihn daher bitten möchte, mir seine Auffassung der jetzigen Sachlage darzulegen und mir unumwunden zu sagen, ob er zu einer solchen Verständigung geneigt sei. Scheel-Plessen ging hierauf mit der größten Bereitwilligkeit ein. Es schien ihm offenbar sehr angenehm zu sein, einem Mitgliede der nationalen Partei gegenüber sich ungezwungen aussprechen zu können. Als ich bemerkte, daß unser Programm sonnenklar sei, daß man aber in die Siebzehner-Adresse allerlei Wunderlichkeiten hineininterpretieren könne, räumte er dies gewissermaßen ein, meinte jedoch, man sei nur zu geneigt gewesen, ihm und seinen

Parteigenossen Dinge zu imputieren, die ihnen gänzlich fern gelegen. Er sei unbedingt für Annexion an Preußen. Nur diese Lösung entspreche den Interessen des Landes. Er stehe ungefähr auf dem Standpunkte von Treitschke und Mommsen, nur mit dem Unterschiede, daß diese die Erbansprüche des Augustenburgers für berechtigt anerkennten, während er von ihrer völligen Grundlosigkeit überzeugt sei. Er wärmte nun die alten Eier auf. Kein Prätendent habe auf das ganze Territorium der beiden Herzogtümer Ansprüche, in der jüngeren königlichen Linie gebe es kein Primogeniturstatut usw. Seine Ausführungen waren ebenso scharfsinnig wie interessant; sie interessieren mich aber doch zu wenig, als daß ich mir die Mühe geben möchte, sie zu wiederholen. Ungleich interessanter waren seine Mitteilungen über die Entstehung des Projekts, die Stände Schleswig-Holsteins zusammenzurufen. Dieser Plan sei unter ganz disparaten Verhältnissen entstanden. Von den Mittelstaaten sei ein am Bunde einzubringender Antrag auf Befragung der Herzogtümer vorbereitet worden, dem Österreich nach vielem Drängen insgeheim seine Zustimmung gegeben habe. Die französische Regierung habe hiervon Wind bekommen und habe in Berlin durch die Blume zu verstehen gegeben, sie könne die preußische Politik nicht fernerhin durch passives Verhalten unterstützen, wenn Preußen sich diesem Antrage widersetze. Von allen Seiten bedrängt, im Kampfe mit der halben Welt, mit den Kammern, mit den Sympathien der königlichen Familie usw. habe Bismarck endlich, um sich nicht den Wind vollständig aus den Segeln nehmen zu lassen, Hals über Kopf, ohne jegliche Vorbereitung, ohne auch nur mit Ruhe die Konsequenzen dieses Schrittes zu ziehen, den Antrag auf Zusammenberufung der Landesvertretung in den Wirrwarr des diplomatischen Hexen-

kessels hineingeworfen. Es sei ein großer, aber sehr verzeihlicher Fehler. Bismarcks Stellung sei unbeschreiblich schwierig. Es gehörten Nerven von Draht dazu, um sich auch nur physisch in einer so disparaten Stellung aufrecht erhalten zu können. Der Fehler sei übrigens um so verhängnisvoller gewesen, als er wahrscheinlich eine gänzlich unerwartete, aber in jeder Beziehung erfreuliche Lösung der schleswig-holsteinischen Frage ad graecas calendas verschoben habe. Er (Scheel-Plessen) wisse nämlich, daß sich der Herzog vor dem Bekanntwerden des Bismarckschen Planes in Kiel ernsthaft mit dem Gedanken getragen habe, seine Erbansprüche an das Haus Hohenzollern abzutreten. Ein gewisser Jemand, der in nahen Beziehungen zum Herzog stehe, habe einem andern gewissen Jemand, mit dem er früher auf politischem Felde gemeinsam tätig gewesen, die inhaltsschwere Eröffnung gemacht, daß der Herzog mit seinem Gewissen vielfach darüber zu Rate gehe, ob ein ferneres Beharren auf seinem Rechte nicht den Interessen der Herzogtümer schädlich sei. Der Herzog sei in seiner bisherigen Haltung zuerst wankend gemacht durch die Siebzehner-Adresse, besonders durch die Unterschrift des Grafen Holstein und einiger anderer, die früher zu ihm gehalten, sodann durch die Erklärungen Treitschkes, Mommsens*) und Sybels, endlich und vor allen Dingen durch das offene Hervortreten der nationalen Partei. Er fange an, sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Rücktritts vertraut zu machen.

„Auf meine etwas indiskrete Frage, ob die erwähnte Eröffnung in Berlin stattgefunden habe, antwortete Plessen:

*) Theodor Mommsen schloß seine Aufsehen erregende Broschüre: „Die Annexion Schleswig-Holsteins“ mit den Worten: „Hoher Herr, es kann nicht sein! Es ist wider das Wohl des Landes!“

Nein! Er dürfe auch den Ort und die Namen der Betreffenden nicht nennen. Die Äußerung sei jedoch augenscheinlich in der Absicht gemacht, daß man in Berlin davon Nachricht erhalte. — Ich denke, die beiden Jemande sind hiernach nicht schwer zu erraten.*) Plessen nahm mir übrigens das Wort ab, über vorstehende Mitteilungen nichts in die Presse kommen zu lassen und ich erwarte, lieber Römer, daß Sie mein Wort respektieren.

„Natürlich, fuhr Plessen fort, habe die Nachricht von dem bevorstehenden Zusammentritt der Stände die Situation in Kiel wieder vollständig verändert. Man denke nicht mehr an einen Verzicht. Plessen meinte nun, es sei unsere (der nationalen Partei) Aufgabe, auf den Herzog dahin zu wirken, daß er doch freiwillig abdanke. Ich erwiderte ihm, daß wir dieser Aufgabe nicht gewachsen seien, denn meines Wissens erfreue sich niemand von uns des geringsten Einflusses in Kiel. Mit besserem Erfolg würden wir wahrscheinlich auf die liberalen Kreise des preußischen Abgeordnetenhauses wirken können. Plessen fragte mich nun, ob es wahr sei, daß Sie in Berlin gewesen und was Sie dort ausgerichtet, und nahm meine Antwort, daß ich hierüber nichts wisse, etwas ungläubig auf.

„Hinsichtlich der Frage der Zusammenberufung der Stände bemerkte er dann noch, er sei gleich nach Berlin geeilt, um weitere falsche Maßregeln in dieser Richtung zu verhindern, sei aber durch Bismarck vollständig beruhigt worden. Die ganze Geschichte werde wahrscheinlich im Sande verlaufen.

*) Damals muß dies in der Tat keine Schwierigkeit gemacht haben, denn Römer wußte sofort, um wen es sich handle. Heute, nach vierzig Jahren, zerbreche ich mir vergeblich den Kopf darüber. Ich habe keine Ahnung mehr, wer hier gemeint ist.

„Dann kam noch folgendes zur Sprache. Der größte Wühlhuber hier im Lande sei Halbhuber.*) Er beabsichtige jetzt eine Adresse zu verbreiten, in welcher der Kaiser von Österreich um schleunige Einsetzung des Herzogs gebeten werde. Von befreundeter Seite sei nun an Plessen die Aufforderung ergangen, eine Gegenadresse um Annexion an den König von Preußen loszulassen. Er fragte mich, was ich hierzu meine und ob wir wohl eventuell diese Adresse mit unterschreiben würden. Ich antwortete, daß meiner Ansicht nach ein solcher Schritt unter den obwaltenden Verhältnissen unpolitisch sein würde. Er würde nichts bewirken, wie eine neue und vermehrte Auflage der 40000-Erklärung. Außerdem würden wir uns nicht gut hieran beteiligen können. Wir wollten, unserm Programm zufolge, offiziell nichts weiter, wie die Durchführung der preußischen Forderungen. Die Frage, ob Anschluß oder Annexion, sei unter uns eine offene. Es sei meines Erachtens kein Grund für uns vorhanden, jetzt schon mit der Forderung der Annexion offen hervorzutreten. Plessen gab mir recht und erklärte, er werde von der projektierten Gegenadresse vorläufig absehen. Ich schlug ihm vor, damit zu warten, bis die partikularistische Stimmung im Lande, welche jetzt durch die Hoffnung auf Zusammenberufung einer Landesvertretung neue Nahrung bekommen, durch die Vereitlung dieser Hoffnung etwas gedämpft sei.

„Ich habe natürlich nur den wesentlichen Inhalt unseres Gesprächs skizziert. Es kam noch manches zur Sprache, was

*) Freiherr Halbhuber von Festwill war damals österreichischer Zivilkommissar in Schleswig-Holstein. Er lebte mit seinem preußischen Kollegen, Freiherrn von Zedlitz, auf ständigem Kriegsfuße. —

eigentlich nicht zur Sache gehörte: Cavour, die Mainlinie, Treitschkes Staatenbund und Bundesstaat usw.*)

„Beim Abschiede bat mich Scheel-Plessen, ihm über unsere Pläne, soweit das die Parteidisziplin gestatte, Mitteilung zu machen und versprach mir, seinerseits mich vorgängig zu benachrichtigen, wenn er etwas zu unternehmen beabsichtige. Eine Verständigung über gemeinsames Vorgehen werde sich eventuell leicht erzielen lassen.

„Die Brücke zwischen uns und den Siebzehnern wäre somit geschlagen. Ich überlasse es Ihrer besseren Einsicht, ob sie weiterhin benutzt werden soll. Zunächst bitte ich nur, mir mitteilen zu wollen, was Sie in Berlin ausgerichtet haben.

„Mit herzlichstem Gruß

Ihr Tiedemann."

Römer antwortete:

Flensburg, 31. Mai 1865.

Lieber Tiedemann!

„Dagegen, daß Sie sich mit Scheel-Plessen in Verbindung setzen, wird schwerlich irgend jemand etwas einzuwenden haben und ich am wenigsten. Sehr lieb würde es mir aber sein, wenn Sie, ehe Sie sich auf eine eingehendere Korrespondenz mit ihm einlassen, einmal auf einen Abend

*) Einiger Einzelheiten des Gesprächs erinnere ich mich genau. Scheel-Plessen fragte mich u. a., wie ich mir denn eigentlich die Einigung Deutschlands dächte, worauf ich erwiderte: ich hoffte, man werde sich in Preußen Cavour zum Vorbilde nehmen und Hannover, Sachsen, Hessen usw. ebenso annektieren, wie Sardinien dies mit Toskana, Modena, Parma" usw. getan habe. Da schüttelte Scheel-Plessen bedenklich das Haupt und sagte, väterlich lächelnd: „Ich beneide Sie um Ihre jugendlichen Illusionen. So was ist in Deutschland nicht möglich."

nach Flensburg kommen wollten. Ich möchte doch, daß wir vorher uns darüber etwas ausführlicher besprächen.

„Meine Berliner Reise hat keine sonderlichen praktischen Resultate gehabt; die Fortschrittspartei ist im ganzen schrecklich. Vernünftig ist nur der jüngere und befähigtere Teil der Altliberalen, Max Duncker, Julian Schmidt, Wehrenpfennig, auch Georg Beseler ist wenigstens nicht unverständig. Mommsen fand ich gegen früher sehr verändert. Er ist entschieden zu gelehrt geworden, um noch die Menschen und die Dinge erkennen zu können.

„Julian Schmidt bedauerte gleich mir, daß Sie Ihr schönes publizistisches Talent in Süderstapel gänzlich vergraben. Ich wußte nichts anderes zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, als daß Sie von Natur etwas faul seien, wie viele andere große Leute. Übrigens finde ich, daß Sie wirklich öfter sich zu einer publizistischen Tat ermannen sollten. Ich bin augenblicklich tatsächlich in großer Verlegenheit hinsichtlich der Mitarbeiter.

„Können Sie nicht im Lande Stapelholm und in Friedrichstadt Leute für uns gewinnen. Sie sind doch sonst unternehmend genug. Man sagt mir z. B., daß Stuhr in Friedrichstadt einigermaßen preußisch gesinnt sei.

„Hoffentlich sehe ich Sie recht bald hier.

„Mit bestem Gruß

Ihr A. Römer."

Bleicken schrieb mir:

Flensburg, 9./6. 1865.

Lieber Tiedemann!

„Ich votiere Dir zuvörderst den Dank des Vaterlandes, weil Du zu Scheel-Plessen gegangen bist. Es war mir

schon diesen Herbst sehr unangenehm, daß wir uns den Siebzehnern so prononziert gegenüberstellten. Ich hatte einen sehr milden Artikel geschrieben. Römer verwarf ihn aber und so kam der mit „der ganzen Weite eines Horizontes.“ Seitdem habe ich immer wieder die Notwendigkeit einer Verständigung betont, aber ohne rechten Anklang zu finden. Es freut mich deswegen sehr, daß Du auf eigene Faust das Eis gebrochen hast. Römer hat Dir auch wohl geschrieben und ich kann Dir sagen, daß er im Grunde mit Deinem Schritt sehr zufrieden war. Laß nun die Sache nicht wieder im Sande verlaufen. Alles, was Dir von hier aus nützlich und interessant zu erfahren sein kann, werde ich Dir mitteilen.

„Römer, glaube ich, hat Dir geschrieben, daß ich Dir über die Berliner Reise Mitteilungen machen würde. Das Resultat derselben ist im ganzen ein sehr befriedigendes zu nennen. Man hätte nur früher hingehen sollen; wir sind wirklich für eine politische Partei etwas zu mädchenhaft schüchtern. Mit Bismarck selbst haben wir nicht verhandelt, dagegen mit Keudell (Rat im Ministerium des Auswärtigen) und mit den jüngeren Altliberalen, d. h. Julian Schmidt, Max Duncker, Hobrecht — die alte Gesellschaft: Schwerin — Auerswald usw. ist impotent und bismarcktoll. Keudell hat die gegenwärtige Position der Regierung in folgender Weise auseinandergesetzt: Durchsetzung der preußischen Forderungen auf jeden Fall, was nicht ausschließt, daß man, wenn die Situation es zuläßt, auch mehr nimmt. Die Durchführung der Forderungen aber selbst um den Preis eines Krieges mit Österreich. Militärisch stehe man ihm gleich, finanziell sei man ihm weit überlegen und die europäische Situation sei wenigstens nicht ungünstig.

„Die jüngeren Altliberalen sind sehr freundlich und zuvorkommend gewesen, besonders Julian Schmidt, der es übernommen hat, alle unsere Angelegenheiten zu besorgen. — Sollte das Kokettieren mit dem Oldenburger die Einleitung einer russischen Allianz sein? — Schreibe mir, so oft Du etwas zu erfahren wünschest und grüße Deine Frau!

Dein B. Bleicken.“

Am 13. Juli 1865 schrieb mir Römer:

Lieber Tiedemann!

„Da Sie noch immer nicht nach Flensburg gekommen sind, so möchte ich Ihnen vorschlagen, am Sonntag mittag sich in Rendsburg bei dem Apotheker Lehmann einzufinden, wo dann der Vorstand der Partei versammelt sein wird. Vielleicht ist Ihnen das bequemer und zugleich treffen Sie dann ja alle zusammen.

„Das schlimmste Hindernis einer vernünftigen Entwicklung der Landesangelegenheit ist der natürlich von Kiel ausgehende Terrorismus (cfr. Francke, Forchhammer), das Stigma des Landesverräters, was die Augustenburger uns anhängen. Es gibt in Holstein unter den Gebildeten und Wohlhabenden eine ganze Anzahl von Leuten, die im Grunde ihres Herzens annexionistisch gesinnt sind, aber niemand wagt gegenüber den fanatisierten unteren Klassen und den elendesten Demagogen, die jetzt auf die Bühne getreten sind, seine Meinung laut werden zu lassen. Nur ein straffes und doch vorsichtiges Regiment könnte hierin eine Änderung hervorbringen und ich bezweifle nicht, daß die preußische Regierung ihr Augenmerk in diesem Augenblick hierauf hauptsächlich gerichtet hat. Dazu wird freilich der Abzug des Herzogs nicht genügen. Scheel-Plessen sowohl wie Reventlow müßten

in die Landesregierung, dann würde man schon mit den Herren Beamten fertig werden.

„Hoffentlich sehe ich Sie am Sonntag.

„Mit herzlichstem Gruß

Ihr A. Römer.“

IV.

In diesem letzten Briefe war der wundeste Punkt der damaligen politischen Situation berührt.

Nach dem Wiener Frieden hatten die Bundeskommissare Holstein verlassen, ebenso die sächsisch-hannoverschen Exekutionstruppen. Die Verwaltungen Schleswigs und Holsteins waren verschmolzen; es war aber nicht die militärische Diktatur, die bis dahin in Schleswig geherrscht, auf Holstein übertragen, sondern umgekehrt, die Kompetenz der holsteinischen Landesregierung, die nur ihren Namen geändert hatte und nicht mehr „herzogliche“, sondern „schleswig-holsteinische“ Landesregierung hieß, war auf Schleswig ausgedehnt worden. Sie hatte ihren Sitz jetzt neben dem der beiden preußisch-österreichischen Zivilkommissare auf Schloß Gottorp bei Schleswig.

Sämtliche Mitglieder der Landesregierung mit Ausnahme eines einzigen (v. Rumohr) gehörten der augustenburgischen Partei an. Sie hielten es für ihre Aufgabe, beide Herzogtümer in demselben Sinne und Geiste zu verwalten, mit dem sie in Holstein zugunsten des Herzogs so große Erfolge erzielt hatten. Ebenso wie in Holstein zur Zeit der Bundeskommissare suchten sie die jetzige oberste Zivilbehörde, d. h. die preußisch-österreichischen Zivilkommissare aus dem

Geschäftsbetrieb nach Möglichkeit auszuschalten, dagegen mit dem anonymen augustenburgischen Ministerium die intimsten Beziehungen zu unterhalten. Es gelang ihnen das im vollsten Maße. Neun Zehntel aller Beamten im Herzogtum Schleswig, die nach Vertreibung der dänischen in deren Stellungen eingerückt waren, zählten zu den strammen Augustenburgern; ihnen war die Taktik der Landesregierung in hohem Grade willkommen, und ebenso fanden deren Bestrebungen im großen Publikum volles Verständnis. Es war allgemein die Parole ausgegeben, daß man sich niemals über Verfügungen der Landesregierung beschweren dürfe, damit der obersten Zivilbehörde jede Gelegenheit zur Einmischung entzogen werde. Den besten Bundesgenossen fand aber die Landesregierung in dem österreichischen Zivilkommissar Baron Halbhuber.

Die österreichische Politik hatte damals eine der merkwürdigsten Schwenkungen gemacht, die in dieser an Wechsel und Wandlung so reichen Zeit zutage getreten sind. Solange sich die augustenburgische Kandidatur im Gegensatz zu den dänischen Erbfolgeansprüchen Christians IX. befand, hatte Österreich sie auf das entschiedenste bekämpft, jetzt aber, wo sie als Gegensatz zu preußischen Ansprüchen auf die Herzogtümer verwertet werden konnte, hob Österreich sie offen auf den Schild. Halbhuber wurde angewiesen, jede politisch bedeutsame Maßregel seines preußischen Kollegen zu durchkreuzen und er löste diese Aufgabe mit der kaltblütigen Entschlossenheit eines zähen Bureaukraten.

Ein geradezu anarchischer Zustand entwickelte sich hieraus. Zedlitz verlangte zu den Sitzungen der Landesregierung eingeladen zu werden, Halbhuber erhob gegen dieses Verlangen Einspruch; Zedlitz ersuchte die Landesregierung, bei der Feier des herzoglichen Geburtstages öffentliche Umzüge

und Kundgebungen zu verbieten, Halbhuber ersuchte die Landesregierung, diesem Ersuchen keine Folge zu leisten; Zedlitz erließ einen Ausweisungsbefehl gegen die Agitatoren Frehse und Mai, Halbhuber erklärte diesen Ausweisungsbefehl für „ungültig“; Zedlitz richtete an die Landesregierung einen Erlaß, in dem er von der befohlenen Verlegung der preußischen Marinestation nach Kiel Mitteilung machte und um Anordnung der hierfür erforderlichen Vorarbeiten ersuchte, Halbhuber untersagte der Landesregierung jeden Schritt zur Ausführung des Zedlitzschen Erlasses und veröffentlichte diese Verfügung durch die Zeitungen.

In wie drastischer Weise Halbhuber seiner preußenfeindlichen Gesinnung Ausdruck gab, davon erzählt Sybel (Bd. IV, S. 103) ein Beispiel. In einem Gespräch mit dem Grafen A. Baudissin sagte Halbhuber: „Seien Sie überzeugt, daß niemand als Herzog Friedrich die Herzogtümer regieren wird; Preußen ist der Olmützer Lektion zu wohl eingedenk, als daß es Widerstand wagen würde.“ „Und wenn es,“ fragte Baudissin, „dennoch so unbesonnen wäre?“ „Dann schlagen wir es tot,“ rief Halbhuber; „ganz Deutschland steht auf unserer Seite und im Augenblick unserer Kriegserklärung würde auch eine französische Armee den Rhein überschreiten.“

Ich selbst habe Ähnliches erlebt. Auf einem Feste, das Zedlitz im Juni 1865 im Hotel Esselbach in Schleswig veranstaltet hatte, sagte mir Halbhuber (nach Notizen, die ich mir gleich danach gemacht habe): „Ich weiß, daß Sie der nationalen Partei angehören, und kann Ihnen nur raten, vorsichtig zu sein. Sie werden sich um Amt und Stellung bringen, wenn Sie die preußischen Forderungen unterstützen. Denn Österreich wird niemals einen andern Landesherrn zu-

lassen, wie den Herzog von Augustenburg und Österreich ist mächtiger als Preußen." Auf demselben Feste beschwor mich mein Onkel Wennecker (Mitglied der Landesregierung) geradezu händeringend, von der nationalen Partei abzulassen; sie jage einem Phantom nach und werde ihre Mitglieder ins Elend bringen.

Es wäre in der Tat verzeihlich gewesen, wenn wir Nationalen angesichts der Schwierigkeiten, die sich damals auf allen Seiten gegen uns auftürmten, die Flinte ins Korn geworfen hätten. Denn auch bei den Repräsentanten der preußischen Regierung im Lande fanden wir nicht die geringste Unterstützung. Der preußische Zivilkommissar Freiherr Konstantin von Zedlitz und Neukirch, ein Mann von imponierender äußerer Erscheinung, vornehmer Denkungsart und gewinnenden Umgangsformen war ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter, aber kein Politiker. Er betrachtete die politischen Strömungen im Lande lediglich durch die Brille des altpreußischen Bureaukraten. Jede Abweichung von der konservativen Parteischablone erschien ihm verdächtig. In seinen Augen war die nationale Partei nur ein Ableger des Nationalvereins und der Nationalverein nur ein Bund mehr oder weniger demokratisch infizierter Männer, die grundsätzlich zur Opposition neigten. Daß der Nationalverein in Schleswig-Holstein eine ganz andere Bedeutung gehabt hatte und daß es hier jetzt allein darauf ankam, alle Elemente zu sammeln, die den Anschluß an Preußen erstrebten, gleichgültig, ob sie im übrigen konservativ oder liberal gerichtet waren, dafür fehlte ihm das Verständnis.

In seiner politischen Haltung wurde Zedlitz unerfreulich beeinflußt durch seinen Ablatus, den Prinzen Carl zu Hohenlohe-Ingelfingen. Dieser faßte seine Aufgabe

ausschließlich von der politischen Seite, aber er operierte fast nur mit kleinlichen Mitteln und liebte zu sehr die Intrigue. Auch war er zu frivol, um ernsthafte Ziele mit Ausdauer zu betreiben. Er liebäugelte mit den Dänen in Nordschleswig in der durchaus unzutreffenden Voraussetzung, sie für den Gedanken der preußischen Annexion gewinnen zu können. Von ihm rührte auch die unglückliche Idee her, eine Reihe von dänisch gesinnten Beamten, die beim Beginne des Krieges von der Bevölkerung vertrieben oder von den Zivilkommissaren entlassen waren, als Gegengewicht gegen die augustenburgisch gesinnten wieder anzustellen. Dieser Plan, der damals ungeheuern Staub aufwirbelte und die Gemüter heftig erregte, hätte, wenn er zur Durchführung gelangt wäre, den an sich schon winzigen Teil der Bevölkerung, der Sympathien für Preußen besaß, wieder ins augustenburgische Lager zurückgetrieben. In der Zeit zwischen dem Abschluß des Gasteiner Vertrages (14. August) und der Übernahme der Verwaltung durch Manteuffel (15. September) war er nahe daran, verwirklicht zu werden.

Aus dieser Zeit liegen mir folgende Briefe von Ungern-Sternberg vor:

Flensburg, 30. August 1865.

Lieber Tiedemann!

„Ich weiß nicht genau, wo Sie sich in diesem Augenblick aufhalten, vermute aber in Glückstadt und will deshalb dorthin adressieren. Wir sind hier in großer Sorge. In Schleswig heißt es jetzt ganz positiv, daß die Herren von Warnstedt, Rosen, Arthur Reventlow usw.*) nächstens

*) Arthur Reventlow war ein Bruder des Grafen Ludwig Reventlow, wie dieser genial veranlagt, im übrigen aber, namentlich

wieder angestellt werden sollen. Arthur Reventlow soll sogar schon zum Amtmann in Husum bestimmt sein. Hoë würde an Nitzschs Stelle Polizeimeister in Flensburg werden, also den unter den augenblicklichen Verhältnissen wichtigsten Posten erhalten. Sie kennen diese Herren persönlich und wissen daher am besten, welchen Eindruck diese Ernennungen im Lande machen würden. Wir wären ruiniert auf lange hinaus. Es muß deshalb alles mögliche aufgeboten werden, um die Sache womöglich noch rückgängig zu machen. Wir tun hier, was wir können, schreiben Briefe nach allen Seiten usw. Sie kennen Hohenlohe. Wie wäre es, wenn Sie recht bald einmal nach Schleswig hinüberführen und ihm die Sache so eindringlich wie möglich vorstellten? Schaden kann es jedenfalls nicht, möglicherweise aber doch nützen. Er scheint zwar ein frivoler Geselle zu sein, wir haben aber doch keinen Grund anzunehmen, daß ihm seine freundschaftlichen Beziehungen zu Arthur Reventlow höher stehen sollten als das Interesse Preußens. Bitte, lassen Sie mich wissen, was Sie zu tun gedenken oder getan haben und wann Sie wieder in Süderstapel sind. Ich komme dann mal hinüber.

Ihr Ungern-Sternberg"

„P. S. Bitte, schreiben Sie recht bald eine Korrespondenz in diesem Sinne für die Norddeutsche Zeitung. Wir müssen den Leuten auf alle erdenkliche Weise zu Leibe gehen und sie

---

politisch, der direkteste Gegensatz zu ihm. Arthur Reventlow hatte 1848 als freiwilliger Husar auf dänischer Seite gefochten und war in den fünfziger Jahren und später als Amtmann von Tondern, Amtmann von Bordesholm und Kieler Universitätskurator, eine der festesten Stützen der dänischen Gewaltherrschaft gewesen.

womöglich stutzig machen. Vielleicht können Sie auch noch andere Leute bereden, dasselbe zu tun.

D. O."

Flensburg, 4. September 1865.

Lieber Tiedemann!

„Ihr Brief hat uns hier sehr unangenehm berührt.*) Wir alle, Römer an der Spitze, sind der Meinung, daß die Sachen so schlimm stehen, als sie nur stehen können. Denn wenn bis jetzt auch noch nicht von Warnstedt und Hoë die Rede gewesen sein mag, wer steht uns dafür, daß sie nicht nach einiger Zeit doch angestellt werden? Unter diesen Umständen haben wir, um auch unsererseits alles zu tun, beschlossen, daß eine Deputation nach Berlin gehen und sich persönlich an Bismarck wenden soll, um die Sache womöglich noch rückgängig zu machen. Johannsen wird Sie hiervon mittlerweile schon benachrichtigt haben. Zugleich habe ich meinerseits Schritte getan, um in nächster Zeit zur Berichterstattung nach Berlin berufen zu werden. Ich denke, wir treffen uns am Mittwoch in Schleswig und können dann noch manches verabreden. Einstweilen möchte ich nur noch bemerken, daß es vor allem jetzt darauf ankommt, Zedlitz zu beseitigen. Wo nicht, so sind wir nie sicher, daß nicht neue Verkehrtheiten passieren. Wie wäre es, wenn Sie ein-

---

*) Ich hatte über eine Unterredung mit Zedlitz berichtet, aus der ich den Eindruck gewonnen hatte, daß die Wiederanstellung verschiedener ihrer dänischen Gesinnung wegen entlassener Beamten beschlossene Sache sei, wenn man auch, wie es scheine, von der Wiederverwendung so prononzierter Persönlichkeiten wie Warnstedt und Hoë, Abstand nehmen wolle. Zedlitz hatte bei dieser Gelegenheit so widerspruchsvolle Ansichten über die jetzt zu treffenden Maßregeln geäußert, daß ich zu der Überzeugung gekommen war, er wisse selbst nicht was er wolle.

mal nach Altona gingen und diesen Plan mit Scheel-Plessen ernsthaft besprächen? Ich glaube nicht, daß ihm an Z. viel gelegen ist. Am Mittwoch sagen Sie mir wohl, was Sie von der Sache denken.

Ihr E. U."

Flensburg, 18. September 1865.

„Sie werden mittlerweile den unerwartet günstigen Ausgang unserer Berliner Mission erfahren haben. Ich hätte Ihnen jedoch noch allerlei zu erzählen,*) was sich für die briefliche Mitteilung nicht eignet und denke, das geschieht am besten bei Ihnen in Süderstapel. Teilen Sie mir deshalb umgehend mit, ob ich Ihnen in den nächsten Tagen gelegen komme. Ich könnte dann ein paar Tage bei Ihnen bleiben und würde von dort weiter nach Kiel und vermutlich Fehmarn fahren. Wie steht es mit Ihrer Broschüre? Vergessen Sie sie nicht. Jetzt ist ein sehr geeigneter Moment, um mit dergleichen hervorzutreten.

Der Ihrige
E. Ungern-Sternberg."

Flensburg, 23. September 1865.

Lieber Tiedemann!

„Ich wäre längst bei Ihnen, wenn nicht die Eulenburgsche Reise nach Schleswig dazwischen gekommen wäre

---

*) Bismarck hatte die Abgesandten in entgegenkommendster Weise empfangen und ihnen Abhilfe ihrer Beschwerden versprochen. Ungern-Sternberg hatte ihm dann auf seinen Wunsch die Namen derjenigen Beamten im Herzogtum Schleswig diktieren müssen, die ihrer preußischen Gesinnung und sonstigen Qualifikation wegen zur Übernahme politisch wichtiger Stellungen geeignet schienen. Dabei war natürlich auch mein Name genannt worden. Siehe Velhagen & Klasings Monatshefte, XIII. Jahrgang, Heft 10. Seite 427.

Ich mußte deshalb am 20. früh nach Hamburg und bin erst heute wieder zurückgekommen, um ihn hier noch zu sprechen. Der Zweck seiner Reise ist, wie Sie vielleicht noch nicht wissen werden, eine förmliche Enquete in der Beamtenfrage. Wir haben in dieser Angelegenheit am 21. lange in Hamburg verhandelt. Er ist gut disponiert, wir können zufrieden sein; es ist aber notwendig, daß er so viel ordentliche Leute sieht oder spricht. Morgen kommt er von Schleswig hierher. Kommen Sie womöglich auch herüber. L. Reventlow wird auch hier sein, außerdem noch mehrere andere. Wir müssen das Eisen schmieden, solange es warm ist; es handelt sich um wichtige Dinge.

Der Ihrige
E. Ungern-Sternberg."

Kapitel XVIII.

Aus der Manteuffelschen Zeit.

I.

Als sich nach dem Abschluß des Gasteiner Vertrages die Nachricht im Lande verbreitete, daß an die Spitze des ausschließlich unter preußische Verwaltung gestellten Herzogtums Schleswig als Gouverneur der Generalleutnant Freiherr Edwin von Manteuffel treten solle, gab es wohl niemand unter den preußisch Gesinnten, der nicht mit Sorge seinem Eintreffen entgegensah. Die ungünstigsten Vorurteile gingen ihm voraus. Er galt in weitesten Kreisen als der einseitige Vertreter eines starren Militarismus, als ein „unheilvoller Mann" nach Twestens Ausdruck, der nur bestrebt sei, allen liberalen und nationalen Regungen in preußischen Regierungskreisen entgegenzuwirken. Man mußte daher befürchten, daß er für die eigenartigen schleswig-holsteinischen Verhältnisse noch weniger Verständnis mitbringen werde, wie Zedlitz und Hohenlohe.

Wir waren daher aufs angenehmste überrascht, als sich sehr bald herausstellte, daß wir uns in Manteuffel gründlich geirrt hatten. Mit dem Augenblick, wo er die Zügel der Regierung ergriff, kam ein frischer Zug in die Verwaltung.

Die unklaren Nebel, die bisher das österreichisch-preußische Regierungssystem umhüllt hatten, verschwanden wie beim Sonnenaufgang. Man hatte die Empfindung, daß nicht, wie bisher, nur bureaukratische, sondern wirklich staatsmännische Gesichtspunkte die Richtschnur bildeten und jeder wußte bald, woran er war.

Wie Manteuffel seine Aufgabe erfaßte, hatte er schon in Gastein zu erkennen gegeben. Sybel (Begründung des Deutschen Reiches, Bd. IV, S. 227) berichtet darüber: „In Schleswig, so ungefähr hatte er sich bereits in Gastein erklärt, muß man nicht im gewöhnlichen Verwaltungsschlendrian verfahren. Das Land ist besetzt, aber nicht gewonnen, nicht unterworfen. Hier gilt es, den Leuten persönlich ins Auge zu sehen, ihnen Respekt und damit Vertrauen einflößen, rasche Abhilfe bei jedem Übelstand schaffen, feste Faust bei jeder Widerspenstigkeit zeigen. Ist erst Gehorsam im Gemüt, wird auch nicht fern die Liebe sein. Dann wird man auch anfangen dürfen, ganz regelrecht nach der Schablone zu verwalten. Bis dahin muß ich die Arme frei haben, und vor allem bitte ich für einen fröhlichen Beginn um eine tüchtige Summe Geldes, damit ich dem Volke den fruchtbaren Segen der preußischen Herrschaft augenfällig machen kann.“

Nach diesem Programm verfuhr er. Überall suchte er sich persönlich zu orientieren. Er trat in unmittelbaren Verkehr mit Männern aller Berufsstände, erforschte bei jedem, wo ihn der Schuh drückte und zeigte namentlich für alle Fragen des wirtschaftlichen Lebens das lebhafteste Interesse. Wo er helfen konnte, griff er ein. Der kommunalen Verwaltung wandte er die größte Aufmerksamkeit zu. Er hatte sofort erkannt, daß sich ihm hier für eine fördernde Einwirkung ein weites Gebiet der Tätigkeit eröffnete.

Daneben machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er sagte jedem offen ins Gesicht, daß er gekommen sei, um im Lande die Annexion an Preußen vorzubereiten und daß er jeden als Feind betrachte, der sich dieser einzig vernünftigen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage widersetze. Die Einverleibung in Preußen unter Konservierung der historischen Eigentümlichkeiten des Landes liege im Interesse Schleswig-Holsteins nicht minder, wie im Interesse Preußens und jeder, der es ehrlich mit beiden meine, müsse dahin wirken, daß sie ohne zu große Reibungen erfolge. Je glatter sie sich vollziehe, desto geringer werde das Opfer sein, das Schleswig-Holstein an seiner provinziellen Selbständigkeit zu bringen habe.

Noch rücksichtsloser sprach er sich über die nordschleswigsche Frage aus. Er sagte wörtlich in seiner Ansprache an die Flensburger Beamten am 25. September:

„Vor kurzem hat eine Massendemonstration nach Dänemark stattgefunden und es ist da gesprochen worden von wieder dänisch werden wollen, von Landesabtretungen. Ich habe Ihnen vorher gesagt, daß ich Treue respektiere; aber, nachdem des Königs von Dänemark Majestät Schleswig-Holstein an meinen König und an den Kaiser von Österreich durch Friedensschluß abgetreten hat, besteht keine Verpflichtung gegen den König von Dänemark mehr in diesem Lande. Wer den Gedanken an Landesabtretungen hat, versündigt sich an Schleswig-Holstein, er begeht gewissermaßen Landesverrat gegen dieses. Mit ihrem Blut haben meines Königs Soldaten Düppel und Alsen erobert, mit ihren Armen erbauen sie jetzt Festungswerke, von denen aus sie das Land bis zur Königsau behaupten werden, und je sieben Fuß lang Erde decke ich, bevor sie abgetreten werden, mit meinem Leib."

Eine solche Sprache, die für ihre häufig frappierenden Wendungen immer einen originellen Ausdruck fand, hatte man in Schleswig-Holstein noch nicht gehört. Sie verfehlte ihres Eindrucks nicht, namentlich in Nordschleswig, wo unter der deutschen Bevölkerung infolge einiger Vorgänge der letzten Zeit eine lebhafte Beunruhigung herrschte.

Während des Interregnums, das dem Eintreffen Manteuffels voranging, hatte Zedlitz seinen Lieblingsgedanken: die Wiederanstellung früherer dänischer Beamten, weiter verfolgt. Daß die augustenburgisch gesinnten Beamten jetzt, wo Preußen wenigstens in Schleswig volle Bewegungsfreiheit erlangt hatte, nicht länger in ihren Stellungen belassen werden konnten, lag auf der Hand; bei der ausgesprochenen Antipathie, die er gegen die „Nationalen" hegte, wollte Zedlitz aber auch von diesen nichts wissen. Er sah in den alten, geschulten, unpolitischen Beamten, die ihrer dänischen Gesinnung wegen beim Beginn der Exekution aus ihren Ämtern entfernt oder bis zum Friedensschluß in Kopenhagen verblieben waren, den besten Ersatz für die entstandenen Vakanzen und hatte eine hiernach aufgestellte Vorschlagsliste nach Berlin gesandt. Daß diese Liste keine Verwendung fand, war den Bemühungen der nach Berlin gereisten Vertrauensmännern der nationalen Partei zu danken, von denen im vorigen Kapitel die Rede gewesen ist. Nur eine einzige, von Zedlitz beabsichtigte Ernennung erfolgte, aber gerade diese machte besonders böses Blut.

Der Posten eines Polizeimeisters in Flensburg war zur damaligen Zeit politisch einer der wichtigsten. Flensburg war die bedeutendste Stadt im Herzogtum Schleswig. Hier liefen die Fäden zusammen, die von der dänischen Agitation sowohl wie von der augustenburgischen gesponnen wurden. Von

Flensburg aus wurden auch alle dänisch-freundlichen Demonstrationen in Nordschleswig inszeniert. Bei den schroffen nationalen Gegensätzen, die hier aufeinander stießen, war es für den Eindruck, den die neue preußische Verwaltung auf alle Deutschen im Lande machen mußte, von größter Wichtigkeit, daß der mit ungewöhnlichen diskretionären Machtbefugnissen ausgerüstete Flensburger Polizeichef nicht im Geruch dänischer Sympathien stand. Und doch wurde jetzt zum Polizeimeister ein Mann ernannt (Hoë), der für seine Anhänglichkeit an Dänemark den schlagendsten Beweis geliefert hatte, indem er im Dienst des dänischen Königs bis nach dem Friedensschluß geblieben und dann erst von Kopenhagen heimgekehrt war. Es war das ein großer politischer Fehler, der, wie Sybel (Bd. V, S. 229) zutreffend bemerkt, „tobenden Alarm von Hadersleben bis Altona“ erregte.

Manteuffel hatte sofort begriffen, daß die preußische Parteischablone auf schleswig-holsteinische Verhältnisse nicht angewendet werden dürfe und daß das Zedlitzsche Vorurteil gegen die mehr oder minder liberal angehauchten Nationalen keine Berechtigung habe. Er setzte sich wenige Tage nach seinem Eintreffen mit Reventlow und Römer in Verbindung und hatte mit beiden Unterredungen, die zu einer Verständigung über alle politischen Fragen führte. Reventlow wurde bald darauf Amtmann von Husum, Römer, dem zuerst die Stelle eines vortragenden Rates bei Manteuffel zugedacht war, für die er aber seiner ganzen Persönlichkeit nach nicht gepaßt hätte, wurde Hardesvogt in Flensburg. Von der Ernennung früherer dänischer Beamten war nicht mehr die Rede.

II.

Ich machte Manteuffels persönliche Bekanntschaft unter sehr eigenartigen Umständen.

Die von der augustenburgischen Partei ins Leben gerufenen „Schleswig-holsteinischen Vereine" hatten während der letzten Monate eine besonders rege Tätigkeit entwickelt, die sich um so ungenierter entfalten konnte, als sie des stillen Einverständnisses der Landesregierung sicher war und diese wieder in ihrer sympathischen Haltung durch den österreichischen Zivilkommissar, Freiherrn v. Halbhuber, gedeckt wurde. Jetzt, wo Preußen das Heft allein in der Hand hatte, erschien es angebracht, dem agitatorischen Treiben jener Vereine eine etwas größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Freiherr v. Zedlitz erließ daher ein Rundschreiben an alle Polizeibehörden, in dem er sie aufforderte, über die Haltung der einzelnen schleswig-holsteinischen Vereine, ihre Zusammensetzung und Mitgliederzahl zu berichten und gleichzeitig Abschrift ihrer Statuten einzusenden.

Nach damals geltendem Recht bedurfte jeder politische Verein im Herzogtum Schleswig der polizeilichen Genehmigung. Diese war denn auch bei der Gründung des Stapelholmer schleswig-holsteinischen Vereins bei mir nachgesucht worden, und zwar unter Einlieferung eines geschriebenen Exemplars der Statuten, das sich seitdem bei meinen Akten befand.

Um ein Mitgliederverzeichnis zu erhalten, wandte ich mich nun an den Vorsitzenden des Vereins, den Dr. med. Hansen in Erfde. Er überbrachte es mir persönlich und

überreichte mir gleichzeitig ein Aktenheft, in dem sich Angaben über das Soll und Haben des Vereins und auch ein gedrucktes Statut befanden. Als ich zufällig einen Blick in das Statut warf, gewahrte ich zu meinem Staunen, daß es in dem Paragraphen, der von dem Zweck des Vereins handelte, wesentlich anders lautete, wie das bei meinen Akten befindliche geschriebene. Während hier der Zweck durch eine ganz allgemein gehaltene und ziemlich nichtssagende Phrase umschrieben war (wenn ich nicht irre, lautete sie: „Entwicklung und Hebung des patriotischen, geistigen und geselligen Lebens"), wurde in dem gedruckten Exemplar als der Zweck des Vereins ganz rund und nett die Verwirklichung und Durchführung des legitimen Erbrechts Seiner Hoheit des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein bezeichnet.

Ich machte den Dr. Hansen auf diese Nichtübereinstimmung aufmerksam und sprach mein Befremden darüber aus, daß man mich bei der Gründung des Vereins durch Vorspiegelung falscher Tatsachen getäuscht habe. Hansen machte im ersten Augenblick ein etwas verblüfftes Gesicht, er hatte die geschriebenen Statuten offenbar aus dem Gedächtnis verloren; dann faßte er sich und erklärte mit großer Unverfrorenheit, Statuten hätten ja überhaupt nur einen papiernen Zweck, jedermann, und natürlich auch ich, hätte ja von vornherein gewußt, was die schleswig-holsteinischen Vereine wollten. Ein Wort gab nun das andere, wir erhitzten uns beide und schließlich riß mir der Geduldsfaden. Vorschnell, wie ich damals noch häufig war, erklärte ich, einen Verein nicht länger dulden zu können, der das durch den Wiener Frieden geschaffene staatsrechtliche Verhältnis (das preußisch-österreichische Kondominat) ausdrücklich zu negieren bestrebt

sei. Auf Hansens Fragen, ob ich ihm das schriftlich geben wolle, erwiderte ich: mit dem größten Vergnügen, ergriff eine Feder und schrieb eine Verfügung nieder, durch die der schleswig-holsteinische Verein der Landschaft Stapelholm aufgelöst und jede weitere Versammlung seiner Mitglieder bei willkürlicher Strafe (eine damals für polizeiliche Verordnungen gebräuchliche Wendung) verboten wurde. Hansen entfernte sich in großer Aufregung.

Die Kunde von diesem Ereignis flog mit Windeseile durch das Land; die augustenburgische Presse gebärdete sich, als ob jetzt die Welt aus den Fugen gehen solle und mein Name wurde in den nächsten Tagen mit Schmähungen überhäuft, wie sie selbst in jener Zeit der persönlichen Verunglimpfungen ungewöhnlich waren.

An Zedlitz berichtete ich lakonisch, was ich getan und wie die Sache sich abgespielt. Schon am Tage darauf erhielt ich von ihm die telegraphische Aufforderung, nach Schleswig zu kommen.

Zedlitz hatte mir persönlich immer ein großes Wohlwollen bewiesen. Ich war wiederholt in seinem Hause Gast gewesen und er hatte mich bisweilen auch zu seinen kleinen intimen Diners herangezogen. So erinnere ich mich eines solchen, woran außer mir Prinz Carl Hohenlohe, der die Kosten der Unterhaltung trug, der Kammerherr von Willemoes-Suhm und Octavio Zedlitz teilnahmen. Letzterer, der jetzige Führer der frei-konservativen Partei, war damals noch Referendar und seinem Vater als Dezernent für Zoll- und Militärangelegenheiten beigegeben.

Als ich mich jetzt bei Zedlitz meldete, machte er ein ernstes Gesicht. Er sagte mir, daß der Gouverneur über mein eigenmächtiges Vorgehen sehr aufgebracht sei und mir dies

selbst zu erkennen geben wolle. Ich müsse mich daher morgen, wo er mich sprechen wolle, auf eine unerquickliche Viertelstunde gefaßt machen. Damit meine erste Begegnung mit dem Gouverneur nicht zu sehr unter dem Zeichen dienstlicher Formen stehe, bäte er mich, heute abend an einer Soiree in seinem Hause teilzunehmen, zu der auch Manteuffel sein Erscheinen zugesagt habe. Ich akzeptierte natürlich mit aufrichtigem Dank diese Einladung.

Abends war eine zahlreiche Gesellschaft bei Zedlitz versammelt. Als Manteuffel erschien, stellte mich Zedlitz vor. Manteuffel sah mich mit seinen kleinen blitzenden Augen durchdringend an, machte eine kurze Verneigung und sagte: „Ich freue mich, Sie morgen bei mir begrüßen zu können." Ich freute mich natürlich weniger darauf. Dann wandte er sich ab und ich hatte den Abend keine Gelegenheit wieder, in seine Nähe zu kommen.

Am nächsten Morgen trat ich auf alles gefaßt in Manteuffels Zimmer. (Er wohnte damals noch in Esselbachs Hotel.) Ich hatte mir die Sache überlegt und war zu der Überzeugung gekommen, daß ich in der Tat einen Verweis verdient habe, den ich ruhig hinnehmen müsse. Schlimmeres, schien mir, konnte mir nicht passieren.

Manteuffel saß in offenem Interims-Uniformrock an einem Schreibtisch. Er erhob sich bei meinem Eintritt, knöpfte die Uniform von oben bis unten zu und hielt mir dann folgende kleine Standrede:

„Herr Landvogt, Sie haben den Befehl von Ihrer vorgesetzten Behörde erhalten, über die Tätigkeit der schleswig-holsteinischen Vereine und was damit zusammenhängt, zu berichten. Statt diesem Befehl einfach nachzukommen, haben Sie Ihren Verein eigenmächtig aufgelöst und haben damit

meinen Entschließungen vorgegriffen. Sie werden wissen, daß es eine der ersten Regeln der Dienstpragmatik ist, daß die nachgeordnete Behörde nicht selbständig zu verfügen hat, wenn die vorgesetzte einen Bericht erfordert und damit zu erkennen gibt, daß sie selbst die Sache in die Hand nehmen will. Sie haben gegen diese Regel verstoßen und ich bedaure, daß ich gleich im Beginne unseres amtlichen Zusammenwirkens Ihnen meine ernste Mißbilligung Ihres Verhaltens aussprechen muß."

Pause. — Ich neigte in Demut mein schuldbeladenes Haupt.

„So," fuhr Manteuffel fort, „damit wäre das Dienstliche erledigt. Ich bitte nun, Platz zu nehmen." Und nun begann er, sich im Plauderton über meine Handlungsweise zu äußern. Er könne nicht leugnen, daß er ein Gefühl der Genugtuung empfunden habe über die feste Hand, mit der ich in das Wespennest der schleswig-holsteinischen Vereine gegriffen. Die Schmähartikel der Blätter (er wies auf die Zeitungen, die auf seinem Tische lagen), wären in seinen Augen Empfehlungen. Daß jemand einmal in der Form daneben haue, schade nichts, wenn er nur in der Sache den Nagel auf den Kopf zu treffen wisse. Ich brauche mir daher über die dienstliche Mißbilligung, die er mir vorhin als Gouverneur habe zu erkennen geben müssen, keine grauen Haare wachsen zu lassen.

Dann erkundigte er sich nach meinen persönlichen Verhältnissen. Ich schilderte ihm ehrlich und offen, wie ich dazu gekommen, im Dienste der augustenburgischen Sache agitatorisch tätig zu sein, wie ich das Recht des Herzogs für unsere einzige Rettung gehalten und wie ich mit meinen nationalen Parteigenossen bis zum Beginne des Krieges geglaubt habe,

die Bismarcksche Politik bezwecke nur die Wiederauslieferung der Herzogtümer an Dänemark, wie ich aber nach Düppel und Alsen aus einem augustenburgischen Saulus wieder ein preußischer Paulus geworden sei. Er hörte mir aufmerksam und mit freundlicher Miene zu und ich hatte die Empfindung, daß ihn meine Bekenntnisse sympathisch berührten, gerade weil sie nichts verschleierten. So erwähnte ich z. B. ausdrücklich meines Leitartikels mit dem Schlußsatze: „Lieber schleswig-holsteinisch sterben als preußisch verderben.“ Zum Schluß unserer Unterredung, die sich lange hinzog, lud er mich zum Frühstück ein, an dem nur noch seine militärische Begleitung teilnahm. Als ich mich endlich verabschiedete, sagte er mir, daß ich wahrscheinlich sehr bald wieder von ihm hören werde.

Bei meiner Rückkehr nach Süderstapel fand ich dort Ungern-Sternberg vor, der von Flensburg herübergekommen war, um mir über die Unterredung Manteuffels mit Reventlow und Römer zu berichten. Er erzählte mir, daß beide im höchsten Grade von den Ansichten und Äußerungen Manteuffels befriedigt seien, die sich ganz im Gedankengange der nationalen Partei bewegt hätten und die erkennen ließen, daß Manteuffel ein weitsichtiger und vorurteilsfreier Politiker sei, von dem man ein klares und energisches Vorgehen erwarten dürfe. Beiläufig erwähnte er dann noch, daß Reventlow auf Manteuffels Frage, ob er nicht jemanden für den Posten des Flensburger Polizeimeisters in Vorschlag bringen könne, geantwortet habe: „Der einzige, der dafür den nötigen Schneid besitzt, ist Tiedemann.“ Als ich nun meinerseits Ungern-Sternberg von meinen Schleswiger Erlebnissen berichtete, prophezeite er mir, daß meine Süderstapeler Tage gezählt seien.

Diese Prophezeiung erwies sich als richtig. Schon am Tage darauf (es war am 14. Oktober 1865) wurde ich frühmorgens durch ein Telegramm von Manteuffel wieder zu ihm zitiert. Mir ahnte, was mir bevorstand und ich konnte daher auf die Frage, mit der er mich bei meinem Eintritt empfing: ob ich zur Übernahme der Flensburger Polizeimeisterstelle bereit sei, ohne Zögern mit einem deutlichen Ja antworten. Er schien dadurch angenehm überrascht zu sein und sprach mir seinen Dank für meine prompte Erklärung aus. Vor einer Stunde, so äußerte er, habe er Hoës Entlassung verfügt, er habe mich zu dessen Nachfolger ausersehen, weil er das Vertrauen zu mir hege, daß ich trotz aller vorauszusehenden Angriffe und Verdächtigungen von rechts und links, von Augustenburgern und Dänen in kritischen Momenten die Nerven nicht verlieren werde. Besondere Instruktionen wolle er mir nicht erteilen. Ich müsse die Augen aufmachen und nach Lage der Dinge selbständig urteilen und selbständig handeln. In zweifelhaften Fällen oder wenn ich eines Rats bedürfe, möge ich mich direkt an ihn persönlich wenden, und zwar in der Form der Privatkorrespondenz ohne Journal und Kanzlisten. Ich könne versichert sein, daß er die Schwierigkeiten meiner amtlichen Stellung vollauf zu würdigen wisse und mich nicht im Stiche lassen werde.

Als ich dann fragte: „Und wann befehlen Ew. Exzellenz, daß ich mein neues Amt übernehme?“ zog Manteuffel die Uhr und erwiderte: „In einer Stunde geht ein Zug nach Flensburg. Ich bitte heute abend.“

Dagegen erhob ich denn doch Einspruch. Ich machte geltend, daß auf einen der nächsten Tage eine Sitzung des Stapelholmer Bondengerichts anberaumt sei, die ohne meine Mitwirkung als Vorsitzender gar nicht stattfinden könne, da

alle Vorbereitungen für die Verhandlungen ausschließlich in meinen Händen lägen. Dringend bat ich, mir eine Frist von mindestens 8—10 Tagen zur Abwicklung meiner Geschäfte und Einleitung meines Umzugs zu gewähren. Nur widerstrebend gab Manteuffel nach.

Ich hatte dann noch eine lange Unterredung mit Zedlitz, in der hauptsächlich die Frage der Wiederbesetzung der Stapelholmer Landvogtei erörtert wurde. Auf meinen Vorschlag wurde Graf Herrmann Rantzau zu meinem Nachfolger ausersehen. Er traf schon nach wenigen Tagen in Süderstapel ein, so daß ich ihm in aller Ruhe die landvogteilichen und deichgräflichen Geschäfte überliefern konnte.

Nicht ohne Wehmut nahm ich Abschied von dem Süderstapeler Idyll, das zu den glücklichsten Episoden meines Lebens gehört. Ich wußte, daß jetzt meiner eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe harrte und daß ich einer bewegten Zeit entgegenging, einer Zeit voll interessanter und abwechslungsreicher Eindrücke, aber auch voll Kampf und Arbeit.

III.

Das Amt eines Polizeimeisters in Flensburg entsprach noch weniger wie das eines Stapelholmer Landvogts altpreußischen Einrichtungen und Traditionen. Es umfaßte eine Reihe von Funktionen, die man sich heutzutage nur noch getrennt denken kann. Der Polizeimeister war zunächst Chef der Polizei, und zwar stand er als solcher unmittelbar unter der Landeszentralbehörde. Er war sodann Polizeirichter für alle Übertretungen und eine Reihe von Vergehen nach heutiger Terminologie. Er war endlich Vorsitzender des Kriminal-

gerichts, das für alle Verbrechen und diejenigen Vergehen, die nicht zur Kompetenz des Polizeirichters gehörten, zuständig war und außer ihm aus einem juristisch gebildeten Aktuar und zwei kaufmännischen Senatoren oder Ratsverwandten, d. h. Mitgliedern des Magistrats, bestand. Diese Häufung der Kompetenzen gewährte dem Polizeimeister eine große Bewegungsfreiheit. Er konnte sich in jedem Momente aus einem Polizeibeamten in einen Richter und umgekehrt verwandeln und je nach Bedürfnis in dieser oder jener Eigenschaft nach Lage der Sache die geeigneten Maßregeln treffen. Der Polizeimeister hatte außerdem Sitz und Stimme im Magistrat, welcher aus einem ersten dirigierenden und gelehrten Bürgermeister, einem zweiten kaufmännischen Bürgermeister, einem gelehrten Stadtsekretär und vier kaufmännischen Senatoren oder Ratsverwandten zusammengesetzt war. Der Magistrat bildete die erste Instanz in allen Zivilprozessen. In ihm waren also auch wieder Justiz und Administration vereinigt. Neben dem Magistrat stand als kommunale Vertretung das Deputiertenkollegium, das 24 Mitglieder umfaßte.

Nach ihrer politischen Parteistellung gehörten im Herbst 1865 der erste Bürgermeister Bremer zur augustenburgischen, der zweite Bürgermeister Funke zur preußischen (nationalen) und der Senator Jensen zur dänischen Partei, während der Stadtsekretär Brinkmann und die Senatoren Henningsen und Petersen noch keine entscheidende Wahl zwischen augustenburgisch und preußisch getroffen hatten. Im Deputiertenkollegium saßen nach ihrer Parteistellung bezeichnet: 12 Dänen, 10 Augustenburger und 2 Preußen.

Der erste Bürgermeister Bremer hatte in den vierziger Jahren als vielbeschäftigter Advokat in Flensburg eine gewisse Rolle gespielt. Er war auch eine Zeitlang Mitglied der

schleswigschen Ständeversammlung gewesen, ohne hierbei besonders hervorzutreten. 1848 wurde er Mitglied der provisorischen Regierung, man weiß eigentlich nicht warum; Otto Fock (in seinen schleswig-holsteinischen Erinnerungen, S. 73) meint, es sei geschehen, um auch einen Nordschleswiger in der Regierung zu haben. Diese seine Mitgliedschaft war die Ursache, daß er 1851 von der Amnestie ausgeschlossen wurde und das Land verlassen mußte. Als er 1864 aus der Verbannung zurückkehrte, wurde er von der jüngeren Generation als eine der Koryphäen der achtundvierziger Erhebung, zu denen er in Wirklichkeit nie gehört hatte, mit Jubel begrüßt und auf das Drängen der Deutschen in Flensburg von der obersten Zivilbehörde zum Bürgermeister seiner Vaterstadt ernannt. Er war ein kränklicher, nervöser und reizbarer Mann, dem der unverdiente Ruhm seiner Vergangenheit das Augenmaß für die eigene Größe getrübt hatte. Aus seinem Preußenhaß machte er kein Hehl; im Gegenteil, er trug ihn demonstrativ zur Schau.

Mir gegenüber nahm er von vornherein eine geradezu feindselige Haltung ein. Ich wollte ihm am Tage nach meiner Ankunft meinen Besuch machen. Als ich meine Karte zu ihm hineingeschickt hatte, ließ er mir sagen, er bedauere mich augenblicklich nicht empfangen zu können und als ich ihn dann fragen ließ, ob er mir für einen weiteren Besuch Tag und Stunde bestimmen wolle, kam die Antwort, auch dazu sei er nicht in der Lage. Das war deutlich und ich beschloß daher, jetzt auf ihn weiter keine Rücksicht zu nehmen.

Von den übrigen Mitgliedern des Magistrats, die mir bei meinen Besuchen sehr freundlich entgegenkamen, erfuhr ich, daß an einem der nächsten Tage eine Magistratssitzung stattfinden solle. Ich wartete auf eine Einladung, erhielt aber keine.

An dem Sitzungstage begab ich mich ins Rathaus, und zwar zu einer Zeit, wo ich annehmen konnte, daß die Sitzung bereits begonnen habe. Hinter einer Schranke, die den Sitzungssaal in zwei Hälften trennte, saßen die Mitglieder des Magistrats an einem länglichen grünen Tisch, der erste Bürgermeister auf einem Platz zunächst der Schranke. Die Herren erhoben sich bei meinem Eintritt, nur der erste Bürgermeister blieb sitzen. Ich trat auf ihn zu, nannte meinen Namen und sagte, ich hätte die Absicht gehabt, ihn um meine Einführung in den Magistrat zu bitten. Da er aber auf den persönlichen Verkehr mit mir keinen Wert zu legen scheine, so wolle auch ich auf ihn verzichten, sei aber dadurch in die Notwendigkeit versetzt, mich selbst einzuführen, was ich hiermit tue. Damit machte ich den übrigen Herren eine Verneigung, öffnete die Schranke und nahm auf einem leerstehenden Sessel am Ratstische Platz. Bremer war so erregt, daß ihm die Hände zitterten. Er antwortete aber keine Silbe, sondern tat, als ob ich nicht vorhanden sei und fuhr in der Erledigung der Tagesordnung fort.

Zu den zur Verhandlung stehenden Sachen gehörte ein Schreiben der preußischen Intendantur, in welchem an den Magistrat irgend ein geringfügiger Antrag gestellt war. Ich kann mich nicht mehr entsinnen worum es sich handelte, die Sache war jedenfalls von keiner Bedeutung. Bremer legte ein Antwortschreiben vor, welches den Antrag, wie mir schien, mit zutreffenden Gründen ablehnte, aber in einer so wenig höflichen Form abgefaßt war, daß es geradezu verletzte. So kam z. B. der Ausdruck „preußisches Säbelregiment" darin vor. Ich erklärte, das Antwortschreiben, obwohl ich mit seinem Inhalt einverstanden sei, seiner Fassung wegen nicht unterzeichnen zu können, worauf Bremer bemerkte,

dann werde es ohne meine Unterschrift abgehen. Nein, erwiderte ich, das werde wahrscheinlich nicht geschehen, denn ich bäte, formell darüber abstimmen zu lassen, ob die Fassung so bleiben solle. Hiergegen konnte Bremer nichts einwenden; es mußte abgestimmt werden und siehe da, nur der Senator Jensen stimmte mit dem Bürgermeister, alle übrigen Herren gegen ihn. Bremer sprang wütend auf, schloß die Sitzung und verließ ohne Gruß den Saal.

Man kann sich nach diesem Vorgang ausmalen, wie wenig erquicklich die nächsten Sitzungen des Magistrats verliefen. Fast in jeder kam es, trotz der Beschwichtigungsversuche des ängstlichen Brinkmann, zu einem Zusammenstoß zwischen Bremer und mir und fast immer hatte ich die Majorität des Magistrats auf meiner Seite. Nach fünf oder sechs Wochen streckte Bremer die Waffen; er reichte ein Entlassungsgesuch ein, das sofort gewährt wurde.

An seine Stelle trat Bong-Schmidt, ein ungewöhnlich kluger Mann von großer Geschäftsgewandtheit und angenehmsten Umgangsformen, politisch aber wenig geneigt sich zu exponieren. Obwohl im Grunde seines Herzens überzeugter Annexionist, hielt er doch Vorsicht für die Mutter der Weisheit und vermied es sorgfältig, sich in den Augen der augustenburgischen Partei zu kompromittieren. Ich sehe noch sein entsetztes Gesicht, als er im Juni 1866 am Tage des Ausmarsches der preußischen Truppen an meinem Uniformhut eine preußische Kokarde gewahrte. Bei dem Wiedereinzug der Truppen nach Königgrätz hielt er dann eine Begrüßungsrede, die den Eindruck machte, als ob er bereit gewesen sei, mit dem letzten Blutstropfen für Preußen einzutreten.

Einen sehr erfreulichen Zuwachs erhielt die preußische Partei in Flensburg durch die Ernennung meines alten

Freundes und Kollegen, des Advokaten Gustav Nissen in Segeberg zum Aktuar. Nissen hatte, wie kaum ein anderer, unter dem Terrorismus der augustenburgischen Partei in Holstein zu leiden gehabt; er hatte eine umfangreiche und einträgliche Praxis eingebüßt, lediglich weil er der nationalen Partei als Mitglied beigetreten war, man hatte ihn persönlich insultiert und ihm die Fenster eingeworfen. In ihm erhielt ich einen Mitarbeiter und in Behinderungsfällen einen Stellvertreter, auf den ich mich dienstlich und politisch in jeder Hinsicht verlassen konnte.

Es war natürlich, daß sich gegenüber den heftigen persönlichen Anfeindungen von seiten der Dänen und Augustenburger die Mitglieder der nationalen Partei aufs engste aneinander schlossen. Regelmäßig zweimal in der Woche kamen wir, etwa anderthalb Dutzend Köpfe stark, in einem reservierten Zimmer des Ratskellers zusammen. Römer bildete hierbei natürlich den Mittelpunkt. Neben ihm traten durch die Entschiedenheit ihrer Gesinnung und die Lebhaftigkeit, mit der sie sie verfochten, namentlich die beiden Ärzte Dr. Lorentzen und Dr. Brix hervor, ferner der sehr intelligente und unternehmende Kaufmann Lorenz Kallsen, die Gymnasiallehrer Dr. Adolph Wallichs (später hervorragendes Mitglied der national-liberalen Partei des Abgeordnetenhauses) und Dr. Heimreich, der Buchhändler Theodor Herzbruch, Verleger der „Norddeutschen Zeitung“ und deren Redakteur, Dr. Rommel, ein Schwabe, der es nach der Annexion noch im vorgerückten Alter fertig brachte, in Kiel das juristische Staatsexamen zu bestehen, um sich der Anwaltskarriere widmen zu können. An seine Stelle trat dann Wilhelm Jensen, mit mir schon von der Universität her befreundet, der mit derselben spielenden Virtuosität seine

Leitartikel wie seine Romane niederschrieb. Auch Ungern-Sternberg und Bleicken befanden sich damals in Flensburg und von Zeit zu Zeit kam Graf Ludwig Reventlow zu einem Besuch von Husum herüber.

Die politischen Gegensätze hatten auch dem gesellschaftlichen Leben den Stempel aufgedrückt. Zwischen dem dänischen und augustenburgischen und dann wieder dem preußischen Lager gab es kein connubium und convivium. Man grüßte sich höchstens steif auf der Straße. Nur in einem Fall begegnete man sich auf dem gleichen Gebiet, wenn dieses auch durchaus nicht neutral war. Zu den Diners und Routs, die Manteuffel nicht selten in Flensburg gab, erschien alles, was eingeladen war und die Einladungen machten zwischen Dänen, Augustenburgern und Nationalen keinen Unterschied. Die Ungezwungenheit, die Manteuffel seinen geselligen Veranstaltungen zu geben wußte, trug nicht wenig dazu bei, seine Popularität zu fördern und ihn auch in solchen Kreisen persönlich beliebt zu machen, die sich politisch zu ihm im feindlichsten Gegensatze befanden.

IV.

Am 12. Dezember 1865 erhielt ich ein vom Tage vorher datiertes eigenhändiges Schreiben des Freiherrn von Zedlitz, das folgendermaßen lautete:

„Nach einer mir zugegangenen Mitteilung soll es in der Absicht der dänisch redenden Mitglieder der schleswigschen Ständeversammlung liegen, eine Adresse oder Petition an Se. Majestät den König von Preußen zu richten, die sich auf die Zukunft Nordschleswigs bezieht. — Der Abgeordneten-

Stellvertreter Kanzleirat Kruse daselbst soll seine Unterschrift dazu gegeben haben und man bringt die Anwesenheit des Abgeordneten des Gramer ländlichen Wahldistrikts, Hofbesitzers Krüger-Beftoft am 5. d. M. in Flensburg hiermit in Verbindung. Welche Bedeutung einer solchen Petition von der Seite beigelegt werden möchte, die sich für die Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark interessiert,*) und wie wenig sich ein solcher Vorgang mit den Zielen der preußischen Regierung vereinigen läßt, springt in die Augen. Die Sache verdient daher besondere Aufmerksamkeit; indem ich bitte, ihr solche zuzuwenden und bei dem was geeignet ist, sich von der Sachlage zuverlässige Kenntnis zu verschaffen, mit vorsichtigem Takt zu Werke zu gehen, bemerke ich, daß der Herr Gouverneur am nächsten Freitag Ihren mündlichen Bericht hierüber hier entgegenzunehmen wünscht."

Diese Mitteilung kam mir nicht überraschend. Ich hatte bereits folgendes festgestellt: Am 5. Dezember war Krüger-Beftoft, der bekannte Führer der dänischen Partei, in Flensburg gewesen und hatte hier im Hause des Privatlehrers Monrad mit dem Kanzleirat Kruse, dem Advokaten Muus, den Gebrüdern Plettnern, dem Kaufmann P. F. Petersen und einigen anderen Wortführern der dänischen Partei eine längere Besprechung gehabt. Er war dann nach Tondern weiter gereist. Ich hatte hiervon dem Amtmann Bleicken in Tondern (einem Bruder meines Freundes) und den Bürgermeistern Hansen in Hadersleben und Gottburgsen in Apenrade mit dem Hinzufügen Mitteilung gemacht, daß zweifellos eine neue dänische Kundgebung im Werke sei und

*) Gemeint war hiermit Napoleon III.

daß ich sie bäte, mich telegraphisch in Kenntnis zu setzen, sobald sie etwas Näheres darüber erführen.

Auffälligerweise hatte einige Tage später auch eine Besprechung der augustenburgischen Wortführer stattgefunden. Der Advokat Richard von Neergaard, einer der heftigsten Kieler Heißsporne, war plötzlich hier aufgetaucht und von dem Buchhändler Huwald, dem Buchdrucker Eggert und dem Schlachtermeister Detleffen (diese drei hatten den Vorstand des inzwischen aufgelösten schleswig-holsteinischen Vereins gebildet) auf dem Bahnhof empfangen worden. Gleichzeitig war Hansen-Grumbye, der verdienstvolle frühere Führer der Deutschen in der schleswigschen Ständeversammlung, hier anwesend gewesen.

Es machte mich stutzig, als mir am Morgen des 12. Dezember gemeldet wurde, Hansen-Grumbye sei wieder hier eingetroffen und mit dem ersten Zuge nach Apenrade gefahren, zumal, da fast gleichzeitig ein Telegramm von Bleicken in Tondern eintraf, welches meldete, daß heute wahrscheinlich eine geheime Versammlung der nordschleswigschen Abgeordneten in Apenrade stattfinden werde, da der Abgeordnete für Tondern dahin abgereist sei. Ich telegraphierte dies alles an Gottburgsen und bat ihn speziell, Hansen-Grumbye beobachten zu lassen.

Am nächsten Morgen telegraphierte Gottburgsen zurück: „Gestern hier anwesender Hansen-Grumbye soll mit nordschleswigschen Ständeabgeordneten verhandelt haben, worüber unbekannt“ und am Abend schrieb er: „Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, zu erfahren, was Hansen-Grumbye mit den dänisch-gesinnten Abgeordneten hier gestern abgemacht hat. Anzunehmen steht, daß sich beide Parteien gegen Preußen vereinigen werden. Ein hübsches Bündnis!“

Ich überlegte mir nun, wie ich dieser allerdings sehr auffallenden dänisch-augustenburgischen Intrigue auf den Grund kommen könne und verfiel auf folgendes Auskunftsmittel. In der letzten Zeit waren wiederholt Exemplare der im Herzogtum Schleswig verbotenen dänischen Zeitungen („Fädrelandet,“ „Dagbladet“) aufgetaucht und der Verdacht, sie eingeschmuggelt zu haben, war auf den bereits oben erwähnten Privatlehrer Monrad gefallen. Dieser, ein Vetter des gleichnamigen berühmten eiderdänischen Parteiführers und Ministerpräsidenten während des Krieges, galt als die Seele der dänischen Agitation, während Krüger-Beftoft, ein wenig begabter Mann, im wesentlichen nur eine repräsentative Rolle spielte. Es erschien nicht unwahrscheinlich, daß man durch Monrad, wenn auch seinerseits unfreiwillig, etwas Zuverlässiges über die Vorgänge in Apenrade erfahren könne. Ich leitete deshalb eine Untersuchung wegen Vertriebes verbotener Zeitungen gegen ihn ein und ließ eine Haussuchung bei ihm vornehmen.

Das Glück war mir günstig. Bei der Haussuchung, die frühmorgens stattfand, wurde nicht nur ein Haufen verbotener Zeitungen, sondern auch ein soeben eingetroffener, dänisch geschriebener Brief von Krüger-Beftoft mit Beschlag belegt. Ich gab den Brief an Monrad zurück, nachdem ich eine Übersetzung hatte anfertigen lassen und wußte nun, was ich wissen wollte.

Aus dem Briefe, ergab sich nämlich folgendes: Es hatte in Apenrade eine Besprechung zwischen Krüger-Beftoft und Hansen-Grumbye stattgefunden, bei welcher eine Verständigung über ein gemeinsames Vorgehen der dänischen und augustenburgischen Partei insofern erzielt war, als man sich darüber geeinigt hatte, gleichzeitig in Petitionen, Adressen

und sonstigen Kundgebungen die Einberufung der schleswigschen Ständeversammlung zu fordern. Als Programm für ein weiteres Zusammenwirken beider Parteien nach Zusammentritt der Ständeversammlung war in Aussicht genommen worden: Die Zustimmung der Augustenburger zur Abtretung Nordschleswigs an Dänemark, die Zustimmung der Dänen zur Einsetzung Friedrichs VIII. als Landesherrn. Bei der Zusammensetzung der Ständeversammlung war für den Fall, daß das Bündnis perfekt wurde, auf Einstimmigkeit der Beschlüsse über beide Fragen zu rechnen. Krüger-Beftoft sowohl wie Hansen-Grumbye hatten sich verpflichtet, hinsichtlich dieses Programms ihre Parteigenossen zu sondieren.

Ich gestehe, daß ich meinen Augen nicht trauen wollte, als ich dies las. Über Krüger-Beftofts Verhalten konnte man sich allerdings nicht wundern, denn im Falle der Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark konnte es den Dänen gleichgültig sein, was aus dem Reste der Herzogtümer wurde. Daß aber Hansen-Grumbye, der langjährige Vorkämpfer des „Up ewig ungedeelten“ Schleswig-Holsteins sich herbeiließ, um den Preis des Regierungsantritts Friedrichs VIII. für die Abtretung Nordschleswigs und damit für die Auslieferung der ganz überwiegend deutschen Städte Hadersleben, Apenrade und Christiansfelde an Dänemark einzutreten, das erschien schier unbegreiflich, wenn man nicht annehmen wollte, daß der augustenburgische Parteifanatismus den letzten Rest nationalen Empfindens in ihm erstickt habe.*)

— — —

*) Über Hansen-Grumbyes weitere Bemühungen und den Eindruck, den sie auf seine bisherigen Freunde machten, konnte ich am 30. Dezember an Zedlitz folgendes berichten:

Ich telegraphierte an Zedlitz den wesentlichen Inhalt des Krügerschen Briefes und meldete zugleich, daß ich übermorgen (Freitag) befohlenermaßen züm weiteren mündlichen Bericht in Schleswig eintreffen werde. Abends gegen 9 Uhr

---

„. . . . Hansen-Grumbye hat in den letzten Tagen wiederholt mit dem Etatsrat Hagemann auf Ohrfeld, der aus seiner dänischen Gesinnung nie ein Hehl gemacht hat, konferiert, er hat sich außerdem in Beziehung gesetzt zu den Herren v. Ladiges auf Borghorsterhütten, Erichsen und Dr. Thomsen in Cappeln. Die zuletzt genannten drei Herren, welche früher annexionistische Gesinnungen zur Schau trugen, haben in letzterer Zeit ziemlich unverhohlen im dänischen Sinne agitiert. Von Herrn v. Ladiges sollen die Artikel in der Angler Zeitung herrühren, welche eine Rückgabe Nordschleswigs bis zur Schleilinie befürworten. Erichsen ist Herausgeber der Angler Zeitung. Daß Hansen-Grumbye mit diesen Herren in Verbindung getreten ist und daß sie auf seine Pläne vollständig eingegangen sind, kann nach dem bisher Geschehenen nicht mehr wundernehmen. Es ist offenbar von Kiel und Kopenhagen an die beiderseitigen Getreuen die gleichmäßige Ordre ergangen, durch möglichstes Zusammenwirken der preußischen Verwaltung Verlegenheiten zu bereiten . . .

„Zu meiner größten Freude kann ich übrigens aus guter Quelle berichten, daß der Samen, den Hansen-Grumbye und Genossen auszustreuen gedenken, im nördlichen Angeln und unter der deutschen Bevölkerung Nordschleswigs wahrscheinlich auf sehr unfruchtbaren Boden fallen wird. In den Kirchspielen Quern und Sterup, die gestern ein zuverlässiger Beobachter besucht hat, herrscht die größte Erbitterung gegen Hansen. Die Bauern haben dort in den Wirtshäusern geäußert, Hansen solle nicht wagen, sich öffentlich sehen zu lassen, wenn ihm sein Buckel lieb sei und in einem Privatbriefe aus der Nähe von Apenrade, den ich heute eingesehen, wird gesagt, daß infolge der neugeschaffenen Allianz zwischen Dänen und Augustenburgern wahrscheinlich ein völliger Umschwung in der Stimmung der deutschen Nordschleswiger bevorstehe; es sei, als ob den Leuten die Schuppen von den Augen gefallen. Der Humor käme in der Tat zur Geltung, wenn die Augustenburger selbst in die Grube fallen sollten, die sie anderen zu graben beabsichtigt hatten . . .

erhielt ich von Zedlitz die telegraphische Aufforderung, sofort nach Schleswig zu kommen, da mich der Gouverneur noch heute sprechen wolle.

Der letzte Eisenbahnzug war bereits abgegangen, als ich das Telegramm erhielt. Ich mußte mir daher Extrapost nehmen, um auf der Chaussee die fünf Meilen lange Strecke von Flensburg nach Schleswig bei Nacht und Nebel zurückzulegen.

Es war nach 2 Uhr nachts, als ich in Schleswig eintraf. Manteuffel erwartete mich mit fieberhafter Ungeduld und machte mir bei meinem Eintritt Vorhaltungen über mein spätes Kommen, die ich natürlich durch den Hinweis auf die erschwerenden Umstände meiner Reise sofort entkräften konnte. Dann mußte ich ihm eingehend über die Vorgänge der letzten Tage berichten. Er hielt die Entdeckung, die ich gemacht, für so wichtig und folgenschwer, daß er erklärte, der König müsse sofort davon in Kenntnis gesetzt und zugleich müsse ein Alarmartikel in die Presse lanciert werden.

Er bat mich, ihm gegenüber an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen und den Artikel für die Presse zu schreiben. Er selbst wolle Seiner Majestät Bericht erstatten.

Wir schrieben nun darauf los, aber uns beiden wollte die Tinte nicht so recht aus der Feder. Wir stockten wiederholt und besannen uns. Nach einer Weile reichte Manteuffel mir sein Manuskript und sagte: „Lesen Sie mal und zeigen Sie mir, was Sie geschrieben haben.“ Dann meinte er: „Ihr Artikel gefällt mir nicht recht, mein Bericht aber auch nicht. Wir wollen die Rollen tauschen. Schreiben Sie an den König und ich will für die Zeitung schreiben.“

So geschah es denn auch. Nachdem wir unsere Ausarbeitungen zu gegenseitiger Zufriedenheit beendet hatten, führte mich

Manteuffel in sein Schlafzimmer, damit ich mich etwas restaurieren konnte und dann setzten wir uns (der Tag begann zu grauen) zu einem delikaten Frühstück nieder mit vielen Austern und altem Rheinwein.

Gegen 9 Uhr erschien Zedlitz und nun fand ein förmlicher Kriegsrat statt, der nach langen Debatten mit dem Beschluß endete, zunächst von besonderen Maßregeln abzusehen und den Dingen ihren Lauf zu lassen, zugleich sollten aber sämtliche Polizeibehörden in Nordschleswig angewiesen werden, den dänisch-augustenburgischen Umtrieben erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und von allen hierbei gemachten Beobachtungen nicht nur dem königl. Zivilkommissariat, sondern auch dem Polizeiamt zu Flensburg Mitteilung zu machen.

V.

Seit diesem Tage oder richtiger seit dieser Nacht erfreute ich mich der besonderen Gunst Manteuffels. Es verging wohl kaum eine Woche, ohne daß ich eine Einladung nach Schleswig erhielt und wenn Manteuffel nach Flensburg kam, mußte ich stets an seiner Seite bleiben: er betrachtete mich dann als seinen Zivíladjutanten. Auch auf seinen Reisen im Lande mußte ich ihn wiederholt begleiten. Ich erhielt dadurch mehr wie andere Gelegenheit, den merkwürdigen Mann aus nächster Nähe kennen zu lernen.

Erstaunlich war die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen. Es gab wohl kaum ein wissenschaftliches Problem, mit dem er sich nicht, wenigstens oberflächlich, befaßt hätte. Vorzugsweise interessierten ihn Theologie und Geschichte. Mir machte es immer Vergnügen, die verblüfften Gesichter

der Pastoren zu beobachten, wenn er mit ihnen, wie er es gern tat, über dogmatische Streitfragen disputierte und sie, die ihn zuerst mit dem Ausdruck nachsichtiger Überlegenheit angehört hatten, plötzlich dahinter kamen, daß er sich in dem theologischen Rüstzeug sicherer bewegte, wie sie selbst.

Durch seine langjährige Freundschaft mit Leopold von Ranke war sein Sinn für historische Studien besonders geschärft und er hatte sich im Laufe der Zeit namentlich in die neuere Geschichte aufs gründlichste vertieft. Als ich viele Jahre später einmal mit ihm, Bennigsen und Gneist bei dem Grafen Fritz Eulenburg, dem damaligen Minister des Innern zu Tische war, imponierte er den beiden parlamentarischen Führern durch seine intimen Kenntnisse des englischen und französischen Parteiwesens derartig, daß Bennigsen mir nachher sagte: „Von dem Mann kann man etwas lernen!“

Wenn Manteuffel auf Dinge stieß, die ihm bisher unbekannt geblieben waren, so scheute er keine Mühe, sich zu informieren. Er konnte, wie man zu sagen pflegt, den Leuten die Seele aus dem Leib fragen und besaß die Kunst zuzuhören. Einmal speiste ich bei ihm mit dem nachherigen Admiral Reinhold von Werner zusammen, der sich damals, wenn ich nicht irre, mit dem Plan einer Nordpolexpedition trug und Manteuffel dafür zu interessieren suchte. Manteuffel benutzte nun diese Gelegenheit, um sich über den Zustand unserer Marine zu orientieren und zeigte bei seinen Fragen ein solches Verständnis, daß Werner, der gern und gut sprach, ins Feuer geriet und die hochfliegendsten Pläne für den Ausbau der Flotte entwickelte. Beide schieden mit großer Befriedigung voneinander, Manteuffel, weil er viel gelernt und Werner, weil er für

seine Ideen einen so aufmerksamen Zuhörer gefunden hatte. Werner sagte beim Nachhausegehen zu mir: „Wenn wir doch einen solchen Mann an der Spitze der Marine hätten!"

Man mußte bei Manteuffel ähnlich wie bei Bismarck immer auf eine unerwartete Wendung in der Unterhaltung gefaßt sein und konnte von vornherein nie berechnen, wie er eine Sache auffassen werde. Die Lebhaftigkeit seines Geistes verführte ihn bisweilen, mit Kontroversen zu spielen und seine Äußerungen antithetisch zuzuspitzen. Seine Bonmots atmeten dann französischen Esprit. An französische Eigentümlichkeiten erinnerte auch eine gewisse Neigung zu posieren, von der er nicht frei war. Nicht, als ob er jemals geschauspielert hätte, aber er liebte es, bei geeigneter Gelegenheit seine Persönlichkeit effektvoll zur Wirkung zu bringen. Popularitätshascherei, die ihm seine Gegner vorgeworfen haben, lag ihm durchaus fern; er hatte sich allmählich daran gewöhnt, verkannt und verketzert zu werden und machte sich nichts daraus; aber wenn es galt, der Sache, die er vertrat, zu dienen, so scheute er nicht vor dem Kunstgriff zurück, andere glauben zu machen, daß ihm an ihrer Meinung viel gelegen sei.

Ernsthausen in seinen sehr lesenswerten „Erinnerungen eines Preußischen Beamten", in denen er Manteuffel eine eingehende und durchaus zutreffende Würdigung zuteil werden läßt, erzählt u. a. (S. 233 ff.), daß Manteuffel ihm gegenüber den Satz ausgesprochen: „Der Verwaltungsbeamte hat die Aufgabe, Geist zu machen." Auch ich habe ähnliches von ihm gehört. Er meinte damit nicht nur den Geist der Königstreue und Vaterlandsliebe, er meinte zugleich den Geist im Gegensatz zur Schablone, zum Schema F. Er selbst war immer bestrebt, sich von den Fesseln bureaukratischer Engherzigkeit zu befreien und ins volle Menschenleben hinein-

zugreifen. Ich erzählte ihm einst, daß über die Herstellung einer Entwässerungsanlage ein hartnäckiger Streit zwischen der Stadt Flensburg und dem Militärfiskus entbrannt sei, der in der Bürgerschaft große Verstimmung errege. Manteuffel fragte, wie hoch sich die Summe belaufe, um die es sich handle und als ich sie genannt hatte, sagte er einfach: „Ich schicke sie Ihnen morgen.“ Die Flensburger waren natürlich hierüber hocherfreut; ob es die Oberrechnungskammer ebenso gewesen ist, lasse ich dahingestellt.

Ein hervorragender Charakterzug an Manteuffel war die Treue seiner Freundschaft. Er gehörte zu den vornehmen Naturen, die wohl eine erlittene Kränkung, aber nie einen Dienst, der ihnen erwiesen worden, vergessen können. Wer ihm einmal näher getreten war und seine Zuneigung erworben hatte, der konnte sich felsenfest auf ihn verlassen und seiner tatkräftigen Unterstützung zu allen Zeiten und unter allen Umständen sicher sein. Ich selbst habe hierfür die sprechendsten Beweise erhalten.

VI.

Die Leichtlebigkeit und Liebenswürdigkeit Manteuffels im persönlichen Verkehr war eine der Hauptursachen seiner stetig wachsenden Beliebtheit. Er war für jedermann zugänglich. Öffentlich hatte er bekannt machen lassen, daß er jeden Mittwoch von 11 bis 3 Uhr in seiner Wohnung persönlich Wünsche oder Anträge entgegenzunehmen bereit sei. Aber auch abgesehen von dieser allgemeinen Sprechstunde glaube ich nicht, daß er jemals eine Bitte um eine Unterredung abschlägig beschieden hat. Bei der Anhörung von

Wünschen oder Beschwerden zeigte er nichts von der vornehmtuerischen Feierlichkeit oder bureaukratischen Steifheit, die Audienzen sonst so häufig den Stempel unbehaglicher Frostigkeit aufdrücken. Immer bewegte er sich ungezwungen, ließ jeden ausreden und hinterließ, selbst wenn er einen abschlägigen Bescheid erteilen mußte, stets den Eindruck, daß nur ein sachlicher Grund und nicht Teilnahmlosigkeit oder Mangel an Wohlwollen die Ursache sei.

Bei den großen Bällen und Routs, die er im Winter 1865/66 fast jede Woche in den weiten und stattlichen Räumen des Bjelkeschen Palais*) veranstaltete und zu denen Hunderte von Einladungen ergingen, wurde er in der Repräsentation aufs wirksamste durch seine Gemahlin unterstützt, eine vornehme sympathische Erscheinung, die Würde und Anmut in sich vereinigte und es meisterhaft verstand, in ihren Gästen das Gefühl der Behaglichkeit zu erwecken. Daß er der Stellvertreter des Königs sei, markierte Manteuffel bei solchen Gelegenheiten durch die Art seines Erscheinens, das immer erst erfolgte, wenn alle versammelt waren. Er und seine Gemahlin machten dann in höfischer Weise Cercle.

Völlig ungezwungen waren dagegen die kleinen Diners, die er mehreremal in der Woche gab. Er liebte eine gute Tafel und war in froher Laune, wenn er sich zu Tisch gesetzt hatte. Höchst amüsant konnte er dann erzählen. So erinnere ich mich einer Schilderung der maßgebenden Persönlichkeiten am Berliner Hofe, die mit Sarkasmen durchsetzt war und bei der einige steifbeinige Exzellenzen köstlich persifliert wurden. Sehr interessant war auch eine Charakte-

*) Es brannte Ende der sechziger Jahre ab. An seiner Stelle erhebt sich jetzt das Schleswiger Regierungsgebäude.

ristik Friedrich Wilhelms IV. Er schilderte, wie schwer es gewesen sei, den König bei einem Gedanken festzuhalten. Seine lebhafte, immer rege Phantasie habe ihn fortwährend verleitet, Seitensprünge zu machen. Beim Beginn einer Instruktion oder eines Auftrags habe der König seine Gedanken mit wunderbarer Klarheit zu präzisieren gewußt, sie aber im weiteren Verlaufe der Erörterung durch bilderreiche Erläuterungen immer mehr verdunkelt, so daß es schließlich fast unmöglich gewesen sei, zu erkennen, was er eigentlich gewollt habe. Um diesem Dilemma zu entgehen, habe Manteuffel es sich zur Regel gemacht, nur bei den ersten Sätzen des Königs scharf zuzuhören, alle weiteren Auseinandersetzungen aber völlig zu ignorieren.

Über Bismarck habe ich Manteuffel sich immer nur in anerkennendster Weise äußern hören. „Er behandelt mich schlecht," sagte er mir einmal, „das aber hindert mich nicht, ihn für einen großen Mann zu halten." Desto absprechender äußerte er sich über einige andere Minister, namentlich den Finanzminister von Bodelschwingh, dem er vorwarf, den „Gesichtskreis eines Steuerinspektors" zu haben. Manteuffel befand sich bekanntlich in fortwährenden Differenzen mit der Finanzverwaltung und klagte wiederholt: „Statt 100000 Taler, die ich ihnen mühsam aus den Händen entwinden muß, sollten sie mir freiwillig zwei bis drei Millionen schicken! Dann ließe sich hier etwas machen."

Ich will diesen Abschnitt mit einer kleinen Anekdote schließen, die beweist, daß auch der Humor bei Manteuffel zu seinem Rechte kam. Eines Tages sollte ich mit ihm eine Reise nach Hadersleben machen. Ich war schon Tags vorher in Schleswig eingetroffen und von ihm, wie immer, zu Tisch eingeladen. Da ich neben ihm saß, bemerkte er, daß

ich keinen Champagner trank. Auf seine verwunderte Frage darüber erwiderte ich, daß ich jeden anderen Wein recht gut vertragen könne, der Sekt mir aber immer am nächsten Tage Katergefühle erwecke, so daß ich ihn grundsätzlich miede. Manteuffel meinte, dagegen gebe es ein probates Mittel: similia similibus, man müsse beim Erwachen sofort wieder Sekt trinken („Hundehaareauflegen“ nennt es bekanntlich der Student). Als ich gegen erneutes Einschenken remonstrierte, indem ich bemerkte, ich könne nicht dafür einstehen, morgen reisefähig zu sein, sagte er: „Auf meine Verantwortlichkeit!“ und ich ließ mich denn auch nicht weiter nötigen. — Am nächsten Morgen, es war noch dunkel, erwachte ich mit greulichen Kopfschmerzen. An meinem Bette stand der baumlange Manteuffelsche Jäger, in der einen Hand ein Glas, in der anderen eine halbe Flasche Sekt. „Seine Exzellenz lassen bitten, dies sofort auszutrinken.“ Ich fuhr den Menschen aufs gröblichste an. Er aber blieb hartnäckig und schließlich mußte ich mich ins Unabänderliche fügen. Ich trank den Sekt, legte mich wieder aufs Ohr und erwachte nach einer Stunde mit völlig sturmfreiem Schädel. Und seltsamerweise — ich habe seitdem manchen Tropfen Sekt getrunken, aber niemals wieder am nächsten Morgen den leisesten Kater gespürt.

VII.

Aus der Fülle von Notizen, Briefen, Telegrammen usw., die ich aus der Manteuffelschen Zeit aufbewahrt habe, greife ich noch einiges heraus.

Am 11. Januar 1866 schrieb ich an Manteuffel:

„Eurer Exzellenz Befehle, in wichtigen und dringenden Fällen unmittelbar zu berichten leiste ich heute um so mehr

Folge, als es sich um eine Mitteilung handelt, welche mir unter der Verpflichtung zur strengsten Diskretion gemacht worden ist und welche, wenn auch gewiß mit größter Vorsicht aufzunehmen, doch vielleicht von nicht zu berechnender Tragweite sein dürfte.

„Die Sache ist folgende: Man soll in Kiel beabsichtigen, sämtliche augustenburgisch gesinnte Mitglieder sowohl der schleswigschen wie der holsteinischen Ständeversammlung zu einer gemeinsamen Erklärung dahin zu veranlassen, daß sie mit den Februarforderungen des Grafen von Bismarck einverstanden und gewillt seien, dieselben, falls die Stände zusammenberufen würden, in Bausch und Bogen zu akzeptieren. Zweck des Unternehmens dürfte sein, zunächst der Agitation für Einberufung der Ständeversammlung einen neuen Stützpunkt zu gewähren und sodann dem Prinzen von Augustenburg die Gelegenheit zu bieten, sich ebenfalls nachträglich für die Februarforderungen zu erklären. Er könnte dann sagen: ich habe jene Forderungen seinerzeit verworfen, weil ich nicht glaubte, die Zustimmung der Landesvertretung erlangen zu können; nun da ich sehe, daß diese bevorsteht, willige ich ebenfalls ein.

„Auf diese Weise scheint man den auf Einverleibung der Herzogtümer in Preußen gerichteten Bestrebungen der Regierung Seiner Majestät des Königs ein Paroli bieten zu wollen. Es scheint das der letzte Rettungsanker zu sein, der ausgeworfen wird.

„Wieweit der Plan gediehen ist, vermag ich nicht anzugeben. Wahrscheinlich sind bis jetzt nur die einzelnen Abgeordneten vorsichtig sondiert worden.

„Die Quelle, aus der ich schöpfe, niemanden, selbst Euer Exzellenz nicht zu nennen, habe ich mich mit meinem Wort

verpflichtet. Sie kann sehr wohl unterrichtet sein, wenn ich auch selbstverständlich keine Garantie dafür übernehmen will.

„Indem ich, um meinerseits die größte Diskretion zu bewahren, diesem Schreiben die gewöhnliche Briefform gebe, verharre ich in Ehrerbietung und Ergebenheit als Euer Exzellenz gehorsamster

Tiedemann.“

Mit diesem Schreiben kreuzte sich der nachstehende eigenhändige Brief Manteuffels:

„Euer Hochwohlgeboren

mache ich folgende vertrauliche Mitteilung: Es ist mir gesagt worden, daß der frühere Amtmann Thomsen und ein Graf Baudissin die ehemaligen schleswigschen Abgeordneten eingeladen haben, zum 14. d. M. nach Kiel zu kommen. Jede Demonstration verzögert die Regelung der Verhältnisse und ist dem Lande nachteilig. Ich lege also den größten Wert darauf, daß die betreffenden Herren der Aufforderung des Herrn Thomsen und Herrn Grafen Baudissin keine Folge geben und daß sie, wenn ihre Geschäfte sie zum Umschlag nach Kiel führen, sich der Beteiligung an von diesen Herren ausgehenden Beschlußnahmen, enthalten. Euer Hochwohlgeboren werden es verstehen, Ihren Einfluß, ohne daß die Sache einen anderen als einen rein persönlichen Charakter gewinnt, so anzuwenden, daß die sich in Ihrem Amtsrayon befindenden ehemaligen Ständemitglieder die erforderlichen Aufklärungen erhalten, um alles zu vermeiden, was dem Lande Nachteile bringen könnte.

„Schloß Gottorf, 11. Januar 1866.

E. Manteuffel.“

Ich erwiderte darauf:

„Flensburg, 12. Januar 1866.

„Eurer Exzellenz hochgeneigtes Schreiben vom gestrigen Tage empfing ich heute morgen im Polizeigericht. Nach Beendigung desselben begab ich mich unter dem Vorwande, in einer Straßenregulierungsangelegenheit Rücksprache nehmen zu wollen, zum Abgeordneten Kanzleirat Kruse und erfuhr von diesem im Laufe des Gesprächs, daß er weder nach Kiel zum Umschlag zu reisen gedenke, noch ein Einladungsschreiben von dem früheren Amtmann Thomsen oder dem Grafen Baudissin erhalten habe. Das Gleiche wird unfehlbar hinsichtlich des zweiten Abgeordneten Kanzleirat Schmidt der Fall sein.

„Die intendierte Versammlung dürfte wahrscheinlich nur von entschieden augustenburgisch gesinnten Abgeordneten besucht werden; sie dürfte mit dem Plan zusammenhängen, welchen ich gestern schon Eurer Exzellenz zu signalisieren die Ehre hatte.

„In größter Ehrerbietung usw.

Tiedemann."

Am nächsten Tage konnte ich folgendes schreiben:

„Flensburg, 13. Januar 1866.

„Eurer Exzellenz berichte ich gehorsamst, daß die Versammlung der schleswigschen und holsteinischen Abgeordneten in Kiel gescheitert ist. Gestern abend hat eine bis Mitternacht dauernde Vorbesprechung zwischen den hervorragendsten Abgeordneten (unter ihnen Pastor Schrader und Wiggers aus Rendsburg) stattgefunden, an der von Nichtabgeordneten die Professoren Planck und Karstens sowie Dr. Heiberg aus Schleswig teilgenommen haben. Die Besprechung hat bis Mitternacht gedauert; man hat sich jedoch nicht einigen

können und endlich beschlossen, die auf heute anberaumte größere Versammlung nicht stattfinden zu lassen. Wahrscheinlich ist der schlau angelegte Plan des Herrn Sammer, die Abgeordneten zu einer Erklärung zugunsten der Februarforderungen zu veranlassen, an dem Fanatismus der Mehrzahl gescheitert. Ob es Hansen-Grumbye, welcher heute abend in Kiel eintrifft, gelingen wird, eine Einigung zu erzielen, muß als fraglich erscheinen. Die Vorberatung ist so geheim gehalten worden, daß die meisten Abgeordneten gar keine Ahnung davon gehabt haben.

„Wiggers aus Rendsburg hat sich übrigens gestern in der Kieler Harmonie in Gegenwart mehrerer enragierter Augustenburger, u. a. des Stadtbaumeisters Martens und des Postinspektors von Normann in so preußischem Sinne ausgesprochen, daß den genannten Herren wahrscheinlich die Haare zu Berge gestanden haben. Er hat ihnen, wie mein Gewährsmann schreibt, z. B. auch erzählt, daß die österreichische Politik in Süddeutschland furchtbar verhaßt sei, daß der württembergische Minister Varnbühler von bundestäglicher Blamage nichts mehr wissen wolle und daß der württembergische Abgeordnete Hölder gemeint habe, es bliebe doch nichts als Anlehnung an Preußen übrig.

„Vorstehende Nachrichten sind durchaus zuverlässig.*)

Mit usw.

Tiedemann.“

Am 15. Januar schrieb ich an Manteuffel:

... „Nach mir gemachten zuverlässigen Mitteilungen haben im Kieler Umschlag d. J. unter den großen Guts-

*) Sie stammten von dem Privatdozenten Dr. Handelmann, mit dem ich in Korrespondenz stand.

besitzern der Herzogtümer wiederholt in kleineren Kreisen Besprechungen politischen Inhalts stattgefunden. Man hat besonders die Frage erörtert, ob es nicht zeitgemäß und zweckdienlich sei, mit einer Kundgebung zugunsten der Annexion der Herzogtümer an Preußen hervorzutreten. Im Prinzip durchaus damit einverstanden, ist man jedoch der Meinung gewesen, daß noch nicht der richtige Augenblick für ein solches Vorgehen gekommen sei.

„Ich möchte nun der Erwägung Eurer Exzellenz ehrerbietigst anheimstellen, ob diese unter den Gutsbesitzern herrschende Stimmung nicht zu benutzen sein dürfte. Ich kenne die in diesen Kreisen (namentlich der bürgerlichen Gutsbesitzer) herrschende Denkungsweise zu genau, um nicht zu wissen, daß sich ihr Verhalten immer durch einen besonderen Mangel an Initiative auszeichnen wird. Diese Herren sind nur vorwärts zu bringen, wenn sie eine sichere Leitung spüren, aus eigenem Antriebe werden sie sich niemals rühren, sie werden ohne richtige Führung immer und ewig der Ansicht sein, daß zum tatkräftigen Handeln noch nicht der geeignete Augenblick da sei.

„Falls Euer Exzellenz eine Kundgebung im obigen Sinne für wünschenswert halten sollten, dürfte sie gewiß nicht schwer in Szene zu setzen sein. Es müßte nur jemand vorangehen, der folgende Erfordernisse in sich vereinigte:

1. „Er müßte vornehmer, reicher und angesehener sein, wie die meisten der Gutsbesitzer, denn nur unter dieser Voraussetzung würden sie sich seiner Führung neidlos unterwerfen;
2. er müßte ferner eine politische Vergangenheit haben, die ihn in den Augen der Alt-Schleswig-Holsteiner nicht kompromittierte;

3. er müßte endlich nicht als ein spezieller Parteiführer (wie z. B. Baron Carl Scheel-Plessen) gelten, sondern den Ruf eines über allen Parteien stehenden Patrioten genießen.

„Ich wüßte nur einen Mann zu nennen, der alle diese Erfordernisse besitzt und das ist der Graf C. Reventlow auf Altenhof. Er ist beim Bürgerstande gleich geachtet und angesehen wie beim Adel, hat einen Rang, der ihm den Vortritt vor allen andern gibt, steht in dem Rufe eines ebenso noblen wie praktisch tüchtigen Gutsherrn (was auch nicht gering anzuschlagen ist) und genießt überhaupt hinsichtlich seines politischen und Privatcharakters des allgemeinsten Vertrauens Wenn Graf C. Reventlow sich etwa mit Völkers auf Gobbersdorf, Martens auf Neu-Nordsee und Schmidt auf Windebye in Verbindung setzte, wenn diese Herren dann unter der Hand die Gutsbesitzer in ihrer Nähe vorzubereiten suchten, und sich ferner mit dem Baron Scheel-Plessen und den sogenannten Siebzehnern verständigten, so dürfte es meines unmaßgeblichen Erachtens leicht sein, eine Adresse an Seine Majestät den König mit der Bitte um Annexion zustande zu bringen. Nur müßte mit der größten Verschwiegenheit zu Werke gegangen werden. Denn unter den Gutsbesitzern gibt es leider gar viele, die sich von ihrem Vorhaben abschrecken lassen würden, wenn die „Schleswig-holsteinische Zeitung" und ähnliche Blätter im voraus das Unternehmen als „Verrat", „Schandtat" usw. ausposaunten . . ."

Als Antwort hierauf telegraphierte mir Manteuffel, ich möge nach Schleswig kommen. Er billigte meinen Plan durchaus und erklärte sich bereit, mit dem Grafen Reventlow-Altenhof in Verbindung zu treten. Vorher wollte er aber noch ein Verzeichnis der annexionistisch gesinnten

ritterschaftlichen und bürgerlichen Gutsbesitzer haben, das ich ihm an der Hand des Hof- und Staatskalenders sofort aufstellen konnte.

Die Folge der Verhandlungen zwischen Manteuffel und Reventlow-Altenhof war die sogenannte „Neunzehner Adresse", in der es hieß: „Wir sprechen es unumwunden aus, daß wir das Wohl und das Heil unseres Vaterlandes nur in dessen Vereinigung mit der preußischen Monarchie erblicken können und vertrauen ganz der Weisheit Sr. Majestät des Königs, daß Allerhöchst dieselben die dahin führenden Schritte zu erwählen wissen, wie auch den demnächst unter seinem Szepter verbundenen Landen ihre eigentümlichen Einrichtungen, soweit diese sich mit dem Gemeinwohl vereinigen lassen, erhalten werden."

Diese Adresse entsprach insofern nicht den Wünschen Manteuffels, als sie nur von adligen Gutsbesitzern*) unterzeichnet war, während er gerade auf die Mitwirkung auch bürgerlicher Gutsbesitzer Gewicht gelegt hatte. Wie er mir später erzählte, war eine solche auch von Reventlow-Altenhof befürwortet worden, während Scheel-Plessen gefürchtet hatte, die Heranziehung der bürgerlichen Gutsbesitzer werde zu viel Zeit in Anspruch nehmen und hinsichtlich der Auswahl auf Schwierigkeiten stoßen.

*) Ihre Namen lauteten: Carl Baron Scheel-Plessen, C. Graf v. Reventlow auf Altenhof, Graf Reventlow-Criminil auf Emckendorf, Graf Brockdorff-Ahlefeldt auf Ascheberg, G. v. Cronstern auf Nehmten-Marutendorf, Graf Platen auf Caden, Graf Baudissin auf Borstel, H. v. Hollen auf Schönweide, Otto Graf v. Blome auf Salzau, v. Mesmer-Saldern auf Schierensee, Henning Otto v. Ahlefeldt auf Lindau, Th. Graf Reventlow auf Jersbeck, Adolf Blome auf Heiligenstedten, Graf Schimmelmann auf Tangstedt, v. Buchwaldt auf Pronstorf, H. v. Buchwaldt auf Helmstorff, v. Levetzow auf Putlos, Graf Hahn auf Neuhaus, Graf E. Schimmelmann auf Ahrensburg.

VIII.

Während der nächsten Monate wurde die Gespanntheit der politischen Situation immer größer und unerträglicher. Die österreichische Verwaltung in Holstein begünstigte durch ein wohlberechnetes laisser-faire, laisser-aller die augustenburgische Agitation, die in ihrer Presse Preußen mit maßloser Heftigkeit angriff und eifriger wie je ihre Propaganda nach Schleswig hinübertrug, wo Manteuffel inzwischen ein strammes Regiment etabliert hatte. Mit jedem Tage mehrten sich die Reibungen zwischen Preußen und Österreich nicht nur auf dem Gebiete der hohen Politik, sondern ebensosehr im amtlichen Verkehr des Gouverneurs von Schleswig und des Statthalters von Holstein. Jeden Tag konnte es zu einem Zusammenstoß kommen, der den Krieg zur Folge haben mußte.

Es war natürlich, daß die allgemeine Ungewißheit und Unsicherheit auch das tägliche Leben des einzelnen beeinflußte. Man lebte in einer nervösen Unruhe, weil man nie wußte, was die nächste Stunde bringen werde.

Die große Menge in Schleswig-Holstein rechnete bei dem bevorstehenden Kriege mit Bestimmtheit auf einen Sieg Österreichs. Die österreichischen Truppen, die bei uns erschienen waren, hatten einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Es waren Elite-Regimenter gewesen: Die Windischgrätz-Dragoner, die Lichtenstein-Husaren, die Infanterie-Regimenter König von Preußen, König der Belgier, Coronini, Prinz Holstein usw. Auch die berühmte Stoßtaktik der Österreicher hatte mächtig imponiert. Die weit größeren Erfolge der Preußen bei Düppel und Alsen hatten die Phantasie nicht so erregt, wie das österreichische Draufgehen mit Bajonett und Kolben bei Oberselk und Översee.

Auch im preußischen Offizierkorps herrschte keineswegs eine siegesgewisse Stimmung. Ich habe mich in jenen Tagen sehr häufig mit preußischen Offizieren, darunter auch Generalstäblern über die Chancen des Krieges unterhalten. Immer trat mir die Ansicht entgegen, daß die preußische Infanterie vermöge ihrer Bewaffnung mit dem Zündnadelgewehr der österreichischen gewachsen, wenn nicht überlegen sei, daß man aber die Überlegenheit der österreichischen Kavallerie und Artillerie unbedingt anerkennen müsse. Man zog preußischerseits entschlossen in den Krieg mit dem festen Willen, seine Pflicht zu tun; von leichten Siegeslorbeeren aber träumte niemand.

Nur das kleine Häuflein der Nationalen glaubte fest an den Stern Preußens. Es hatte die Brücken hinter sich abgebrochen und sah in dem bevorstehenden Kampfe zwischen dem aufstrebenden Preußen und dem niedergehenden Österreich eine geschichtliche Notwendigkeit, bei der der Kampfpreis: die Vorherrschaft in Deutschland der stärkeren und gesünderen Volkskraft zufallen mußte.

Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges fand in der Flensburger „Harmonie" ein Diner zu Ehren Manteuffels statt, an dem die Generale und Stabsoffiziere der Garnison, die Spitzen der Behörden und zahlreiche angesehene Bürger der Stadt teilnahmen. Nach den üblichen offiziellen Toasten, bei denen vorsichtig vermieden worden war, die gespannte politische Lage zu berühren, brachte ich einen Toast aus, den ich hier (nach der „Norddeutschen Zeitung") wörtlich mitteilen will, weil er damals als der Ausdruck hoffnungsfreudiger Zuversicht ein gewisses Aufsehen erregte und durch die Wucht, mit der er Farbe bekannte, manches zaghafte Gemüt aus seiner ängstlichen Neutralität aufschreckte.

„Meine Herren!

„Angesichts der drohenden Gewitterwolken, welche den politischen Horizont zu umziehen scheinen, richten sich unsere Blicke unwillkürlich auf die Männer, deren großer Beruf es ist, als ultima ratio in die Weltgeschicke einzugreifen. Die Armee ist für jeden Staat der bedeutendste Faktor, für keinen aber mehr wie für Preußen. Nicht durch sogenannte moralische Eroberungen, durch eine sentimentale Mondscheinspolitik ist Preußen geworden, was es ist: Der Schirm und die Schutzmacht Deutschlands und der Hort des Protestantismus. Es hat dazu jahrhundertelanger harter und blutiger Arbeit bedurft und diese Arbeit hat die Armee verrichtet. Ihr verdankt es Preußen, daß es aus jeder, auch der gefährlichsten Krisis immer wie ein Phönix aus der Asche wiedererstanden ist, daß es der einzige wirkliche deutsche Staat, die einzige wirkliche deutsche Großmacht geworden, daß es neben den übrigen deutschen Vaterländern sich ausnimmt, wie ein Adler neben den Vöglein des Waldes.

„Wiederum geht Preußen einer gefahrdrohenden Krisis entgegen. Wird die Armee wiederum die Trägerin und Schirmerin des Staates sein? — wird sie sich wieder bewähren, wie im siebenjährigen, wie im Befreiungskriege? — Ich wage es mit keckem Mute „Ja“ zu sagen, denn noch lebt derselbe Geist in der Armee wie damals und dann beseelt die Armee ein doppeltes erhebendes Bewußtsein. Es ist zunächst das Bewußtsein, einen Kriegsherrn zu haben, dem die Ehre des Staates höher steht, wie das eigene Leben, der das eiserne Kreuz auf der Brust als Zeichen eigenen Heldenmuts trägt, der, um es mit einem Wort zu sagen, ein echter Sproß des stolzen und kriegerischen Geschlechts der Hohenzollern ist; — es ist ferner das Bewußtsein, daß sich beim

ersten Kanonenschuß das gesamte preußische Volk um diesen seinen Kriegsherrn scharen wird und daß in Deutschland jeder, dem das Wohl des Gesamtvaterlandes höher steht wie partikularistische Interessen, auf Preußens Seite zu finden ist.

„In diesem Gedankengange, meine Herren, gestatten Sie mir, der Armee einen Wunsch zu bringen. Wenn es dann zum Kampfe kommen sollte für Preußens Ehre, und was dasselbe ist, für Deutschlands Einheit, Macht und Größe und für Schleswig-Holsteins Wohlfahrt und Freiheit, — möge dann der Gott der Schlachten, der die Preußenheere lenkte bei Fehrbellin, bei Roßbach und Leuthen, bei Leipzig und Waterloo, bei Düppel und Alsen, möge er dann wieder bei der Armee sein, möge er die alten zerschossenen Fahnen neuen Siegen entgegenführen, möge er neue Lorbeeren um die Helme winden, auf denen geschrieben steht: „Mit Gott für König und Vaterland!" Die Armee, sie lebe hoch!"

IX.

Am 2. Juni 1866 berief der österreichische Statthalter Freiherr v. Gablenz die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein auf den 11. Juni nach Itzehoe, um, wie es in der österreichischen Erklärung im Bundestage hieß, die Wünsche und Rechtsanschauungen des Landes zum Ausdruck zu bringen. Das war, wenn auch nicht formell, doch tatsächlich die Kriegserklärung. Manteuffel erhielt denn auch sofort den Befehl, in Holstein einzurücken und den Zusammentritt der Stände zu verhindern.

Als dieser Befehl eintraf, befand sich Manteuffel in Flensburg, wo er zu einem Diner zahlreiche Einladungen

hatte ergehen lassen. Bevor wir zu Tische gingen, nahm er mich beiseite und fragte mich auf Ehre und Gewissen, ob ich glaube, daß in Flensburg und Nordschleswig auch ohne die Anwesenheit von Truppen die Ruhe und Ordnung in dieser kritischen Zeit aufrecht erhalten werden könne. Ich kannte meine Landsleute zu gut, um nicht diese Frage aus voller Überzeugung mit Ja zu beantworten. In der Tat blieb beim Beginn des Krieges im ganzen Herzogtum Schleswig nur eine kleine Abteilung Artillerie unter dem Befehl des Hauptmanns Kyhlenstierna in Sonderburg zurück. Erst im Laufe des Juli traf die Ersatzschwadron der 7. Kürassiere in Flensburg und das Ersatzbataillon des 11. Regiments in Schleswig ein.

Dem Ausmarsch der Truppen, die am 7. Juni in frühester Morgenstunde mit der Eisenbahn nach Rendsburg befördert wurden, folgten Tage der höchsten Spannung. Die Truppen überschritten die Eider und besetzten Rendsburg, Kiel und Itzehoe, Gablenz räumte mit der österreichischen Brigade Kalik Holstein und mit ihm verließ der Herzog das Land, die holsteinische Ständeversammlung wurde auseinandergesprengt und der österreichische Regierungskommissar Lesser verhaftet, Scheel-Plessen übernahm die Funktionen eines preußischen Oberpräsidenten für beide Herzogtümer.

Dann folgten Schlag auf Schlag die Siegesnachrichten aus Böhmen und von der Mainarmee. Der Tag von Königgrätz entschied die deutsche und zugleich die schleswig-holsteinische Frage zugunsten Preußens . . .

Nach Beendigung des Feldzugs kehrte Manteuffel noch einmal nach Schleswig zurück, und zwar als kommandierender General des neugebildeten IX. Armeekorps. Er blieb aber nur wenige Monate in dieser Stellung. Differenzen

mit Scheel-Plessen veranlaßten ihn, am Schluß des Jahres ein Abschiedsgesuch einzureichen, infolgedessen er vorläufig auf ein Jahr beurlaubt wurde und seinen Wohnsitz in Merseburg nahm.

In dieser Zeit, also nachdem er sein Kommando niedergelegt hatte und scheinbar in Ungnade gefallen war, verliehen ihm die vier größten Städte im Herzogtum Schleswig: Flensburg, Schleswig, Hadersleben und Husum das Ehrenbürgerrecht, und zwar auf einstimmigen Beschluß der verschiedenen Deputiertenkollegien (Stadtverordnetenversammlungen) und lieferten damit den Beweis, daß er sich trotz der schroffsten politischen Gegensätze persönlich die höchste Achtung und Anerkennung der Bevölkerung erworben hatte.

Ich bin mit Manteuffel bis zu seinem Tode in Verbindung geblieben. Nach seinem Fortgang aus Schleswig-Holstein entspann sich zwischen uns ein Briefwechsel, der bis in die Zeit hinein fortgesetzt wurde, wo Manteuffel Statthalter von Elsaß-Lothringen war. Damals hatte ich in meiner Stellung als Chef der Reichskanzlei wiederholt Gelegenheit, mich ihm für die vielfachen Beweise seiner freundlichen Gesinnung gegen mich dankbar zu zeigen. Es gewährte mir eine große Genugtuung, gelegentlich vermitteln zu können zwischen den beiden bedeutendsten Männern, denen näher zu treten mir vom Schicksal vergönnt war — zwischen Bismarck und Manteuffel.

Kapitel XIX.

Der König in Flensburg 1868.

I.

Es war im September 1868, als zum erstenmal in der neu erworbenen Provinz Schleswig-Holstein ein größeres Manöver stattfand. Die Truppen waren in und um Flensburg konzentriert. Das eigentliche Manöverterrain lag im Sundewittschen; im Weichbilde der Stadt Flensburg aber sollte eine Parade vor dem König stattfinden.

Nicht ohne Besorgnis sah ich dem Eintreffen des Königs entgegen. Zwar fürchtete ich nicht für seine persönliche Sicherheit; aber bei der damaligen Stimmung der Bevölkerung konnte auf einen freundlichen, geschweige denn begeisterten Empfang nicht gerechnet werden.

Bezeichnend für diese Stimmung war, daß der Vorschlag des Magistrats, die Stadt festlich zu schmücken und zu diesem Zweck einen Kredit zu bewilligen, nur kühle Aufnahme fand, daß man von der geforderten Summe mehr als die Hälfte strich, und sich erst nach längeren, unerquicklichen Debatten herbeiließ, einen Festausschuß zu wählen, an dessen Spitze ich gestellt wurde.

Ich muß zur Entschuldigung der lauen und apathischen Haltung der Bürgerschaft anführen, daß damals Handel

und Wandel in Flensburg vollständig daniederlagen. Die neu errichtete Zollgrenze gegen Dänemark hatte alle alten Handelsbeziehungen zu Jütland und den dänischen Inseln, auf welche die Stadt bisher vorzugsweise angewiesen war, unwiederbringlich zerrissen. Neue Absatzgebiete waren noch nicht gefunden. Niemand besaß auch den rechten Unternehmungsgeist, um sie aufzusuchen, denn das Vertrauen in den dauernden Bestand der durch den Krieg herbeigeführten politischen Veränderungen war damals in kaufmännischen Kreisen gering.

Noch etwas anderes, sehr Wesentliches kam hinzu. Von jenen engen persönlichen Beziehungen zwischen Fürst und Volk, auf denen die dynastische Größe der Hohenzollern beruht und die, von Generation zu Generation fortgepflanzt, den eigentlichen Kitt des preußischen Staatswesens bilden, hatte man damals in Schleswig-Holstein keine Ahnung. Abgesehen von Friedrich VI., der in seinem schlichten Auftreten und seiner patriarchalischen Sorge um das Wohl seiner Untertanen an Friedrich Wilhelm III. erinnert, waren die dänischen Könige dieses Jahrhunderts nicht geeignet gewesen, loyale Empfindungen zu erwecken. Christian VIII. hatte seine glänzende Begabung in kleinlichen politischen Intriguen verzettelt, er hatte im Interesse ehrgeiziger dynastischer Pläne Dänen und Schleswig-Holsteiner aufeinander gehetzt, er hatte viele Versprechungen gemacht und wenige gehalten. Mißtrauen auf allen Seiten war die Folge seiner hinterhaltigen Politik und als er starb, wurde ihm von niemanden eine Dankesträne nachgeweint. Und nun gar Frederik VII.! In den unteren Schichten der Kopenhagener Bevölkerung war er zweifellos populär, aber er verdankte diesen Erfolg nur Eigenschaften, die sonst nicht gerade dazu dienen, einen Thron zu zieren.

Seine aufgedunsene Gestalt, seine plumpen Manieren, seine rohen Späße und handgreiflichen Aufschneidereien wurden in den Matrosenschenken bewundert und belacht, aber schon in den Kreisen der Kopenhagener Gebildeten erregten sie unverhohlenen Widerwillen, wieviel mehr in den Herzogtümern, wo man in diesem König-Falstaff nur das willenlose Werkzeug der eiderdänischen Demokratie erblickte. Als er, ich glaube es war im Jahre 1853, in Begleitung seiner zur linken Hand angetrauten Gemahlin, der berüchtigten Gräfin Danner, alias Rasmussen, eine Rundreise durch Holstein machte, wich ihm die ganze Ritterschaft aus; aber auch die meisten höheren Beamten, in deren Dienstwohnungen er Quartier nahm, schickten ihre Gattinnen auf Reisen oder fingierten Erkrankungen, um sie vor der Berührung mit einem Ehepaar zu bewahren, dessen Denkungsweise und Lebensgewohnheiten zu dem äußeren königlichen Prunk, mit dem es sich zu umgeben liebte, in schneidendem Kontrast standen.

So waren die Repräsentanten des Königtums beschaffen gewesen, welche die lebende Generation bisher kennen gelernt hatte. Achtung hatten sie nicht einzuflößen vermocht, geschweige denn Ehrfurcht.

Und nun erschien ein neuer König. Man wußte nur wenig von ihm. In liberalen Kreisen galt er als die Verknöcherung des Militarismus, er hatte, unterstützt durch den Bösewicht Bismarck, gegen Recht und Verfassung ohne Budget regiert, er hatte die Volksrechte mit Füßen getreten und wie die Phrasen alle hießen, die zur Konfliktszeit von Berlin aus als politische Scheidemünze in Kurs gesetzt waren. Dann hatte er allerdings Schleswig-Holstein von der dänischen Herrschaft befreit, aber er hatte ja dabei den angestammten Landesherrn rücksichtslos beiseite geschoben, er hatte die schöne

Provinz aus schnödem preußischen Egoismus annektiert. Dank war man ihm dafür nicht schuldig. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß damals $^{9}/_{10}$ der deutschen Bevölkerung in Schleswig-Holstein so dachte und empfand und daß daher in diesen Kreisen von Sympathien für den neuen König keine Rede sein konnte. Die Dänen aber betrachteten ihn als Usurpator.

Wer je erfahren hat, welche berechtigten und unberechtigten Anforderungen bei Besuchen gekrönter Häupter schon in normalen Zeiten an die Tätigkeit eines Polizeichefs gestellt werden, der wird ermessen können, wie sehr ich unter diesen erschwerenden Umständen durch die Vorbereitungen für den Empfang des Königs in Anspruch genommen war. Eigentliche Unterstützung fand ich nur bei den Militärbehörden, die meinen Wünschen mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkamen und mir z. B. für den Abend der Ankunft des Königs 40 Unteroffiziere und Gefreite behufs Verstärkung der völlig unzulänglichen Polizeimannschaften zur Verfügung stellten.

Wenige Tage vor Ankunft des Königs erkrankte ich ernstlich. Ich mußte fiebernd das Bett hüten und die noch erforderlichen Dispositionen von dort aus treffen. Man kann sich meine Stimmung denken. Ich haderte mit dem Geschick, das meine Tätigkeit gerade in dem Moment lahmlegte, wo sie am allernotwendigsten war.

Der Extrazug des Königs sollte am 15. September, nachmittags gegen 3 Uhr eintreffen. Etwa eine Stunde vorher wurden mir zwei Telegramme ans Bett gebracht, das eine in englischer, das andere in deutscher Sprache abgefaßt, beide fast gleichzeitig in Kopenhagen aufgegeben. Das englische lautete:

„The Office for H. M. the King of
Prussia private business
Flensborg.
Prevent the voyage further north
Robert.“

Das deutsche Telegramm hatte folgenden Wortlaut:

„Polizeiamt Flensburg.
Dem Könige von Preußen droht Gefahr von Nordschleswigern.
Ein Preuße.“

Was hatten diese Telegramme zu bedeuten? Waren sie der Ausfluß eines boshaften schlechten Scherzes oder enthielten sie eine ernstgemeinte Warnung? Waren sie vielleicht nur bestimmt, den König zu beunruhigen und seine Dispositionen für eine Weiterreise nach Düppel und Alsen zu durchkreuzen oder war wirklich, was zur damaligen Zeit nicht ganz unmöglich erschien, ein Attentat von fanatischen Dänen oder Nordschleswigern geplant? Diese Fragen schossen mir durch den Kopf, ohne daß ich eine befriedigende Antwort finden konnte. Nur das eine war mir klar: krank bleiben durfte ich nicht länger, ich mußte auf meinem Posten sein.

Während ich hastig meine Uniform anlegte und für alle Fälle einen sechsläufigen Revolver zu mir steckte, trank ich, um das Fieber zu vertreiben, das in der Tat nach diesem Schreck nicht wiederkehrte, einige Gläser Portwein und eilte dann nach dem Bahnhof.

Es war die höchste Zeit. In den Straßen wogte bereits eine unabsehbare Menschenmenge. Aus Nah und Fern war man herbeigeströmt. Die Neugier war doch zu groß, den neuen preußischen König zu sehen. Auf dem Bahnhofs-

perron hatten sich die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden versammelt, in der Wartehalle standen Magistrat und Stadtverordnete.

Der Flensburger Bahnhof war zu jener Zeit sehr klein und eng und der Vorraum so beschränkt, daß es nicht angängig erschien, dort die Ehrenkompagnie aufmarschieren zu lassen. Nach Rücksprache mit mir hatte daher das Garnisonkommando die Anordnung getroffen, daß die Ehrenkompagnie vor dem Hause des Kaufmanns Kallsen, dem Absteigequartier des Königs, Aufstellung nehmen und hier von ihm besichtigt werden sollte.

Der Zug lief ein, eine Militärkapelle spielte: Heil Dir im Siegerkranz. Gespannt richteten sich alle Blicke auf die hohe Gestalt, die den königlichen Salonwagen verließ und nun, umgeben von einem glänzenden militärischen Gefolge, darunter der Großherzog von Mecklenburg und die Generale v. Moltke und v. Roon, auf dem Perron die Meldungen der Würdenträger vom Militär und Zivil entgegennahm. Ich hatte den König wiederholt gesehen, als ich im Winter 1857/58 zur Zeit der Regentschaft in Berlin studierte, und war erstaunt über die geringe Veränderung in seinem Äußern. Die Last des Alters hatte ihn ebensowenig zu beugen vermocht, wie die Wucht der großen Ereignisse, die über sein Haupt dahingegangen, und der Gedanke, daß er die Siebenzig bereits überschritten, verstärkte nur den Eindruck seiner imponierenden Erscheinung.

Nachdem ich mich gemeldet hatte, schritt ich dem Könige nach dem Warteraum voran, wo ich auf den Wunsch des im Gefolge befindlichen Oberpräsidenten Barons v. Scheel-Plessen die einzelnen Mitglieder des Magistrats und des Deputiertenkollegiums vorstellte. Ich habe mich nie durch ein gutes

Namensgedächtnis ausgezeichnet; in diesem Augenblick aber versagte es vollständig. Auf gut Glück nannte ich die Namen Hansen, Petersen, Andresen, Petersen, Andresen, Hansen und in den meisten Fällen stimmte das ja auch. Dem scharfen Ohr des Königs war jedoch nicht die auffallende Wiederholung entgangen und er meinte, als wir die Front der Stadtverordneten abgeschritten hatten: „Die Herren scheinen hier merkwürdig gleichlautende Namen zu haben.“

Der König bestieg mit dem Oberpräsidenten einen Wagen, ich fuhr in dem meinigen voraus. Alles war so rasch gegangen, daß ich bis dahin keinen Moment zur Überlegung gehabt hatte. Jetzt kam mir plötzlich mit erschreckender Klarheit zum Bewußtsein, daß ein Attentat, falls es wirklich geplant sein sollte, am leichtesten ausgeführt werden konnte in dem Moment, wo der König den Vorbeimarsch der Ehrenkompagnie abnahm. Das Haus des Kaufmanns Kallsen war ein Eckhaus. Vor dem Haupteingang in der schmalen Bahnhofsstraße stand die Kompagnie mit der Musik. Hier konnte sie aber nicht defilieren, wenigstens konnte die Musik hier nicht einschwenken. Wenn dies geschehen sollte, mußte der König in die breitere Norderstraße hinaustreten, und zwar auf das dem Kallsenschen Hause gegenüberliegende Trottoir. Als ich dem Wagen entstieg, gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß wohl der Straßendamm, aber nicht dieses Trottoir abgesperrt war. Auch das noch! Wäre ich nicht krank gewesen und hätte ich persönlich die Absperrungsmaßregeln überwachen können, so wäre natürlich das Nötige vorgesehen worden. Jetzt aber war es zu spät. Wie festgemauert stand dort die Menschenmasse in fünf, sechs Reihen hintereinander, Kopf an Kopf. Was nun?

Nachdem der König die Front der Kompagnie abgeschritten hatte, wandte er sich fragend an mich: „Wo soll ich

jetzt Aufstellung nehmen?" Ich faßte mir ein Herz und sagte: „Ich bitte Eurer Majestät alleruntertänigst, auf das Defilieren der Kompagnie zu verzichten; es würde nicht ohne Gefahr sein, das jenseitige Trottoir zu betreten." — Der König übersah mit einem Blick die Situation. „Oh," sagte er, „ich finde schon einen Platz." Er wandte sich an das militärische Gefolge: „Bitte, meine Herren, bleiben Sie zurück!" Und nun schritt er, jede Gegenrede abschneidend, über die Straße. Ich folgte ihm allein.

Mit Hilfe einiger Polizisten gelang es, das Publikum wenigstens so weit zurückzudrängen, daß ein kleiner Fleck auf der Bordschwelle des Trottoirs frei wurde. Der König betrat diesen, ich stellte mich hinter ihn. Wir waren so eng eingekeilt, daß sein Rücken gegen meine Brust gepreßt war und meine Ellenbogen diejenigen der mir wildfremden Menschen zu beiden Seiten berührten.

In diesem Augenblicke durchzuckte mein fieberhaft erregtes Gehirn der Gedanke: Wer weiß, ob nicht unter deinen Nachbarn zur Rechten oder zur Linken ein Mordgeselle ist, der das Messer bereits gezückt hat, das dem König in die Seite gestoßen werden soll? — Ich zog meinen Revolver unbemerkt hervor und legte, ihn nach unten haltend, den Finger an den Drücker. Hätte ich irgend eine verdächtige gegen den König gerichtete Bewegung wahrgenommen, ich würde rücksichtslos Feuer gegeben haben. Aber, Gott sei Dank, nichts Derartiges zeigte sich.

Die Kompagnie defilierte unter den Klängen des Parademarsches und als die Musik wieder eingeschwenkt war, schritt der König langsam über den Straßendamm nach dem jenseitigen abgesperrten Trottoir. Kaum hatten wir dieses erreicht, so brachen hinter uns die Wogen der Volksmenge

wirbelwindartig zusammen: die Schutzketten der Polizei waren gesprengt, alles stürzte in wildem Durcheinander an uns vorbei. Zugleich aber geschah etwas Unerwartetes. Stürmische Hochrufe wurden laut. Der eigentümliche Zauber, der von der Erscheinung des Königs ausging, hatte seine Wirkung bereits getan. Die Menge, die bisher in eisigem Schweigen verharrt hatte, war unter dem unmittelbaren Eindruck der furchtlosen, würdevollen Haltung des Königs, der sich vertrauensvoll in ihre Mitte begeben hatte, ganz spontan von einer Gefühlsaufwallung erfaßt, die um so überraschender wirkte, als das Temperament der Nordschleswiger bekanntlich nichts weniger als leicht erregbar ist. Der König, nicht weil er den Königstitel führte, denn das hatten ja auch Christian VIII. und Frederik VII. getan, sondern weil seine königliche Persönlichkeit so ganz dem Bilde entsprach, das sich die Volksseele instinktiv von der Majestät eines Herrschers von Gottes Gnaden macht, hatte wie mit einem Schlage eine Empfindung wachgerufen, die neu und in ihrer Neuheit anregend war: die Empfindung der Loyalität gegenüber dem Ehrfurcht gebietenden Träger der Krone. Der plötzliche Umschlag der Stimmung wirkte auch noch in den nächsten Tagen fort. Überall, wo der König sich zeigte, begegnete er einer ebenso ehrerbietigen wie herzlichen Begrüßung.

Ich war dem König in seine Wohnung gefolgt. Im Hausflur traf ich den Oberpräsidenten. Als ich ihm meine Telegramme zeigte, erschrak er sichtlich und äußerte dann, sie müßten dem König sofort vorgelegt werden, damit dieser seine Maßregeln treffen könne. Mir erschien das in hohem Grade zweifelhaft und ich blieb auch bei meinem Bedenken, als der Regierungspräsident Elwanger herangetreten war und der Ansicht des Oberpräsidenten beipflichtete. Wir

einigten uns endlich dahin, zunächst den Rat eines der diensttuenden Flügeladjutanten einzuholen. Als solche fungierten die Majore Graf Lehndorff und v. Lucadou. Der Oberpräsident und ich begaben uns die Treppe hinauf und trafen oben den Grafen Lehndorff. Er las die Telegramme aufmerksam durch und sagte dann nach einigem Nachsinnen: „Ich rate dringend davon ab, die Telegramme Seiner Majestät vorzulegen, denn sie würden höchstens die Wirkung haben, die Unbefangenheit seiner Stimmung zu trüben. In der Sache selbst würde alles beim alten bleiben. Der König, soweit ich ihn kenne, würde sagen: Ich stehe in Gottes Hand, und würde nicht die geringste seiner Dispositionen ändern". Diese Auffassung erschien so durchschlagend, daß sie auch den Oberpräsidenten überzeugte. Ich nahm die Telegramme wieder an mich, froh, nicht mehr allein für ihre Unterschlagung verantwortlich zu sein.

Der Sorge aber war ich damit nicht ledig. Ich blieb während der folgenden Tage immer in unmittelbarer Nähe des Königs, scharf nach allen Seiten auslugend und jeden Unbekannten mißtrauisch beobachtend. Und erst als der König sich auf einem zur Marine gehörigen Avisodampfer eingeschifft hatte, um über Sonderburg nach Kiel zu fahren, fiel mir ein Stein vom Herzen.

Hinzufügen will ich nur noch, daß ich selbstverständlich das Kopenhagener Polizeiamt ersucht habe, nach den Absendern der Telegramme Recherchen anzustellen, daß diese aber völlig erfolglos geblieben sind.

II.

In Flensburg bestand von alters her eine Schützengilde, die „Knudsgilde" benannt. Der Sage nach sollte sie vom Könige Knud dem Großen von Dänemark im elften Jahrhundert gestiftet sein. Sie besaß umfangreiche Liegenschaften und einen Silberschatz, dessen einzelne Gegenstände, Pokale, Humpen, Schilder, aus den verschiedensten Jahrhunderten stammten. In ihren Truhen befanden sich uralte Dokumente, Privilegien aller Art, die ihr von den dänischen Königen, für die wohl sämtlich der Reihe nach gute Schützen den Königsschuß abgegeben hatten, aus dieser Veranlassung verliehen worden waren. Als das wichtigste und erfreulichste Privilegium galt, daß der Schützenkönig und seine Ritter, die sogenannten Ältermänner, völlige Steuer- und Abgabefreiheit besaßen. Leider wurde nun dieses schöne Vorrecht mit allen andern Steuerprivilegien, an denen meine liebe Heimat Schleswig-Holstein so reich war, nach der Annexion durch die preußische Gesetzgebung grausam vernichtet. Darob natürlich große Betrübnis, aber was war zu machen?

Als nun die Nachricht eintraf, der König werde einige Tage in Flensburg verweilen, kam den beiden Ältermännern (ein Schützenkönig war momentan nicht vorhanden) eine sublime Idee. Sie kalkulierten folgendermaßen: Wenn es gelingen sollte, dem König wie so vielen seiner dänischen Vorgänger die Schützenkönigswürde zu verschaffen, so würde er genötigt sein, der Gilde ein Geschenk zu machen, und man könnte ihm dann vielleicht unter den Fuß geben, daß die willkommenste Gabe ein erneuertes Privileg der Steuerfreiheit sei. Um dieses erstrebenswerte Ziel zu erreichen, erschien

es am zweckmäßigsten, ein Königsschießen ad hoc zu veranstalten und hierzu Seine Majestät besonders einzuladen. Schwierig war nur, es so einzurichten, daß ein Königsschuß wirklich fiel und nicht vorbeigeschossen wurde. Aber auch hierfür wußten die Ältermänner Rat.

Unter den Requisiten der Gilde befand sich eine aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Scheibe, die einen absonderlichen Mechanismus in sich barg. Traf ein Schuß das Zentrum, so wurde zugleich eine Feder berührt, die mit zwei neben der Scheibe horizontal liegenden hölzernen lebensgroßen Grenadieren in Verbindung stand und diese zum Aufstehen brachte. Das Erheben der beiden Grenadiere, das nicht ohne knarrende Töne vor sich ging, war somit das Zeichen, daß der Schuß gefleckt hatte, die Grenadiere proklamierten gewissermaßen den glücklichen Schützen als König. Auf diese alte Scheibe setzten nun die Ältermänner ihre Hoffnung. Sie hielten es für ausgeschlossen, daß der König in seinem hohen Alter noch Treffsicherheit genug besitze, um wirklich einen Schuß ins Zentrum zu tun, aber man konnte ihn das glauben machen, man konnte corriger la fortune, wenn man dafür sorgte, daß die Grenadiere unter allen Umständen ihre Pflicht täten, auch wenn der Schuß ins Blaue ginge. So wurde denn schlauerweise der Mechanismus außer Funktion gesetzt und ein Arbeiter beauftragt, sich in einem Hohlraum unter der Scheibe zu verbergen und in demselben Moment, in welchem der Schuß fiel, auf die besagte, die Grenadiere aufstachelnde Feder zu drücken. Jetzt war man des Erfolgs sicher.

Von diesem raffinierten Anschlage hatte ich natürlich keine Ahnung, als ich den König bat, in sein Programm auch einen Besuch des Schützenplatzes der Knudsgilde aufzunehmen . . .

Die glänzend verlaufene Parade war beendet und der König in bester Laune, als sich bei herrlichem Sonnenschein der lange Wagenzug in Bewegung setzte, der ihn und sein Gefolge nach dem Marienwäldchen bringen sollte.

Am festlich geschmückten Eingang des Schützenplatzes erwarteten uns die Älterleute, von denen der eine einen mächtigen, mit Sekt gefüllten Pokal trug und um Annahme eines Ehrentrunkes bat. Als der König das schäumende Naß erblickte, fragte er scherzend: „Ist das Milch?" „Nein," erwiderte der Ältermann mit feierlichem Ernst, „echter Champagner". Der König setzte den Pokal an die Lippen und reichte ihn dann dem Großherzog von Mecklenburg, der ihn, nachdem auch er getrunken, weitergab, so daß der Pokal die Runde im ganzen Gefolge machte.

Inzwischen hatte sich der Ältermann geräuspert und eine wohlgesetzte Rede begonnen, in der er auf die Bedeutung hinwies, die der Besuch des Königs für die Gilde habe und die Bitte aussprach, der König möge auf die alte historische Scheibe einen Schuß, womöglich einen Königsschuß abgeben. Er setzte den Mechanismus der Scheibe weitläufig auseinander und betonte nachdrücklich, daß das Erheben der beiden Grenadiere ein untrüglicher Beweis für einen Kernschuß sei.

Der zweite Ältermann trat dann vor und überreichte eine schußfertig gemachte Büchse, die etwas schwer zu sein schien, denn der König fragte, indem er sie in der Hand wog, ob es gestattet sei, aufzulegen. Gewiß, lautete die Antwort. Der König sah sich um, worauf ich vortrat und um die Ehre bat, als Stütze dienen zu dürfen.

Der König legte die Büchse auf meine Schulter und zielte lange. Endlich krachte der Schuß. — Pause. — Die beiden Ältermänner erblaßten und sahen sich hilfesuchend an.

Mit einem Male ertönte ein merkwürdig knarrendes Geräusch, die beiden Grenadiere waren glücklich in die Höhe gebracht.

„Ma — Majestät haben das Zentrum getroffen,“ stotterte der eine Ältermann. Der König brach in ein herzliches Gelächter aus.

„Kinder, macht mir doch nichts vor. Sitzt nicht ein Kerl unter der Scheibe, der die Maschine gedreht hat?“

Die Ältermänner waren aufs äußerste verblüfft, aber sie gaben der Wahrheit die Ehre. „Ja — jawohl, Euer Majestät!“

Auf dieses offene Geständnis folgte ein Ausbruch allgemeiner Heiterkeit, der sich schwer beschreiben läßt. Der Kriegsminister v. Roon lachte, daß ihm die Tränen herabliefen und selbst der ernste General v. Moltke schüttelte sich. Der König, den die Szene auf das lebhafteste ergötzte, beruhigte freundlich die völlig fassungslosen Ältermänner. Es täte ihm sehr leid, sagte er, daß er nicht auch König der Knudsgilde geworden sei; jetzt müßte er sich mit seinem eigenen Königtum begnügen. Dann schritt er, immer noch vor sich hin lachend, zu seinem Wagen und fuhr in die Stadt zurück.

Aber die Sache sollte noch ein unerwartetes Nachspiel haben.

In der „Harmonie“, dem vornehmsten Lokale der Stadt, fand nachmittags das Paradediner statt, zu dem aber nicht nur die Generale und Stabsoffiziere, sondern fast sämtliche höheren Beamten geladen waren. Ich saß an der Längsseite der hufeisenförmig gedeckten Tafel zwischen zwei befreundeten Offizieren, als ein Diener mir leise zuraunte, draußen seien zwei Herren, die mich in einer dringenden Angelegen-

heit zu sprechen wünschten. Auf meine Antwort, es sei unmöglich von der Tafel aufzustehen, entfernte er sich, kam aber nach einigen Minuten mit der Meldung zurück, die Herren ließen sich nicht abweisen, die Sache sei zu wichtig. Ich versuchte nun möglichst unbemerkt den Saal zu verlassen und fand draußen zu meiner Überraschung die Ältermänner, beide in größter Aufregung. Nur mit Hindernissen, denn einer unterbrach immer den andern, konnten sie mir klar machen, worum es sich handelte. Der König hatte in der Tat das Zentrum getroffen. Nachdem er weggefahren war, hatten sich die Ältermänner zur Scheibe begeben, um den Arbeiter, der den Mechanismus ersetzen sollte, wegen seiner unverantwortlichen Unaufmerksamkeit zur Rede zu stellen. Bei dieser Gelegenheit war ihr Blick ganz zufällig auf die Scheibe gefallen und sie hatten zu ihrem höchsten Erstaunen entdeckt, daß eine Kugel mitten im Fleck saß. Alles wäre also ordnungsmäßig verlaufen und auch die Grenadiere wären nach Vorschrift in die Höhe gekommen, wenn sie (die Älterleute) nicht die unglaubliche Torheit begangen hätten, an der Treffsicherheit des Königs zu zweifeln! Sie belegten sich selbst mit den gröblichsten Injurien und rangen über ihre vermeintliche Schlauheit, die sich in das gerade Gegenteil verwandelt hatte, verzweiflungsvoll die Hände. Zu einer Beeidigung ihrer Aussage erklärten sie sich wiederholt bereit. Ich suchte sie zu trösten und versprach ihnen, das meinige zu tun, um die entgleiste Angelegenheit wieder einzurenken.

Als beim Cercle nach aufgehobener Tafel der König auch an mich herantrat, benutzte ich diese Gelegenheit, um ihm von den Angaben der Ältermänner Mitteilung zu machen. Anfangs lächelte er etwas ungläubig; als ich ihm aber sagte, die Ältermänner seien, abgesehen von dem frommen Betrug,

den sie sich in guter Absicht mit der Scheibe erlaubt hätten, durchaus ehrenwerte Leute, die unter ihrem Eid nichts Unwahres behaupten würden, als ich ihm ferner auseinandersetzte, daß ich nach noch geltendem dänischen Recht befugt sei, in jeder Angelegenheit eidliche Vernehmungen anzustellen und deshalb in der Lage sei, im vorliegenden Falle den Tatbestand genau festzustellen, äußerte er, unmöglich erscheine ihm die Sache allerdings nicht, denn er habe beim Zielen ein gutes Abkommen gehabt. Er erklärte sich damit einverstanden, daß die Sache weiter verfolgt und eventuell dem Hofmarschallamt Bericht erstattet werde.

Die von mir nach der Abreise des Königs angestellte Untersuchung ergab in vollem Umfange die Richtigkeit der von den Ältermännern gemachten Angaben. Sie, der Arbeiter und noch einige einwandsfreie Zeugen, die bei den Vorgängen zugegen gewesen waren, wurden eidlich vernommen und die Akten sodann mit einem ausführlichen Begleitbericht dem Hofmarschallamt eingesandt. Nach einiger Zeit erfolgte der Bescheid, daß Seine Majestät geruht hätten, die Schützenkönigswürde der Knudsgilde anzunehmen. Zugleich traf ein Geschenk des Königs ein, wenn ich nicht irre, ein silberner Schild mit dem königlichen Wappen oder Namenszug.

Das Privilegium der Steuerfreiheit läßt allerdings bis auf den heutigen Tag noch auf sich warten.

III.

Noch einer kleinen an sich nicht bedeutenden Episode will ich hier erwähnen.

Am Abend jenes denkwürdigen Tages fand noch eine Festvorstellung im Tivoli, dem Flensburger Sommertheater,

statt, und zwar im unmittelbaren Anschluß an das Diner in der Harmonie. Weißgekleidete Jungfrauen kredenzten einen Trunk in zierlichen Tassen. Der König, in der Meinung, es sei Tee, wollte wohlgefällig die Tasse an den Mund setzen, als er merklich zusammenzuckte: es war Bouillon, Bouillon, unmittelbar nach einem Diner! Ich sehe noch die halb verlegene, halb ergötzte Miene des Königs, als er sich bemühte, die Tasse wieder loszuwerden, ohne die jungen Damen zu verletzen. Das Angebot einer zweiten Tasse wies er dankend zurück.

Es war für nötig befunden worden, die eigentliche Vorstellung mit einem Prolog in Versen zu eröffnen, aber die Beschaffung der Verse hatte einige Schwierigkeiten gemacht. Im Augenblick war kein richtiger Dichter aufzutreiben gewesen. Da man bekanntlich, wenn alles andere fehlschlägt, zuletzt immer noch die Hilfe der Polizei anruft, hatte man sich schließlich an mich mit der Bitte gewandt, den Pegasus zu besteigen. Ich hatte denn auch im Schweiße meines Angesichts einen Prolog zusammengezimmert, der, wie ich glaube, nicht besser und nicht schlechter war, wie die meisten Prologe, die bei solchen Gelegenheiten verübt zu werden pflegen. Da er nun von einer jungen und hübschen Schauspielerin wirkungsvoll vorgetragen wurde, machte er sich ganz passabel und der König war so gnädig, sich nach dem Verfasser zu erkundigen. Als ich ihm genannt worden war, winkte er mich herbei und meinte lächelnd, ich schiene ein recht vielseitiger Herr zu sein. Dann erkundigte er sich eingehend nach meinen persönlichen Verhältnissen, meiner Familie usw. und bat, als er erfuhr, daß meine Frau im Saale anwesend sei, ihn zu ihr zu führen.

Die Damen saßen „im schönen Kranze“ auf einer nied-

rigen Estrade, nach Rang und Würden geordnet, an der Ecke die Divisionskommandeuse, dann folgten die Gemahlinnen der Generale, Obersten usw. Zwischen zwei Frau Majorinnen hatte es bei der Placierung einen gereizten Wortwechsel gegeben, weil beide behaupteten, das Patent ihres Gatten sei das ältere. Meine Frau hatte sich, unbekümmert um ihren Rang, ziemlich weit nach unten gesetzt. Wie nun der König, von dem Oberpräsidenten und mir geleitet, durch den Saal schritt und alles ehrfurchtsvoll zur Seite wich, erhob sich der Damenflor rauschend und erwartete gespannt sein Herannahen. Es malte sich aber doch etwas wie Neid und Enttäuschung auf den meisten Gesichtern, als der König zwar die Damen im allgemeinen durch eine Verneigung begrüßte, dann aber direkt auf meine Frau zutrat und mit ihr in dem chevaleresken Tone, den er Damen gegenüber anzuschlagen pflegte, ein Gespräch anknüpfte, wobei er unter anderm äußerte, mein Prolog sei so hübsch gewesen, daß sie mir wahrscheinlich bei der Abfassung geholfen habe. Dann kehrte er nach einer zweiten generellen Verneigung auf seinen Platz zurück.

IV.

Am nächsten Morgen verließ der König die Stadt. Der Eindruck, den er hinterlassen, war tief und nachhaltig und man darf wohl sagen, daß sein Erscheinen den ersten Anstoß zu einem langsam aber stetig fortschreitenden Umschwung der öffentlichen Stimmung im Lande gab. Seine imponierende, und doch so herzgewinnende Persönlichkeit hatte in allen Kreisen, mit denen er in Berührung gekommen war, die Überzeugung wachgerufen, daß er ein Landesherr nach dem Herzen

der Schleswig-Holsteiner sein werde: schlicht, einfach, prunklos und doch voll Würde und Majestät, jeder Zoll ein König! Gegen die preußischen Einrichtungen, die Steuern, die Wehrpflicht, die stramme Zucht der Beamten usw. sträubte sich der am Hergebrachten hängende Sinn der Bevölkerung noch lange. Aber neben der Lichtgestalt des greisen Königs und Kaisers begann der Stern des sonst durchaus sympathischen Herzogs Friedrich VIII. allmählich zu erblassen. Der Feldzug in Frankreich, wo die neuformierten schleswig-holsteinischen Regimenter ihre Feuertaufe erhielten und die Waffenbrüderschaft mit den preußischen erneuten, trug nicht wenig dazu bei, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken. Und als dann noch die dynastische Streitfrage durch die Vermählung des deutschen und preußischen Thronerben mit einer Tochter des angestammten Herzogs eine freundlich versöhnende Lösung gefunden hatte, schwand auch der letzte Groll gegen Preußen im Volke.

Jetzt fühlen sich die Schleswig-Holsteiner ebenso als Preußen, wie die Schlesier oder Rheinländer. Wohl sind sie nach wie vor, und zwar mit Recht, stolz auf ihre engere Heimat und lieben es, sich landsmannschaftlich zusammenzuschließen. Aber ihrer preußischen und deutschen Vaterlandsliebe tut dieser separatistische Zug keinen Abbruch. Sie wissen es längst, daß die Schicksalswendung des Jahres 1866 für sie ein Glück gewesen ist und daß sie der Einverleibung in Preußen den Aufschwung des Landes auf allen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens verdanken.

Auch der Gegensatz gegen Dänemark hat seine frühere Schärfe allmählich verloren. Die Zeit heilt alle Wunden, sie hat auch die Wunden geheilt, welche die reinliche Scheidung des Jahres 1864 dem hochgespannten dänischen Selbstgefühl

geschlagen hat. Es bedurfte einer längeren Frist, bis sich die aufgeregten Gemüter in Dänemark beruhigten. Jetzt erkennt man diesseits und jenseits der Königsau, daß es zwischen den beiden solange vereinigt gewesenen Ländern auch nach der Trennung noch manche Berührungspunkte gibt, die einer sorgsamen Pflege wert sind. Die Annäherung hat auf beiden Seiten während der letzten Jahre erfreuliche Fortschritte gemacht und die Tatsache, daß in diesem Sommer (1905) ein Teil der deutschen Flotte auf der Reede von Kopenhagen geankert und der Danebrog neben der schwarz-weiß-roten Flagge geweht hat, eröffnet einen freundlichen Ausblick auf das zukünftige Verhältnis Dänemarks zu Deutschland und damit auch zu Schleswig-Holstein.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.